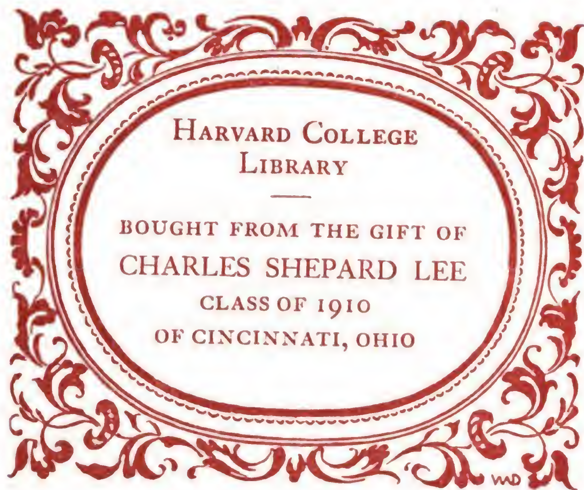
Die Bunte Reihe

Fritz Mauthner


HARVARD COLLEGE
LIBRARY
BOUGHT FROM THE GIFT OF
CHARLES SHEPARD LEE
CLASS OF 1910
OF CINCINNATI, OHIO
WD



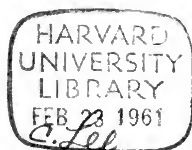
Fritz Mauthner

Die Bunte Reihe

Berliner Roman



Paris, Leipzig, München
(München, Kaulbachstr. 51 a)
Verlag von Albert Langen
1896


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 23 1961

I.

„Mama, wann giebt's Mittag zu essen?"

Es war der fünfjährige Siegfried, der zum dritten Male fragte.

„Halt' den Mund, dummer Bengel, wir müssen ja wieder auf ihn warten."

„Hunger habe ich auch," sagte darauf das kleine Mädchen. „Vater könnte etwas schneller dichten."

„Ach Gott, liebes Lenchen, das sage ich ihm oft genug. Aber gerade heute will er ja fertig werden mit seiner großen Sache. Heute müssen wir warten. Nimm dir 'ne halbe Schrippe und gieb Frieden die andere."

Das schlanke, blasse Mädchen sprang vom Schemel auf, wo sie der Mutter bunte Seidenfäden zugereicht hatte, und ging an den Tisch heran. Der war noch vom Morgenkaffee her mit einem alten roten Tuche gedeckt, darauf standen jetzt drei Teller und Bestecke, allerlei Geschirr. Neben dem Suppenlöffel von gelb gewordenem Neusilber lag ein halbes Dutzend Schrippen. Lenchen suchte eine heraus, welche die wenigsten Rußflecke zeigte, brach sich ein Stück davon ab und gab das übrige ihrem Brüderchen.

Lenchen war drei Jahre älter und bemutterte ihn gern. Sie hatte ihn schon lange beobachtet, wie er an der ungedeckten Seite des Tisches auf einem Stuhle kniete und das grobe Gebäck mit den Augen heranzuziehen suchte.

Während nun die Kinder ihren Hunger ein wenig stillten und miteinander dabei leise von der Maus erzählten, die sie und ihre Spielgenossen gestern auf dem Hofe begraben hatten, stichelte Frau Bohrmann weiter an ihrer Handarbeit. Die kleine Wohnung lag vier Treppen hoch an der Nordseite der Frankfurter Linden. Die Hitze eines ungewöhnlich schwülen Junitages war hereingedrungen. So saß die Lehrersfrau, mit überschlagenen Beinen, möglichst leicht gekleidet, da. Ihr Mann, der im Nebenzimmer so langsam dichtete, verabscheute jede Nachlässigkeit in der Kleidung; aber wenn er es anders haben wollte, so konnte er ja anstatt der drei lumpigen Löcher hier unter dem Dache irgendwo die Bel-Etage mieten, einen Flügel extra für sich, wo er dann den ganzen Tag ungestört dichten konnte, und die ganze Nacht dazu. In solchen Wohnungen gab es gewiß kühle Räume mit Springbrunnen. Sie war gar nicht so dumm. Sie konnte sich auch etwas ausmalen, schöner als er vielleicht. Und wenn sie ihm so nicht paßte, dann blieb sie erst recht wie sie war. Die Füße nackt, einen alten dünnen Rock, und sonst nur mit einem groben Hemde bekleidet. Sie wußte ganz gut, was Batist war, sie hatte sogar einmal

sechs Batisthemden gehabt. Damals, als sie noch glaubte, daß ein reicher Verehrer . . . ach, Unsinn! Jetzt war sie eine arme Lehrersfrau, und blieb es, weil sie's nicht ändern konnte.

Frau Bohrmann ließ die linke Hand mit der Handarbeit in den Schoß sinken und stocherte mit der Nadel in den hübschen, kleinen, regelmäßigen Zähnen. Konnte er auch nicht leiden. Just. Sie mochte kaum mehr als sechsundzwanzig Jahre alt sein, hatte volle, schöne Formen und ein hartes Gesicht mit einer auffallend kleinen, hübschen, frechen Stupsnase. Das Haar, das ihr ungeordnet in schlecht gesteckten Zöpfen um den Kopf hing, war von stumpf rötlicher Farbe.

Mit einem Lächeln der Befriedigung blickte sie auf ihre Handarbeit, die nun bald fertig war. Ein Sofadeckchen, das sie aus allerlei Lappen mit bunter Seide regelmäßig zusammentiftelte. Vor Weihnachten hatte sie das Deckchen angefangen. Zum heiligen Abend sollte sie mit einem Plüschsofa überrascht werden, damit wenigstens dieses Zimmer hier, die gute Stube, nach etwas aussehe. Die beiden anderen Stuben waren ja doch nicht fein zu kriegen; hinten hinaus schliefen die Kinder, seit kurzem auch sie, — seitdem ihn ihre Nähe beim Dichten störte, auf einmal! — und da lohnte es eigentlich nicht einmal immer die Mühe, die Betten zu machen. Es kam ja doch Keiner hinein, nicht zu den Kindern und nicht zu ihr. Und nebenan, wo er die Schularbeiten

korrigierte und dichtete und schlief, da war das alte Gerümpel gerade recht. Nur hier in der guten Stube wollte sie ein Plüschsofa haben, wie ihre Cousine, die doch nur eine Schutzmannsfrau war.

Zu Weihnachten hatte sie es bestimmt erwartet. Ihr Mann hatte es ihr freilich nicht versprochen; er hatte auch kein Geld, hatte nie Geld, aber zu Weihnachten konnte doch einmal ein Plüschsofa vom Himmel fallen. Früher einmal, freilich nur ein einziges Mal, hatte sie so einen Weihnachtsabend erlebt. Die kleine goldene Uhr hatte sie von damals noch erhalten, sonst nur eine lustige kleine Erinnerung und eine große Sehnsucht.

Frau Bohrmann blickte vor sich hin, als erwartete sie etwas.

Lenchen mochte diesen Blick kennen und verstehen. Sie setzte sich wieder auf ihren Schemel und sagte:

„Mama, wenn du mit dem Sofaschoner fertig bist und Papa mit seiner großen Geschichte, bekommen wir es dann?“

„Auf alle Fälle, Lenchen,“ antwortete Frau Bohrmann wieder mit dem Lächeln einer rohen Befriedigung. „Er muß. Eine ganze Garnitur. Sofa, zwei Fauteuils und sechs Stühle. Modefarbener Plüsch.“

„Mama, und das modefarbene Plüschkleid kriegst du auch?“

„Du bist ein Engel, Lenchen. Aber das weiß ich nicht. Und wenn, dann vielleicht lieber ein blauseidenes. Und du kriegst dann meinen Handschuh-

kasten, weißt du, den mit dem nackten Engel darauf, und ich krieg' einen neuen einfachen, mit einem Dutzend drin."

„Mama, kriege ich deinen alten Handschuhkasten mit oder ohne Handschuhe?"

Frau Bohrmann antwortete nicht. Sie stierte über den Tisch hinweg durchs Fenster. Ihr Gesicht nahm einen ernsten, träumerischen Ausdruck an, so ernst, als dächte sie nach.

„Am Ende hat er wirklich Glück damit," sagte sie langsam. „Die dummen Bauern haben oft die größten Kartoffeln. Nein, nein, wenn er Glück hat, will ich stille sein und meinetwegen glauben, daß er etwas los hat. . . Dann, Lenchen, dann sollst du sehen. Ich habe auch bessere Tage gekannt. Wir nehmen dann ein Mädchen für alles, und zum Herbst oder zu Weihnachten . . . ja wohl, zu Weihnachten, dann nehmen wir eine Köchin, weißt du, Lenchen, eine feine Köchin, und am zweiten Feiertage geben wir eine Gesellschaft, chic, vierzehn Personen, ich bin nicht abergläubisch, aber dreizehn geht nicht. Friede kann den Abend bei der dummen Gans schlafen, bei Fräulein Reymond nebenan. Du darfst aufbleiben, damit du 'mal eine feine Gesellschaft siehst. Weißt du, mit 'nem Lohndiener und Rotwein, und Bowle und Fischmayonnaise."

Sie wurde von Siegfried unterbrochen, der jämmerlich zu weinen anfing.

„Was hat der Bengel schon wieder?"

Den Jungen stieß der Bock. Mühsam brachte er hervor:

„Dann kriege ich keine Fischmayonnaise, und Fräulein Reymond auch nicht. Dann werden die Großen alle Fischmayonnaise aufessen."

„Halt' den Mund, dummer Bengel. Vater muß ja arbeiten. Stör' ihn nicht. Wenn er Hefte korrigiert, magst du heulen, so viel du willst. Wenn er dichtet, kann er Heulen nicht vertragen."

Lenchen war wieder an den Bruder herangetreten. Er hatte in seinem Schmerz das letzte Stückchen der Schrippe zu Boden fallen lassen. Sie hob es auf und schob es ihm fast gewaltsam zwischen die Zähne.

„Sei doch man gut, Friede," sagte sie gutherzig. „Fräulein Reymond soll nichts abkriegen. Aber dir hebe ich etwas Mayonnaise auf. Und wahrscheinlich giebt's auch nur Heringssalat."

„Wie du dich immer mit dem Jungen hast!" rief Frau Bohrmann, als ob sie auf ihr Töchterchen eifersüchtig wäre. „Lass' ihn doch!"

Da öffnete sich die Thür des Seitenzimmers und der Lehrer Bohrmann trat herein. Er war ein hübscher, großer, schlank und kräftig gebauter Mann von etwa dreißig Jahren. Um die Augen lag ein hilfloser Zug von Müdigkeit. An der Stelle eines Schnurrbartes war nur ein hellblonder Flaum, aber um das Kinn wuchs ihm etwas dunkler ein dichter, kurz gehaltener Vollbart. Einfache, blonde Locken,

wirkliche, natürliche blonde Locken umrahmten den kleinen Kopf, nur daß das Haar über der Stirne schon stark gelichtet war.

Nervös ging er auf die Kinder zu. Als ob er zanken wollte. Als er aber die verweinten Augen Siegfrieds sah, gab er ihm einen Kuß auf die Stirne und sagte:

„Ihr habt wohl Hunger? Seht, die Erde hat mich wieder. Das ist ein klassisches Dichterwort. Wir wollen essen."

Er wandte sich an seine Frau und schüttelte mit unterdrücktem Vorwurf seine Locken, als er ihre mangelhafte Kleidung sah. Er selbst trug über einem buntfarbigen Turnerhemde nicht ohne Eitelkeit ein baumwollenes Röckchen. Er sah bei aller Ärmlichkeit sauber und sogar ein bißchen geckenhaft aus.

„Willst du dich nicht anziehen, liebe Hilde? Und wollen wir nicht essen?"

„Das fehlte mir gerade noch," rief Frau Bohrmann, die eigentlich Franziska hieß, und die der Lehrer in der sonnigen Brautzeit in Hilde umgetauft hatte, zur Erinnerung an eine alte Schwärmerei. „Das fehlte mir gerade noch, daß du mir Vorwürfe machst. Seit einer Stunde ist das Essen fertig. Die Kinder bellen vor Hunger. Wir lauern und lauern, und da soll ich noch Zeit für meine Toilette haben! Der Herr Theaterdichter möchte sich wohl gerne einbilden, er wäre ein vornehmer Herr. Dann bilde dir's gefälligst allein ein. Bin ich zu nichts

anderem gut, so brauche ich auch nicht Toilette zu machen. Für dich! Auch noch!"

Sie gab die böse Antwort in phlegmatischem Tone, ohne sich zu rühren; und that dabei, als ob sie ihre Handarbeit vollende. Dann warf sie diese plötzlich auf den Tisch, daß die bunten Lappen zwischen die Schrippen hineinfielen, und ging hinaus, wo von dem dunklen Flur die Thür nach der Küche führte.

Der Lehrer setzte sich zwischen seine Kinder an den Tisch.

„Wie oft soll ich es dir sagen, lieber Siegfried, daß gesittete Männer und Frauen die Gabel nicht bereit halten, bevor sie die Speise nicht auf ihrem Teller liegen haben. Es sieht gierig aus und . . ."

Der Lehrer beendete seinen Satz nicht. Das Wort gierig hatte ihn an einen Vers seiner Tragödie erinnert, da verschwand ihm die Wirklichkeit, die Kinder, der unordentliche Tisch, die halb leere Stube, alles. Er wachte erst wieder auf, als seine Frau den Napf mit Bierkaltschale auf den Tisch stellte und dazu brummte:

„Die Bohnen werden ein bißchen angesetzt haben. Und ich habe sie doch erst vor zehn Minuten vom Loch gerückt."

Lenchen hätte auch ohne einen gewissen aufmunternden Blick gewußt, daß Mama log, und daß sie Unterstützung suchte. Das gehörte immer zu Lenchens geheimen Vergnügungen.

„Ja, Vater," sagte Lenchen, „das Feuer schlug aber auch ordentlich aus dem Loche heraus. Die teure Kohle, sagte ich, und Mama sagte noch: Wenn Vater doch schneller dichten wollte!"

Inzwischen hatte der Lehrer die kalte Suppe ausgeteilt und erinnerte sich wieder einmal zu spät, daß Siegfried in seiner tadelnswerten Gier das Tischgebet vergessen hatte. Bohrmann war ein bißchen freidenkend, aber nicht zu sehr, und nur mit schlechtem Gewissen.

Er legte seinen Löffel wieder hin und sagte streng: „Siegfried!"

„Was soll ich?" stöhnte der Junge undeutlich, während er, sich überstürzend, einige Löffel nahm.

„Vater," lenkte Lenchen ein, „Friede hat das Tischgebet vorhin gesagt, wie wir warten mußten und eine Schrippe bekamen. Wirklich und wahrhaftig! Wir haben es sogar beide aufgesagt. Und Mama auch. Und darum haben wir jetzt gleich angefangen."

Siegfried löffelte weiter, aber dabei fand er noch die Möglichkeit, zu weinen und langsam hervorzustoßen:

„Nein, Papa, ich habe das Tischgebet ..."

„Friede!" rief Lenchen drohend, und es blitzte abscheulich boshaft in dem hübschen, blassen Gesichte auf.

„Es ist gut," sagte Bohrmann, „aber du weißt, Lenchen, du sollst nicht Friede zu ihm sagen. Er

heißt Siegfried, und zwar zu Ehren des deutschen Nationalhelden, welcher als ein Sonnensohn Riesen und Drachen überwand, unverwundbar war und von dem Schwarzelfen umgebracht wurde."

„Vater," fragte Lenchen, „wenn er unverwundbar war, wie haben sie ihn umbringen können?"

Bohrmann hörte wieder nicht zu. Er bewegte den Suppenlöffel im Takte auf und nieder und murmelte wie in poetischer Verzückung:

„Sonnensöhne, Weiberschöne, Schwertgezücke, Weibertücke."

Unwillkürlich fuhr er mit der linken Hand über den blonden Ruschelkopf Siegfrieds und blickte ihn froh an, als wollte er sagen: So einen Vater hast du. Und was wird erst aus dir werden unter seiner Leitung!

Die Frau war barfuß hinausgeschlurft und hatte jetzt, als sie mit einer dampfenden Schüssel hereinkam, alte Filzpantoffel an.

„Das kommt von deiner Unordnung," und sie setzte das Gericht hart auf den Tisch, als ob ihr die Last zu schwer gewesen wäre. „Richtig haben sie ein bißchen angesetzt. Kaum zu spüren, aber bei dir wird sich natürlich wieder das Dach heben." Sie schob die leeren Suppenteller einfach beiseite und legte vor.

„Nicht zu viel, bitte, Mama," rief Lenchen. „Du weißt, von Schweinebauch kann ich nie viel essen."

„Von gar nichts kannst du was essen. Da, hier

hast du ein mageres Stück. Das Fette lege ich Frieden zu, oder hast du auch zu mäkeln?"

Der Junge stürzte über das Essen her und kreischte:

„Zu heiß! Und ich habe solchen Hunger."

„Ein gesitteter Mann, lieber Siegfried, muß sich in früher Jugend beherrschen lernen, denn die Gier ist die Erzfeindin aller Tugenden. Gierige Menschen sind selten tugendhaft. Man könnte auch sagen: Wer gierig ißt, der ist der Tugend bar. Verstehst du das, mein Siegfried?"

„Ja, Papa. Aber Schweinebauch esse ich so furchtbar gern, und er ist zu heiß!"

Der Lehrer war wieder wie geistesabwesend und aß, was die Frau ihm auf den Teller gelegt hatte. Sie selbst hatte vor einer Stunde für sich und Lenchen einen süßen Eierkuchen gebacken und aß jetzt nur etwas Brot und Fett.

„Nie ist etwas gut genug für sie, und du bist der Schlimmste."

„Wo denn? Was denn?" fragte Bohrmann.

„Wo warst du denn schon wieder?" fuhr sie ihn an. „Von wo kommst du herunter? Vom Kronleuchter? Wo kommst du her? Aus dem Mustopf, wie's mir scheint."

„Das wäre wohl möglich," sagte Bohrmann mit einem guten Lächeln, „da für euch ein Glas mit Eingemachtem oder ein Mustöpfchen, wie du es nennst, eine hohe Wonne ist und ich eben aus dem

Himmel meiner Träume in diese Welt unter euch trete; so könnte man volkstümlich sagen. ... . Wie denn? Was denn? Nein bitte, Hilde, heute nicht! Es ist heute der Geburtstag meines Erstlingswerkes. Mein hohes Lied ist heute geboren worden."

„So bist du endlich fertig? Gott sei Dank."

„Ich hatte noch die letzten Worte niederzuschreiben. Weißt du, liebe Hilde, wißt ihr, liebe Kinder, die letzten Worte meines Erstlingswerkes, worauf dann der Vorhang fällt und die Menschen im Theater aufspringen und mit ihren Händen zusammenschlagen. ... O Gott, o Gott!"

Der Lehrer war selber aufgesprungen und stellte sich ans offene Fenster.

„Irgend ein Geräusch hat mich unterbrochen, ein Ruf von der Straße. So habe ich die letzten Worte für den Nachmittag gelassen. Die letzten Worte brauchen immer eine besondere Stimmung. Sogar Frau Lose hat mir gesagt, es käme aufs Schlußwort an."

„Die!"

„Ja, Mascha Lose. Und so kann ich wohl sagen, meine Kinder, daß euer schlichter Vater ein Werk vollendet hat, na, noch nicht vollendet, um nicht zu lügen, das dauerhafter sein wird als Erz und Verträge. Ihr alle habt mitgeholfen, ihr beide durch euren Gehorsam und eure Güte; auch du, Hilde, durch tägliche kleine Opfer. Alle habt ihr geholfen, dafür wird euch das Werk auch Ehre machen. Wartet

nur, wartet nur! Wenn du in die Schule kommen wirst, Siegfried, und einer meiner Kollegen wird dich fragen, wie du heißest, und du wirst sagen, Siegfried Bohrmann, und der Lehrer wird fragen, welches Bohrmann Söhnchen du seiest, ob gar des Dichters Bohrmann? dann wirst du sagen können, Ja wohl, Johannes Bohrmann, der Dichter Bohrmann ist mein Vater. Wartet nur, wartet nur!"

„Wenn du fertig bist, Papa," sagte Siegfried, „dann kriegt Mama ein Plüschsofa und Lenchen einen alten Handschuhkasten mit nackten Bengeln. Kriege ich auch was, wenn du fertig bist? Ich will ein Schaukelpferd, Papa, wenn du wirklich fertig bist!"

„Was ist das mit dem Plüschsofa?" fragte Bohrmann zerstreut.

„Na ja," sagte die Frau, „ich habe den Kindern erzählt, jetzt würde alles anders werden im Hause. Ich werde den Kindern doch noch erzählen dürfen, daß du ein großer Mann bist und uns alle glücklich machen wirst, und daß ich ein Plüschsofa bekomme. Das wäre noch besser. Hochachtung sollen sie vor dir haben und dir nicht auf dem Kopf herumtanzen."

„Ja wohl, liebe Kinder, da hat eure Mutter recht. Der Dichter steht auf dem Gipfel der Menschheit und braucht sein Haupt vor keinem Fürsten zu beugen, wenn der nicht gerade ein Mäcen ist. Mit Königen und Kaisern speist der Dichter zu Tische,

und Königinnen reichen ihm zum Lohne für eine Vorlesung die Rose von ihrer Brust."

„Wirst du auch beim Kaiser essen?" fragte Siegfried. „Schweinebauch? Bekommen Prinzen so oft sie wollen?"

„Gieb ihm noch ein Stückchen, Hilde, es ist heute ein so seltener Tag. Und ich kann und darf nicht mehr essen. Die Schwingen des Genius dürfen nicht träge werden durch allzu üppiges Leben."

„Natürlich wieder für Siegfried! Ob ich mich satt gegessen habe, daran denkst du natürlich nicht."

„Aber Hilde!"

„Mama meint doch nur, daß Friede schon pumpsatt ist, daß Siegfried schon genug hat, will ich sagen. Iß doch noch, Vater. Du wirst sehen, du wirst dann schneller fertig."

Bohrmann küßte Lenchen auf das rötlich blonde Haar, zwang sich zerstreut zu einigen Bissen und ging dann plötzlich in sein Schlafzimmer zurück. Die anderen beendeten das Mittagessen. Frau Bohrmann führte noch langsam ein Stück Schrippe zum Munde und knabberte träumerisch daran. Lenchen ordnete die Bohnen zu einem Stern, und Siegfried bekam noch einen Löffel voll.

Als niemand mehr aß, fing Lenchen zu schmeicheln an.

„Liebste, beste Mama, weil doch Vater fertig ist und so vergnügt darüber und zur Feier des Tages ... darf ich Kirschkuchen holen?"

„Naschkatze! aber nur zwei Stück.“

„Mich auch!“ brüllte Siegfried.

„Ob der Bengel mich nicht noch 'mal umbringen wird — du kannst mitgehen. Und du, Lenchen, sag' dem Bäcker, daß die Schrippen wieder ganz schwarz waren. Wenn er nicht bessere Backware schickt, so zahle ich die Rechnung, sagst du, und gehe von ihm ab.“

„Du zahlst die Rechnung und gehst von ihm ab, gut, Mama.“

„Ja, und recht patzig wirst du es sagen. Und die Kirschkuchen kannst du gleich bezahlen, und daß ihr mir nicht bummelt! In zehn Minuten seid ihr wieder da!“

Nach einigen Püffen, mit welchen sie an der Thür um den Vortritt kämpften, eilten die Kinder fort. Frau Bohrmann gähnte und blickte unschlüssig bald auf das Tischgeschirr, bald auf ihre Handarbeit. Endlich legte sie beide Hände unter den Hinterkopf, lehnte sich zurück und starrte die Decke an. Sie dachte ungefähr:

„Wer weiß, am Ende wird es was mit dem da, was er da schreibt. Ein gutes Schaf trotz alledem.“

Plötzlich fuhr sie auf. Die Glocke im Flur hatte angeschlagen. Das konnte eine Rechnung sein oder Frau Mascha Lose. Frau Bohrmann schichtete rasch Schüsseln und Teller und Bestecke übereinander und trug alles in die Küche. Dort zog sie eine

gelbe baumwollene Bluse an, mit großen schwarzen Tupfen, und öffnete.

„Ach, wie entzückend, gnädige Frau, daß Sie sich wieder zu uns heraufbemühen!“

II.

Frau Mascha Lose war ein bildhübsches, kleines Persönchen von etwa dreißig Jahren. Sie trug ein elegantes, luftiges Sommerkleid von blaßlila Halbseide. Kindlich blickten ihre grauen Augen aus dem runden, leise gepuderten Gesichtchen und kindlich hing ihr unter dem Hütchen ein schelmischer Mozartzopf herunter.

Die Frauen küßten einander. Frau Bohrmann war jedesmal lebhaft erfreut, fast aufgeregt, wenn Mascha Lose ihre Wohnung betrat. Ihre Erscheinung schmeichelte allem, womit der träge Geist von Frau Bohrmann sich schmeicheln ließ. Denn erstens war Mascha Lose eine reiche Frau und zweitens hatte sie — das stand fest für Hilde vom ersten Tage — ein Verhältnis mit dem Lehrer.

Hilde zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß ein Verhältnis bestand; sie stellte sich das vom ersten Tage an so vor, aber nicht, weil sie etwa eifersüchtig war, sondern gerade, weil sie dieses Gefühl gar nicht kannte. Sie war nur furchtbar neugierig und hätte

viel darum gegeben, erfahren zu können, was diese reiche Frau mit den beneidenswerten Kleidern und dem großen Verkehr an Bohrmann eigentlich fand, und dann, wo die beiden sich wohl trafen und wie sie zu einander standen. Es flößte ihr beinahe Achtung vor ihrem Manne ein, daß eine so reiche Frau sich für ihn interessierte. Das konnte einmal vielleicht sehr wertvoll werden, wenn sie auch ihrem Manne natürlich keine Schlechtigkeit zumutete. Aber schon jetzt, wie waren die kleinen Geschenke angenehm und wie brauchte man sich gar nicht zu bedanken, weil man doch die Frau war und Mascha Lose nur die Freundin oder so. Auch war es reizend, wenn man eine von den anderen Lehrersfrauen auf dem Markte traf oder sonst wo und von dem intimen Verkehr der Frau Lose erzählen konnte.

Der Reichtum von Mascha Lose: dieser Gedanke war es, der Hildes Phantasie ganz erfüllte, sobald sie den fremdartig klingenden Namen hörte. Sie wußte auch sonst nicht viel von ihr. Daß Mascha selbst, ohne ein Wort Polnisch zu verstehen, von dem polnischen Blut in ihren Adern sprach und sich darum Mascha nannte, und daß sie die Frau des bekannten Brauereibesitzers und Stadtverordneten Lose war. Und von Lose wußten sogar diejenigen Gemeindelehrer, die auf kein Tagesblatt abonniert waren, daß er die Brauerei Gesundbrunnen geerbt, daß er sie dann durch seine Geschäftstüchtigkeit vergrößert und in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt

hatte, daß er diese Brauerei nach wie vor leitete und sich sonst an allen großen gemeinnützigen Bestrebungen Berlins beteiligte. Es ließ sich schwer sagen, was seinen Namen so populär gemacht hatte: seine Teilnahme an der Stadtverwaltung, sein volkstümliches Strebertum, seine prächtigen Pferde, die Gefallsucht und die Kleider seiner Frau oder die helle Farbe seines Bieres, des Lose-Biers.

Viel mehr wußte Hilde nicht von Mascha Lose.

Auch von deren Beziehungen zu Bohrmann wußte sie naturgemäß nicht mehr, als die beiden ihr anvertraut hatten. Das kennt man ja. Die eigene Frau erfährt alles zuletzt. Niemand wird es ihr auf die Nase binden.

Während der letzten Oktoberferien hatten Berliner Gemeindelehrer ein Turnfest gefeiert, im großen Garten der Brauerei Gesundbrunnen. Herr Lose war der Gastgeber gewesen. Frau Lose hatte eigenhändig die Preise verteilt, umgeben von einigen Freunden und Freundinnen. Damals mußte die Sache angefangen haben. Auch der Lehrer Johannes Bohrmann hatte einen Preis bekommen, für seine untadelige Bauchwelle. Er war wie berauscht nach Hause gekommen und hatte bis spät in die Nacht von seinem Erfolge erzählt, vom Lose-Bier, von dem wunderbaren Kleide der Frau Lose, dessen Farbe er sich nur nicht gemerkt hatte, von dem göttlichen Lächeln, mit dem sie ihm den Preis gereicht hatte, einen kleinen Cigarettenbehälter von russischem Neu-

silber, den Preis für die beste Rauchwelle. Bohrmann rauchte zwar nicht, auch jetzt noch nicht, aber wie verrückt hatte er sich damals benommen. Gerade an jenem Abende. Und gerade seit jenem Abende war er, sobald er mit Hilde allein war, verlegen und scheu wie in seinen lächerlichen Bräutigamstagen. Na ja.

Frau Mascha hatte ihn damals nicht nur als den Turner kennen gelernt, sondern auch schon als einen Dichter. Unter den Festliedern war der Sang auf die deutsche Turnerei — nach der Melodie: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin" — von ihm gewesen, und vierzehn Tage später war in der „Allgemeinen Lehrerzeitung" ein Festbericht aus seiner Feder erschienen. Darin war zu lesen gewesen: „ . . . Auch die edle Gattin unseres Mäcens dürfen wir nicht völlig mit Stillschweigen übergehen. Wie eine geborene Fürstin — wenn man uns das ungewohnte Fremdwort gestattet — so hochelegant verteilte Frau M. L. die sinnig ausgewählten Preise, die in ihrem ohnehin nicht geringen Werte durch diese Auszeichnung womöglich noch erhöht wurden. Auch bei dem Kränzchen, welches den unvergeßlichen Tag in durchaus heiterer, wenn auch der Würde des Lehrerstandes angemessener Weise beschloß, verschmähte die hochelegante Gastgeberin es nicht, sich mit den schlichten Erziehern der Jugend in holdem Reigen zu schwingen."

Bei diesem Kränzchen hatte Frau Mascha mit allen preisgekrönten Lehrern getanzt, also auch mit Bohrmann. Er tanzte gut, das mußte ihm selbst Hilde lassen. Dann hatte ihn Frau Mascha in einem parfümierten Briefchen auf merkwürdigem Papier gebeten, ihr doch seinen talentvollen Festbericht persönlich zu überbringen. Erst nach dem Weihnachtsabend besaß Bohrmann Hut, Handschuhe und Stiefel von solcher Beschaffenheit, daß er der Einladung zu folgen wagte. Auf einem furchtbar niedrigen Polsterstuhl hatte er Platz nehmen müssen und nur darum war er — wie er seiner Frau einreden wollte — gleich das erste Mal so lange geblieben, weil es selbst für einen Turner nicht leicht war, sich aus diesem Stuhle wieder zu erheben. Und sie habe ihn unaufhörlich erzählen lassen bei einem Glase Feuerwein. So habe damals Frau Mascha erfahren, in seinem Tische liege seit Jahren ein unvollendetes Drama, in Versen.

Wegen dieses Dramas hätte Frau Mascha ihn unter ihren Schutz genommen. Darum hätte sie ihn alle vierzehn Tage zu Tisch geladen und darum käme sie von Zeit zu Zeit hier herauf, die hohen vier Treppen.

Hilde kannte die Welt. Nicht ein Wort glaubte sie von Bohrmanns Erzählungen. Das Leben war voll von Durchstecherei. Und daß Frau Mascha Lose eine Heuchlerin war, das konnte man schon daraus sehen, daß sie jedesmal zuerst nach den

lieben Kindern fragte. Die nach Kindern! Das hat keine und will keine.

III.

„Ach, wie entzückend, gnädige Frau, daß Sie sich wieder zu uns heraufbemühen!“ hatte Frau Hilde beim Öffnen der Thür ausgerufen.

„Ich muß ja wohl, da Sie nicht zu haben sind,“ antwortete Frau Mascha im Eintreten.

Die Komödiantin! Als ob Hilde jemals eingeladen worden wäre! Und auch jetzt sagte Frau Mascha diese freundlichen Worte so obenhin und mit einem so deutlichen Schlußpunkt dahinter, daß sie wieder nicht wie eine Einladung herauskamen. Na warte! Wenn auch Frau Hilde nicht in einer Schweizer Pension erzogen worden war und keinen solchen Pli hatte, sticheln konnte sie auch. Und mußte Hilde sich von der reichen Frau viel gefallen lassen, so mußte Frau Mascha wiederum wegen Bohrmann viel einstecken. Auch das machte diese Besuche so vergnüglich.

„Was machen die Kinder?“ fügte Frau Mascha hinzu.

Richtig, wieder die Kinder, und das so schnell, daß Hilde über das Nicht-zu-haben-sein und Nicht-eingeladen-werden unmöglich etwas dazwischenwerfen konnte.

Auch eine Auskunft über die Kinder wartete Frau Mascha kaum ab. Nicht viel herzlicher fragte sie nach Bohrmann selbst. Aber jetzt hörte sie es doch aufmerksam an, daß er zu Hause sei, an seinem Tische sitze und eben die letzten Worte an seinem Theaterstück dichte. Da wollte Frau Mascha wieder gehen. Das ließ Hilde nicht zu. Bohrmann werde sich kindisch freuen, nachher die Freundin gleich vorzufinden. Und flüsternd, um die Gegenwart des Besuches nicht zu verraten, betraten die beiden Frauen die unwohnliche gute Stube und setzten sich da ans offene Fenster.

„Sie müssen nicht glauben, daß ich es meinem Manne übelnehme, gnädige Frau. Allein schon mit Ihren Kleidern hätten Sie es ihm anthun müssen. Sie wissen, ich bin nicht neidisch. Aber mit solchem . . . Nicht wahr, gnädige Frau, Foulard? . . . Da müssen sich alle Männer in einen verlieben.“

Frau Mascha lächelte. Ihr mißfielen die Umgangsformen Hildes ganz und gar nicht. Die Frau selbst gefiel ihr eigentlich. Schade, daß Hilde nicht mehr Geld hatte. Man hätte ordentlich Freundschaft mit ihr schließen können.

„Lassen Sie doch diese Neckereien, liebste Frau Bohrmann. Sie wissen ja doch, daß mich nur sein Drama interessiert. Und die Männer überhaupt. . . . Unser Verkehr ist ausgedehnt, wirklich, es wird mir oft zu viel. Und wenn Sie mir mit Ihrem Rat beistehen wollen, so will ich mich von jetzt an anders

kleiden. Vorausgesetzt nämlich, daß es wirklich nur die Kleider thun. Aber Sie haben wohl recht, sie machen mir alle furchtbar den Hof, und ich bin doch weder jung noch hübsch."

„Das meinen Sie ja selbst nicht, gnädige Frau. Wunderhübsch sind Sie, besonders in diesem Kleide. Es ist schöner als Ihr Changeant. Das tragen Sie wohl nicht mehr?"

„Die Mode ist vorüber. Schade, daß Sie nicht meinen Wuchs haben."

Er war unerträglich, dieses ewige Betteln der Lehrersfrau. Protzig war Mascha nicht, das durfte sie von sich sagen. Er war eines der Laster, die sie nicht besaß. Nur dieser Person gegenüber wurde sie immer protzig.

„Schade," antwortete Hilde mit ihrem träumerischen Blick. „Aber eine Bluse wenigstens hätte es doch gegeben."

„Auch zwei," antwortete Frau Mascha kurz. „Ich habe noch etwas von dem Stoff. Wollen Sie ihn haben? Es ist ein ganz billiger Lappen."

„Wirklich, gnädige Frau, darum habe ich es nicht gesagt. Aber Ihnen kann man nichts abschlagen! Wir schwärmen auch für Sie, mein Mann und ich."

Hilde streichelte Frau Mascha die Hände, fragte nach dem Preise ihrer Handschuhe, nach dem Namen ihrer Seife und womit sie sich pudere.

„Ich weiß ja gar nicht mehr, daß es Puder

giebt. Und wenn ich auch welchen hätte. Für wen? Eine arme Lehrersfrau ohne Dienstmädchen hat keine Zeit, Eroberungen zu machen. Arme Frauen können sich auch nicht künstlich jung erhalten."

Es gelang ihr. Frau Mascha ließ sich verführen, von ihren Eroberungen zu erzählen. Auch das that sie sonst selten genug, niemals im Gespräch mit Männern und niemals so lügenhaft wie bei dieser Frau Bohrmann. Hilde hörte zu, wie sie etwa einen Roman gelesen hätte, einen nach ihrem Geschmack. Und so geläufig Frau Mascha auch log, sie glaubte genau herauszuhören, wann diese Eroberungen, immer nur harmlose, platonische Eroberungen, einfach Flunkerei waren, und wann ihnen irgend ein Abenteuer zu Grunde lag. Heute brachte der Bericht über die letzten vierzehn Tage eine gemischte Gesellschaft zusammen: drei Lieutenants, darunter ein Graf, einen Arzt, einen Bankdirektor und den ersten Buchhalter der Brauerei. Der Buchhalter, ein verheirateter Mann und nicht mehr jung, sei ernsthaft verrückt geworden und werde wohl in eine Anstalt gebracht werden müssen. Man sei eben tugendhaft, leider, die Folge der guten Erziehung, man erhöre keinen einzigen.

„Wenn man einen so guten Mann hat, wie ich habe," und dabei blitzte es in den hübschen grauen Augen der Frau Mascha lustig und frech auf; dann netzte sie die feinen, glänzend roten Lippen mit dem flinken Züngelein, und Hilde dachte sich ihr Teil.

Gerade als Frau Mascha ausführlich und mit gesteigerter Lebhaftigkeit erzählte, wie der Buchhalter aus Liebe zu ihr in seinem eigenen Hause, im Zusammenleben mit seiner Frau sich verändert habe, kamen die Kinder zurück. Sie mußten die gute Tante artig begrüßen und den mitgebrachten Kirschkuchen anbieten. Frau Mascha liebte gerade solches Gebäck, das nach schlechtem Fette roch, leidenschaftlich.

„Ich habe oft einen merkwürdigen Geschmack."

Sie aß die beiden Kuchen langsam allein auf, während die Kinder beinahe entsetzt zusahen. Denen aber hatte sie Schokolade mitgebracht. Trotzdem fing Siegfried ohne Angabe eines Grundes zu heulen an.

Hilde wurde heftig und schickte ihn endlich zu Fräulein Reymond hinüber; da sollte er bleiben, bis er sich ausgegnaut hätte.

„Sie glauben gar nicht, wie kinderlieb die dumme Gans ist. Sie wissen doch? Die Reymond von nebenan. Das nennt sich dramatische Künstlerin und hat kein Kleid anzuziehen. Sie ist auch verliebt in ihn. Darum auch nur ist sie so zu den Kindern."

„Kinderlieb? Komisch! Wer weiß, was da dahinter steckt."

Siegfried war sofort still und wie feierlich geworden, als er die Erlaubnis erhielt, zu Fräulein Reymond zu gehen. Wenn die Frauen auf ihn geachtet hätten, so hätten sie zu ihrem Erstaunen gesehen, wie er sich sogar mit Lenchens Hilfe etwas

säuberte, die Haare ordnete und die Nase putzte, bevor er hinausging. Lenchen selbst kauerte sich dann mit ihrer Schokolade neben den Ofen, dorthin, wo das Plüschsofa einmal hinkommen sollte, nahm ein Buch vor und schien aufmerksam, von Zeit zu Zeit naschend, zu lesen; ab und zu schielte sie nach den Frauen hinüber.

Frau Bohrmann wollte noch mehr von dem Buchhalter wissen. Jede Einzelheit. Leise gab Frau Mascha noch etwas zum besten. Die Buchhaltersfrau habe sich für die Vernachlässigung zu rächen gedroht und da habe der Buchhalter einen Selbstmordversuch gemacht.

„Ach,“ machte Hilde, als sei sie in ihrem schlechten Roman auf ein spannendes Kapitel gestoßen. „Ja, ja, das hört man immer von Buchhaltern. Die begehen gern Selbstmorde. Man hört das so. Erleben thut ja unsereins nichts.“

„Nichts mehr,“ sagte Frau Mascha; „und überhaupt, auch die Güte schöner Frauen kann ihre Verehrer vom Selbstmord nicht abhalten.“

„Versteh' ich nicht!“ rief Hilde ehrlich. „Ach so! Ach Gott, ich habe nie etwas erlebt. Ja, von der Friedrichstraße bis zu den Frankfurter Linden sind sie mir schon nachgestiefelt. Aber das thun sie bei jeder; das ist keine Ehre. Wahrhaftig, . . . auch früher, wie ich noch hübsch war, habe ich niemals was erlebt, niemals, niemals.“

Erst als Frau Mascha das gar nicht bezweifelte,

gab Hilde scheinbar zögernd zu, daß sie sich in ihrer Mädchenzeit, damals in Magdeburg, freilich ein bißchen über die Herren amüsirt habe. Natürlich, nur Gedichte und Blumen, schon vor ihrer Konfirmation, von Gymnasiasten angefangen und wenn auch Lieutenants mang waren. Na ja. Sie hätte es immer mit dem Wahlspruch gehalten, den die Frau Bösesitz, die, bei der sie Nähstunde gehabt habe, ihren Lehrmädchen immer eingeprägt hätte: „Alles ansehen, nichts anrühren.“

„Das wußte ich gar nicht, liebste Frau Bohrmann, daß Sie sich Ihre Kleider selbst machen können. So, so! Da beneide ich Sie darum. Das muß sehr angenehm sein.“

Hilde wurde ärgerlich.

„Ich habe nur zu meinem Vergnügen Nähen gelernt. Ich war damals . . . meine Tante wollte mir eine sehr feine Erziehung geben . . . ich meine wohl . . . ich hätte gerade so gut einen Fabrikanten aus Magdeburg heiraten können. Es machte sich nur nicht. Ich bin zu jung nach Berlin gebracht worden. Ich wäre auch Kassiererin geworden in meinem Geschäft. Die feinsten Damen sagten von mir: ‚Ja, wenn wir so einen Wuchs hätten!‘ Und beim Theater sind sie noch toller. Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, wie ich mich beim Theater das halbe Jahr gequält habe, und welche Opfer ich gebracht habe! Aber was hilft das alles? Man kann noch so hübsch sein, das wissen Sie sehr gut, mit der

Tugend kommt man nicht weit beim Theater. Sie sollten nur die kennen, von nebenan. Fräulein Reymond, die wird's auch zu nichts bringen. Und so übertrieben wie die, muß man doch nicht sein. Immer bloß bei abgesahnte Milch und Schrippen, und nicht einmal Blumen annehmen, ne! So übertrieben, kann niemand verlangen. Nicht einmal einen Lehrer wird sie kriegen, wenn sie so bleibt. Ich hätte das noch lange nicht nötig gehabt, aber das Leben bringt manches mit sich! Ich kann Ihnen sagen, gnädige Frau, es waren feine Leute bei meiner Hochzeit, und alle haben sie sich den Mund abwischen müssen, feine Kavaliere darunter. Und ich sage Ihnen, gnädige Frau, wie ich dann am Arme von Bohrmann herausgegangen bin zwischen den Bänken, da waren sie so verdreht, daß ich sie alle von oben herunter angesehen habe, als wie, blast mir den Staub weg ... ja, wenn ich gewußt hätte ..."

„Auch der Herr, dessen Photographie Sie mir einmal gezeigt haben? Hat der sich auch den Mund abwischen müssen? Der mit dem großen Schnurrbart?"

Beide Frauen schwiegen, und plötzlich vernahmen sie beide den gedämpften Ton von der Straße, der unentwirrbar, eintönig im ewigen Wechsel des Wagengerassels hier zum vierten Stockwerk heraufstieg. Hilde vernahm es bloß, ohne darauf zu achten. Frau Mascha haßte dieses gemeine Rasseln von Arbeitsfuhrwerken. Es war ein fremdartiger Haß, der sie

jedesmal überfiel, als fürchtete sie, einmal, anstatt auf Gummirädern zu fahren, von einem solchen Arbeitsfuhrwerk überfahren zu werden. Sinnlos. Es war so dumm still in der Stube. Sie wandte sich um und sah die glänzenden, lauernden Augen Lenchens auf sich gerichtet. Einen Augenblick. Dann schaute das erblassende Kind in sein Geschichtenbuch.

„Das war einmal so, und das ist jetzt wieder anders," sagte Hilde phlegmatisch. „Und nun sitzt er drinnen, und es hängt so viel davon ab, wie er die letzten Worte dichtet. Nicht wahr, es hängt sehr viel davon ab? Ich meine, ob es Glück haben wird. Es ist doch wahr, gnädige Frau, daß so ein Stück viel abwerfen kann?"

„Das ist sehr verschieden, liebe Frau Bohrmann."

„Es kommt wohl aufs Talent an? Ich glaube nicht, daß er welches hat."

Mascha blickte erstaunt auf. Die nüchterne und lieblose Bemerkung Hildes machte sie stutzig. Und während sie diesen Gedanken nachhing, sagte sie wie mechanisch:

„Es wird ihm an Protektion nicht fehlen. Wir bringen es in der besten Saison heraus und lassen es ausstatten wie ein Ballet. Auf die Begabung oder das Talent kommt es ja nicht so viel an. Nur unpraktisch darf Ihr Mann nicht sein. Nicht dämlich. Schließt er sich nicht dem Ringe an, so hilft ihm selbst unsere Protektion nicht viel. Lose sagt immer: Wer nicht im Ringe steht, fällt um."

„Wenn er aber praktisch ist, gnädige Frau, wie Sie sagen, dann kann er mit jedem Theaterstück tausend Thaler verdienen, nicht wahr? . . . Wie aber meinen Sie das: praktisch?“

Sie hatte völlig ihr träumerisches Wesen verloren. Mit aufgerissenen Augen starrte die Lehrersfrau Mascha an, ihr heimliches Vorbild, eine, die es zur reichen Frau gebracht hatte. Vielleicht vernahm Hilde jetzt den Zauberspruch, der die Thür zur Schatzkammer aufspringen ließ. Ernst war ihr zu Mute wie damals am Einsegnungstage, als sie geglaubt hatte, sie werde vom Prediger in der heiligen Stunde irgend ein großes Geheimnis erfahren, das nur Erwachsene wissen, irgend etwas ganz Neues.

„Wie machen wir's, daß wir dem Ring angehören?“

Mascha war noch immer bei ihren Gedanken. Warum nannte Hilde ihren Mann talentlos? Oder war er wirklich talentlos? Wieder antwortete sie ohne Überlegung. Sie wußte die Antwort auswendig. Immer, wenn von dem Ring oder von der bunten Reihe die Rede war, sagte sie ihr Sprüchlein auf, bald wörtlich, wie sie es gelernt hatte, bald mit eigenen Zuthaten. Viel ging ihr dabei durch den Kopf. Ihr erster Geliebter, der erste aus ihrer ernsthaften, bewußten Zeit, fiel ihr ein. Der Major, der liebe Schuft. Durch ihn war sie selbst nicht in den Ring hineingekommen. Lose war der reichste Mann der Rosenthaler Gegend. Um rasch Stadtverordneter zu werden, hatte er auf des

Majors Rat die freche Mascha genommen. Ihm paßte sie, so wie sie war. Es war eine gute Ehe, gebaut auf heimliche Streberei, heimlichen Geiz und andre Heimlichkeiten.

Alle Antworten auf Hildes Fragen standen in dem cynischen Tagebuche des Majors. Das war ihr hinterlassen worden: „der Würdigsten“. Das Tagebuch konnte sie fast auswendig. Es standen zu putzige Dinge darin, auch über sie. Daneben auch Geistreiches, das sich nachsprechen ließ.

„Zum Ringe gehört, wer sich ein Recht an den Futtertrog erworben hat, oder wenigstens einen Platz am Futtertrog ... Für gewöhnlich haben das die Männer leichter, als wir ... Man lobt sie noch dafür, wenn sie mit den Fäusten dreinschlagen und die Ellbogen gebrauchen ... Wenn's danach ginge, müßten wir Frauen hinten stehen und auf die Brocken warten, die sie uns zuwerfen ... Glücklicherweise ist für uns gesorgt.“

Mascha lächelte, sie kniff dabei die grauen Augen ein, daß die dunkelblonden Brauen sich äußerst charakteristisch in steile Falten zu einander stellten und ihr Gesicht einen sinnlich lustigen Ausdruck bekam, wie das einer frechen Chansonnettensängerin. Dazu fuhr ihr spitzes Zünglein unmerklich vor und netzte die Lippen.

„Glücklicherweise sind die Männer nicht nur nach dem Futtertroge hungrig. Im ärgsten Gedränge hält jeder den Platz für ein kleines Weibchen frei, und

wenn er stark ist, weiß er sie mit hineinzuziehen ... in den Ring. Die Männchen haben ihre Fäuste, wir haben unsere Händchen ... Und wenn man so hübsch ist wie Sie und ich, liebe Frau Hilde, so muß man nicht hinten stehen, so kann man seinen Platz im Ringe behaupten. Und den Männern helfen kann man dann sogar. Wir stehen immer zwischen zwei Männern am Trog, immer bunte Reihe. Zwischen dem, dem wir Platz geschafft haben, und dem, der für uns Platz machen mußte. Beiden darf es nicht leid thun. Man muß ihnen die besten Bissen aussuchen, das ist unser Amt. Das ewig Weibliche besteht ja darin, zum eigenen Vergnügen den Männern die besten Bissen auszusuchen."

„Kochen, meinen Sie?" fragte Hilde enttäuscht.

„Warum nicht kochen, wenn's Einem Vergnügen macht," sagte Mascha und lächelte noch cynischer. „Den Dummen unter uns macht Kochen Vergnügen. Und Vergnügen ist Vergnügen. Die Klügeren unter uns helfen ihren Männern ... den beiden Nachbarn am Trog ... sie helfen ihnen anders ... zu Geld ... und halten sich dann eine perfekte Köchin."

Langsam beugte sich Hilde vor und reckte ihre rechte Hand vor, als wollte sie etwas festhalten: eine Erleuchtung, ein erlösendes Wort.

„Und wenn wir armen Frauenzimmer," sagte sie langsam, „nicht an den Rechten geraten sind? Wenn wir uns an den ersten den besten hübschen Menschen weggeworfen haben? Ist dann keine Hilfe mehr?"

„Fragen Sie nicht so naiv,“ antwortete Mascha, „wir sind doch nicht katholisch! Ein Mann, der nicht stark genug ist, wird entweder von einem Weibchen gefüttert oder muß verhungern.“

„Und seine Frau?“

Mascha weckte sich durch ein heftiges Kopfschütteln.

„Warum halten Sie Ihren Mann für talentlos?“ fragte sie.

„Ich, ich habe gar nichts gesagt. Sie sagten nur das von dem Ringe. Dasselbe habe ich oft gehört. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.“

„Ihr Mann ist vorläufig noch einer von den Idealisten. Aber die habe ich am liebsten. Die werden nachher die Schlausten. Und eigentlich sind sie nur faul, diese Idealisten. Sie wollen sich nur nicht selbst die Hände verbrennen, sie wollen sich die Kastanien von anderen aus dem Feuer holen lassen. Na, Sie sind ja keine Idealistin, Frau Bohrmann, Sie scheuen das Feuer nicht, nicht wahr?“

„Ob ich Kastanien aus dem Feuer holen kann? Na ja, für mich. Selber essen macht fett. Ich soll ihn wohl zahm machen? für Sie? Aber Sie werden mich ja gar nicht nötig haben, er frißt Ihnen ja jetzt schon aus der Hand. Meinen Segen hat er, wenn er nur Glück hat, ich meine, so . . . nicht wahr . . . Erfolg?“

Ja wohl, man nenne das immer einen Erfolg, erklärte Mascha. Und Glück sei auch nicht das

richtige Wort dafür. Talent sei Glückssache, Erfolg sei Geschäft, Macht, Geschicklichkeit.

Plötzlich trat Johannes Bohrmann über die Schwelle seiner Thür. Seine feuchten Augen waren ins Leere gerichtet und die Hände hielt er gefaltet über der Brust wie ein steinerner Ritter auf einem Sarkophag. Ein verlegenes Lächeln des Triumphes spielte auf seinen Lippen.

„Gott sei Dank,“ rief Hilde, „bist du endlich fertig geworden?“

Mascha war aufgesprungen und lachte vergnügt.

„So sieht er noch einmal so interessant aus.“

„Mein wackeres Weib,“ sagte der Lehrer leise und feierlich. „Und Sie, meine heilige Freundin, und ihr, meine geliebten Nachkommen! Wo ist Siegfried? Warum ist Siegfried nicht da in diesem großen Augenblick?“

„Lass' doch, er ist nebenan bei der Reymond. Was versteht so ein Bengel!“

„Gut, wenn er bei Fräulein Reymond ist ... Mein wackeres Weib! In schmerzvollem Ringen ist es vollendet, nach meiner schwachen Kraft. Möge man es vollendet nennen im Geiste. Freundin, Frau Mascha ... so darf ich Sie doch nennen? ... Es ist gut, daß auch Sie da sind. Mir ist sehr eigentümlich zu Mute, wissen Sie, Frau Mascha, sowie es im Lied an die Freude heißt: Seid umschlungen, Millionen.“

Mit schalkhaft kindlicher Demut trat Mascha ihm entgegen, neigte das Köpfchen und sagte:

„Na, meinten Sie mich da nicht mit? Ihre Frau hat gewiß nichts dagegen! In so einem Augenblick! ... Also Sie nennen mich Frau Mascha oder Mascha kurzweg, und ich werde Sie Hans nennen. Übrigens, um das Geschäftliche nicht zu vergessen, Sie müssen auch auf dem Zettel Hans heißen. Johannes Bohrmann wäre ganz gut, wenn Sie schon berühmt wären. Wenn man berühmt ist, ist jeder Name gut. Aber Johannes, das könnte zu schlechten Witzen veranlassen. Besonders wenn Sie mit Ihren blonden Locken herausgerufen würden. Johannes ... A propos, lassen Sie das Stück so schnell wie möglich abschreiben, zweimal ...“

„Aber gnädige Frau,“ rief Hilde, „das kostet ja alles so schrecklich viel Geld. Er hat ja ohnehin schon das beste Papier genommen, und schöner als in seiner Schrift braucht die Sache doch nicht zu sein.“

„Da haben Sie eigentlich recht, Frau Hilde ... ich werde Sie Frau Hilde nennen ... Übrigens könnte man das Stück später drucken lassen, wenn mehr Exemplare nötig sind.“

„Drucken lassen?“ rief Hilde erstaunt. „Was soll er denn nachher mit den vielen Exemplaren?“

Hans Bohrmann fühlte jedes Wort wie einen Nadelstich. Auch Maschas Reden. Es war ja nichts neues, daß Hilde, und neuerdings auch Mascha, sich

um sein Irdisches bekümmerten, und er ließ es sich sonst gern gefallen. Aber in dieser heiligen Stunde, da in ihm noch alles zitterte, da er eben in seiner Stube Freudenthränen geweint hatte, wie damals nach der Geburt Lenchens, in dieser ernsten Stunde hätten sie nicht um Irdisches besorgt sein sollen. Er wußte gar nicht, was er that, als er die Stubenthür öffnete, dann die Flurthür und hinausrief:

„Fräulein Reymond! Fräulein Reymond!"

„Bist du verrückt?" schrie Hilde.

„Was fällt Ihnen ein?" sagte Mascha.

Hans Bohrmann kam schnell zurück.

„Es ist nur ... du sagtest ja, Siegfried sei drüben ... Siegfried muß es doch auch wissen, er zuerst."

„Und die Reymond, nicht wahr?" fragte Mascha scharf. „Die heuchlerische Person, die so talentlos ist, daß man sie zu keiner Statistenrolle brauchen kann ... Es ist Ihnen gewiß bequem, Frau Hilde, den Jungen so oft hinüberzuschicken. Aber wer weiß, was er da hört und sieht, bei so einer."

„Ich habe ja auch Fräulein Reymond gar nicht rufen wollen," sagte Hans Bohrmann ängstlich. Es ist wirklich nur, weil Siegfried ..."

Er unterbrach sich, da man das Geräusch von Schritten und Siegfrieds bittende Stimme hörte:

„Nicht sagen, Fräulein, nicht sagen!"

Einen Augenblick später trat Fräulein Kläre Reymond ein, den Knaben an der Hand, der sich

ängstlich hinter ihrem dunkelbraunen Kleide zu verstecken suchte. Fräulein Reymond war eine Erscheinung von auffallender Stattlichkeit. Groß und schlank, trug der Körper über den geraden, breiten Schultern auf einem langen, vielleicht etwas zu langen Halse einen Kopf, dessen schöne Flächen und dessen Unbeweglichkeit an griechische Statuen erinnerte. Nur die sanften, großen blauen Augen belebten ihn mit einem traurigen, stillen Leben. Sie war blaß und ihr Gang etwas müde. Als sie eintrat, leuchtete es in ihren Augen, wie von einer Güte, die Größe war. Sofort aber, als sie die feindlichen Blicke der beiden Frauen sah, senkten sich ihre Augen, und ihre ganze Erscheinung war wie verwandelt. Ein stilles, müdes, armseliges Geschöpf. Von weitem gesehen, auf der Bühne, hätten Körper und Kopf einen mächtigen Eindruck machen müssen, nur daß der Hals und die langen Arme und großen Hände vielleicht störten.

Hans Bohrmann that, als bemerkte er seine Nachbarin gar nicht. Er nahm seinen Siegfried auf die Arme, stellte ihn auf den Tisch und redete ihn also an:

„Gedenke einst dieser Stunde, mein Sohn! In dieser Stunde hat dein Vater sein Erstlingswerk vollendet. Mein Sohn Siegfried, in dieser feierlichen Stunde schwöre ich dir, daß ich in den Wonnen des Schaffens auch an dich gedacht habe, mein Sohn, mein Heldenkind. Wenn es mir gelingt, mir mit meinen bescheidenen Kräften einen Namen zu machen unter den

Menschen, wahrhaftig, mein Sohn, mein Junge, deinetwegen! Mein Junge, wenn dein Vater ein bischen Namen hat und ein bischen Ehre vor den Menschen, du, du, du sollst es dann leichter haben und besser, und was Ordentliches leisten, du, mein Friede ... verzeih', daß ich ..."

Schluchzend drückte Bohrmann das erstaunte Kind an sich.

Langsam hatte Fräulein Reymond ihr Haupt wieder erhoben. Wieder leuchtete aus ihren schönen blauen Augen die stille, gütige Größe, und unbekümmert um die beiden Frauen trat sie einen Schritt näher. Sie strich den Knaben mit ihrer großen weichen Hand begütigend über den blonden Haarschopf, und als Bohrmann wie traumverloren zu ihr aufblickte, setzte sie Siegfried wieder auf den Boden, reichte Bohrmann dieselbe Hand, die eben den Kopf des Kindes berührt hatte, und sagte mit einer weichen, wie natürlich liebkosenden Stimme:

„Meinen Glückwunsch, Herr Bohrmann. Meinen herzlichen Glückwunsch. Möge es was Rechtes geworden sein!"

„Ich danke Ihnen, Fräulein Reymond."

„Und nicht wahr, Herr Bohrmann, in einer solchen Stunde darf ich doch? Da muß man doch aus sich herausgehen dürfen! Später will ich wieder schweigen. Herr Bohrmann, wenn Sie nachher auch nicht zufrieden sein sollten, oder wenn der Lorbeer ausbleibt, wenn die Welt ..." Fräulein Reymond konnte die Thränen

nicht zurückhalten, und die tiefe Ergriffenheit stand ihren Zügen nicht gut ... „auch dann, bester Herr Bohrmann, vergessen sie diese Stunde nicht. Glauben Sie mir! Es ist doch Freude gewesen, die hohe Freude!"

„Ich danke Ihnen, Fräulein Reymond," sagte Bohrmann verlegen und blickte nach Hilde.

„Sie müssen nicht immer flau machen, weil Sie keinen Erfolg gehabt haben," sagte Hilde mit gemütlicher Grobheit. „Wir wissen schon, was wir zu thun haben, und die gnädige Frau hält sehr viel von dem Stück."

Mascha war seit dem Eintreten des Fräuleins sehr vornehm geworden. Sie blickte mit zusammengekniffenen Augen, als wäre sie kurzsichtig.

„Bitte," sagte sie, „wollen Sie mir die ... das Fräulein nicht vorstellen, oder ist sie ..."

Nun war wieder Hilde ärgerlich auf die Vornehmthuerei.

„Ach, Sie wissen es ja, gnädige Frau, wir haben ja eben erst von ihr gesprochen. Fräulein Kläre Reymond, die nebenan bei der Spindlern eine Schlafstelle hat ... Verzeihung, ein möbliertes Zimmer ... und die eine sehr begabte Schauspielerin sein soll, wie mein Mann sagt. Mein Mann hält überhaupt sehr viel von Fräulein Reymond."

„Dann begreife ich," sagte Mascha mit freundlichem Ausdrucke, „daß Sie ihr den Jungen gern anvertrauen. Denn wenn Hans sie nicht so hoch-

schätzte, könnte man glauben, daß der Junge bei so einer Schlafstellenvermieterin nicht die feinste Umgangssprache aufschnappt. Nicht wahr, liebes Fräulein?"

„Die Spindlern?" rief Hilde.

Dem Fräulein Reymond war eine feine Röte in die Wangen gestiegen.

„Wenn Herr Bohrmann mir seinen Jungen anvertraut, so bin ich mir der Verantwortlichkeit bewußt. Ich überlasse ihn niemals der Frau Spindler. Und was wir zusammentreiben, das ist gerade etwas Gutes. Eben habe ich zu Siegfried gesagt, ich würde es Ihnen heute erzählen und nachträglich um Ihre Erlaubnis bitten."

„Nicht sagen, nicht sagen!" schrie Siegfried ängstlich. „Mama haut mir."

„Mich," verbesserte Bohrmann.

„Da hören Sie's," und Mascha zuckte die Achseln.

Mit trauriger Freude zog Fräulein Reymond den Kopf des Jungen an sich heran.

„Er ist ein so besonderer Junge. Er hat heimlich bei mir Buchstabieren gelernt. Er kann schon recht gut buchstabieren."

„Ich kann nichts dafür, Papa!" schrie Siegfried. „Fräulein Reymond ist schuld."

Hilde stemmte die linke Hand in die Seite und drohte mit der rechten Faust.

„Das sind mir schöne Geschichten! Durchstechereien! Mit einer fremden Person! Sie müssen mich nicht

für so ungebildet halten, gnädige Frau, daß ich mich nicht freute, wenn Friede was lernt, obwohl nachher in der Schule nichts damit erspart wird. Aber Heimlichkeiten, Heimlichkeiten, die hasse ich wie die Sünde."

Siegfried hatte den Kopf wieder in die Rockfalten von Fräulein Reymond gesteckt. Sie hielt ihre Hände wie einen Fächer schützend über ihn. Da war aber schon Lenchen herbeigelaufen, sie kniete neben Siegfried nieder und küßte ihn ab.

„Nicht weinen, dummer Friede. Mama schimpft ja nur im Spaß. Nachher giebt sie uns ja doch einen Sechser zu Kirschen. Nicht wahr, Mama, du hast nur zum Spaß geschumpfen?"

„Eine komische Zöhre," wendete sich Hilde an Mascha. „Es ist nicht zu begreifen, aber sie hat den Bengel wahrhaftig lieb ... eigentlich habe ich mich auch nur über Sie geärgert, weil ich solche Durchstechereien nicht leiden kann, Fräulein. Sie hätten kommen müssen und sagen so und so, und ich will Ihren Friede unterrichten und will das und das dafür haben. Statt dessen verleiten Sie das arme Kind zum Lügen ..."

„Mama," rief Lenchen, „Friede hat oft vor mir buchstabiert und mir alles erzählt."

„Das ist nicht wahr, ich habe nichts erzählt," kam es dumpf aus den Rockfalten des Fräulein Reymond heraus.

„Und nun," wendete sich Hilde wieder an Mascha,

„kommt diese Dame gerade, wo wir ganz familiär unter uns sind und wird erst flau machen, und nachher wird sie meinen Mann aus allen Himmeln reißen mit der dummen Buchstabiererei.“

Langsam löste Fräulein Reymond den Jungen von ihren Kleiderfalten.

„Entschuldigen Sie, Herr Bohrmann,“ sagte sie ruhig. „Ich habe Sie rufen hören, und weil ich von Siegfried wußte, daß Ihr Werk der Vollendung nahe ist, glaubte ich, Sie wollten es mitteilen. Entschuldigen Sie die Störung. Entschuldigen Sie, Frau Bohrmann.“

Und mit einer linkischen Verbeugung verließ Fräulein Reymond die Stube.

IV.

„Nu is jut,“ rief Hilde so laut, daß es Fräulein Reymond draußen wohl noch hören konnte. „Nu könnten wir singen: Unter uns is keener mang, der nicht mang uns mang gehört, und nu, Männe, mußt du 'mal was erzählen. Denken Sie nur, gnädige Frau, seit Weihnachten, seit Sie es ihm in den Kopf gesetzt haben, arbeitet er an seinem Stücke und hat uns nie die Geschichte erzählt. Und Stücke haben doch immer so schöne Geschichten. Nur daß der olle Salomon drin vorkommt, der jüdische König, und andere Juden und die Königin von Saba. Ich

glaube, das ist das einzige Christenmensch im ganzen Stück."

Bohrmann hatte seinen Jungen auf den Schoß genommen und tatschelte ihm heimlich die Wangen, wie ein gutmütiger Reitknecht heimlich den Gaul liebkost, den der dumme Herr zu Schanden geschlagen hat.

„Du irrst, Hilde," sagte er, „zur Zeit des weisen Salomo konnte es nicht gut Christenmenschen geben, das war ja, hm ... viele ... hm, lange Zeit vor Christi Geburt."

„Willst du mir wieder meine Unbildung vorwerfen? ... Er ist so furchtbar launisch geworden. Es ist auch keine Kleinigkeit, den ganzen Tag den dreckigen Jungs Unterricht geben und Hefte korrigieren und sich dann die halbe Nacht abmarachen mit einem Stück so in Versen und ohne Reime; das ist nämlich noch schwerer. Ich habe seinetwegen auch jeden Monat für'n Thaler Patzenhofer kommen lassen müssen ... entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Ihrem Mann sein Bier, das geht so ins Blut und es hat auch nur dreißig für'n Thaler, vom Patzenhofer kriegt man sechsunddreißig Flaschen ohne Pfand. Und werden Sie es glauben? Alle sechsunddreißig hat er im Monat allein ausgetrunken. Nicht wahr, Lenchen, fast alle? Dann der viele schwarze Kaffee, von dem guten, zu zwölf Groschen, gebrannt. Wie oft hat er noch um Mitternacht nach Kaffee geschrien."

„Geschrien wohl nicht, liebes Kind."

„Sehen Sie, so ist er immer. Mich aus dem besten Schlaf wecken, sich haben und sagen: Bist du noch wach, liebes Kind? Da könntest du wohl so freundlich sein ... das nennt er nicht schreien! Wo er doch dabei hinter der Thür von die Hinterstube gestanden hat, wo ich mit die Kinder schlafe. Hineingetraut hat er sich ja nicht! . . . Ja, ja, es war eine harte Zeit für mich. Ich bin nur froh, daß ich durch bin damit."

Es wurde ordentlich behaglich in der Stube, als Hilde so ihre Zufriedenheit äußerte. Bohrmann streichelte dem Jungen ganz offen die Wangen, und Siegfried faßte Mut.

„Papa," sagte er, „wenn du fertig bist, hast du mir ein Schaukelpferd versprochen."

„Auf Stempelpapier," sagte Hilde höhnisch.

Mascha bat um eine Gunst. Ob sie dem lieben Kleinen das Schaukelpferd nicht schenken dürfe.

„Ja doch," rief Bohrmann, „Sie dürfen alles, und heute möchte ich alle Welt glücklich sehen, und besonders Siegfried für das Buchst. . . ."

Es glitt wie ein Schatten über Bohrmanns Züge.

Mascha wendete sich an Lenchen. Sie dürfe natürlich nicht dem Jungen allein etwas schenken; Lenchen solle sich auch etwas wünschen.

„Ich habe schon etwas, Tante Mascha. Mama hat mir den schönen Handschuhkasten geschenkt. Ohne Handschuhe."

„Dann möchtest du also ein paar Handschuhe haben, kleine Kröte? Glacé?“

Lenchen wurde rot bis unter die Haarspitzen. „Wenn Mama es erlaubt. Aber gebettelt habe ich gewiß nicht.“

„Mama wird schon erlauben,“ sagte Mascha obenhin.

„Warum nicht?“ rief Hilde und blickte zerstreut vor sich hin. „Die Kinder werden sich schon bedanken.“

„Wir auch, liebes Kind.“

„Ich nicht,“ erwiderte Hilde fest. „Mir geht nämlich im Kopfe herum, was Sie mir vorhin gelehrt haben, gnädige Frau. Und ich sage Ihnen: Selbstessen macht fett. Wenn ich mich bedanken soll, so muß ich selbst was kriegen. In der Schule, da war ich nicht fleißig, und darum pfeife ich auch drauf, wenn Lenchen nachbleiben muß . . .“

„Aber Hilde!“ rief Bohrmann verweisend.

„Quatsch. Einen guten Kopf habe ich doch. Was sie braucht, wird sie später lernen. Ich habe später sehr viel gelernt, . . . eben jetzt erst von ihr . . . von Frau Mascha . . . und die gnädige Frau wird sehen, wie gut ich auffassen kann. Sie hat mir vorhin was gesagt, das sitzt fest und wird sich immer fester setzen.“

Es entstand eine Pause. Dann sagte Bohrmann:

„Und so will ich euch allen ein Geschenk machen.

Ich werde euch den eben beendeten letzten Akt vorlesen."

„Gerade heute?" fragte Hilde. „An mir liegt dir ja doch nichts. Ich muß auch zu meiner Cousine, die ist seit ihrem kleinen Kinde immer noch nicht ganz auf Posten. Lenchen nehme ich mit. Wenn du durchaus willst, kannst du ja der gnädigen Frau und Siegfried vorlesen."

„Ich will mein Schaukelpferd!"

Mascha schlug vor, wenn Frau Bohrmann nun doch einmal fortgehen müsse, die kleinen Geschenke für die Kinder gleich zu besorgen.

„Sie werden das besser auszusuchen wissen, liebste Frau Hilde."

„Dann will ich auch mit!" schrie Siegfried.

„Ja Mama," bettelte Lenchen.

„Warum nicht?" sagte Hilde. „Wenn man nur erst weiß, was man anlegen soll."

„Was es eben kostet," sagte Mascha. „Da! Und suchen Sie etwas hübsches aus. Es muß ja nicht gleich wie für Prinzen sein."

„Muß es auch nicht, und nu, Kinder, bedankt euch schön, und Sie, gnädige Frau, bleiben hier, damit er wen zum Vorlesen hat. Und wenn Sie sich graulen, so holen Sie sich die Reymond herein, die wird sich auch die Finger danach lecken. Die eigene Frau, die ist für so was nicht. Die hat immer zu viel Sorgen. Und auswendig kann ich es schon vor- und rückwärts . . . das

heißt, ich meine ... die paar Stellen, die er vorgelesen hat."

Bohrmann wendete sich mit ein paar unsicheren Worten an Mascha:

„Das hohe Glück ... wenn Sie es nicht unpassend fänden ... aber eigentlich wäre die eigene Frau ..."

Aber schon rief Hilde aus der Küche:

„Lene, wo hast du schon wieder meine Hutnadel hingethan? Verdammte Jöhre! Vorhin habe ich sie auf der Maschine gesehen! Nein, ganz bestimmt, vorhin beim Kochen ... Richtig, wieder auf dem Boden ... Lass' gut sein, Lenchen, ich glaubte schon ... Herr Gott, da wäre ich beinahe ohne Strümpfe fortgegangen! Es schwitzt mir aber auch zu sehr."

Noch ein kurzer, heftiger Streit mit Lene, die erst ihr rosa Zopfband einflechten wollte, noch ein Puff für Siegfried, dessen Mütze seit gestern ein neues Loch aufwies, ein kurzer Gruß für ihren Mann, eine halb steife, halb freundschaftliche Verbeugung für Mascha, und Hilde verließ die Wohnung. Sie hatte einen kleinen, nicht mehr ganz sauberen Strohhut mit neuen gelben Rosen aufgesetzt.

V.

„Ihre Frau hat eigentlich recht,“ begann Mascha, nachdem sie ein Weilchen an der Thür gelauscht hatte. „Es fehlt hier ein Sofa.“

„Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, hole ich meinen Lehnstuhl. In ihm sitzend, habe ich mein Werk geschaffen, in ihm thronend, sollen Sie es jetzt hören.“

Bohrmann öffnete die Thür zu seinem Schlaf- und Arbeitszimmer und wollte, erschreckt, mit ausgestreckten Armen Mascha hindern, ihm zu folgen. Sie aber wischte unter seinem rechten Arme durch, und da saß sie auch schon vor seinem sauber geordneten Tisch, einem einfachen Möbel von gestrichenem Fichtenholz, in seinem Arbeitssessel, einem altmodischen Lehnstuhle mit steilen Rücken- und Armlehnen; der Stuhl war mit einem mehrfach zerrissenen baumwollenen Stoffe überzogen.

„Einen richtigen Großvaterstuhl anstatt eines Sofas! Hänsel, Hänsel!“ Sie sprang auf und untersuchte den Lehnstuhl. Ihr Hütchen und ihre Handschuhe warf sie auf den Sitz und bohrte die Finger lachend in die Risse. „Richtig, Roßhaar! Also aus der Zeit, wo der Großvater die Großmutter nahm.“

Alles nahm sie in die Hand. Die Schulhefte, seine buntgestickte Schreibmappe, die Tintenflasche, die als Tintenfaß diente, und die verschiedenen Federhalter, die für die verschiedene Stimmung bereit

sagen: Schulfederhalter, eine Adlerfeder, zwei Halter mit Inschriften, einer aus nachgemachtem Elfenbein und einer aus Aluminium.

„Stachelschweinborste fehlt Ihnen! Ich will Ihnen welche verschaffen . . . was haben Sie auf einmal?"

Bohrmann glotzte sie an. Er konnte ihr doch unmöglich sagen, was ihm plötzlich durch den Kopf schoß.

Vor Wochen, als er zum ersten Male bei ihr den unangenehmen Assessor getroffen hatte, ihren Vetter Felix, da hatte dieser Herr die schöne und edle Mascha eine Circe genannt. Bohrmann hatte, mehr um seine Kenntnisse zu zeigen, als weil er an eine ernste Beleidigung glaubte, geantwortet: ein edles Weib dürfe man auch nicht um der Schmeichelei willen eine Circe nennen, denn Circe oder Kirke sei eine Zauberin gewesen und habe alle Männer in Schweine verwandelt. Der unangenehme Vetter hatte gelacht und Mascha auch, gerade wie jetzt eben.

„Ich bitte, Mascha, . . . meine Fürstin, kehren wir in die gute Stube zurück."

Bohrmann hatte die Augen zu Boden geschlagen. Seines Schreibtisches freilich brauchte er sich nicht zu schämen. Da hielt er alles in peinlichster Ordnung. Aber da stand das kleine Waschgestell noch ungesäubert, und nach seiner eisernen Bettstelle wagte er schon gar nicht hinzusehen.

„Bitte, Frau Mascha, kommen Sie."

Mascha aber lachte und bewegte sich in dem engen Raume wahrhaftig nicht anders wie ein Schmetterling, einer von den kleinen blauen Argusfaltern, die ja auch die abscheuliche Gewohnheit haben, sich auf Dinge niederzusetzen, die für Schmetterlinge zu schmutzig sein sollten. Alles berührte sie. Sie roch an seiner Seife und machte „Brr!“, und als sie zufällig seine Niedergeschlagenheit bemerkte, warf sie sich wieder in den Großvaterstuhl und lachte. Dann zog sie die Beine an sich und rief:

„Wahrhaftig, er ist groß genug! Ich kann mich ganz und gar hineinkuscheln wie 'n Schoßhund.“

Und wieder schoß es Bohrmann durch den Kopf, daß er sich oft darüber gewundert hatte, wie die feinsten Schoßhunde mitunter auf der Straße im Unrat nach einem alten Knochen schnüffeln. Hastig nahm er sein Manuskript, fünf dicke Hefte, von seinem Tisch und ging in die gute Stube voraus.

Mascha sprang auf den Boden, aber sie war noch nicht befriedigt.

„Nicht wahr, Ihre Frau schläft mit den Kindern? . . . Lassen Sie! Ich will selbst finden. Gewiß neben der Küche.“

Verletzt blieb Bohrmann allein zurück. Dort sah es gewiß noch schlimmer aus. Er hörte das vornehme Weib draußen hin und her trippeln. Wahrhaftig, wie ein Haushündchen, nur daß das klappernde Aufschlagen ihrer Stiefelchen so fein klang.

Er trug inzwischen den Lehnstuhl herein und

setzte ihn an die Stelle des künftigen Sofas. Dann schloß er die Thür zu seinem Arbeitszimmer und setzte sich selbst mit seinen fünf Heften an den Speisetisch, bereit zum Vorlesen.

Mascha kam wieder, schloß leise zu und trat dicht an ihn heran; ihre Nasenflügel zitterten.

„Ich habe das gerne!“ rief sie und netzte ihre Lippen. „Aber Sie thun mir leid, Hänsel. Wie müssen Sie unter dem Wesen dieser Frau leiden!“

Erstaunt stand Bohrmann auf.

Natürlich liebte er Mascha, wenn er es ihr auch noch nicht eingestanden hatte, und kaum sich selber. Sie war seine Egeria, seine Huldgöttin, seine Fürstin. Aber was wollte sie denn von seiner guten Frau?

Sie sei ja ab und zu etwas bitter gegen ihn, aber die Wirtschaft verstehe sie vorzüglich. Mit dem Wenigen komme sie aus wie eine wackere Lehrersfrau, für sich selbst verschwende sie gar nichts. Und ihre Bitterkeit komme von der Armut. Um seinetwillen habe sie reiche Bewerber ausgeschlagen, Kavaliere. Habe sein Drama Glück, so werde auch der Charakter seiner Frau sich ändern.

Mascha war ans Fenster getreten und starrte von da aus nachdenklich in die Stube. Bohrmann hielt das für eine Aufforderung, mit der Vorlesung zu beginnen:

„Das hohe Lied. Biblisches Drama in fünf Aufzügen von . . . mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich Ihren Rat befolgen und Hans Bohrmann hieher

setzen. Ich wollte ja jetzt nur den fünften Akt vorlesen. Aber der vierte ist zum Verständnis unbedingt nötig. Und dann ist da ein Auftritt im zweiten Akt ...“

„Hören Sie, Hänsel, hier geht es wirklich nicht. Ihr Großvaterstuhl ist feudal, aber Ihre gute Stube ist mir zu kahl. Wollen Sie sich nicht lieber drinnen auf Ihr Feldbett setzen ...“

Bohrmann wehrte mit beiden Händen ab.

„Dann lassen wir's lieber für heute. Sie kommen nächstens der Vorlesung wegen zu mir. In mein Boudoir ...“

„Boudoir,“ wiederholte Bohrmann wie geschmeichelt. „Sie haben recht, Frau Mascha. Man sollte Dramen nur in Boudoirs vorlesen. Sie haben ein üppiges Boudoir, Frau Mascha.“

Er hatte das Wort in seinem Leben vorher noch nicht ausgesprochen. Es that ihm ordentlich wohl, sich jetzt darin zu üben.

„Sie haben ganz recht,“ sagte er noch einmal, nicht ohne Stolz. „Ich werde dort auch viel besser lesen, in Ihrem ... Boudoir.“

„Sie müssen so bleiben, wie Sie sind, Hänsel,“ rief Mascha aufgeregt. „Sie dürfen sich nicht ändern, auch nicht mir zuliebe. Sie sind so schön ... unreif, unfertig, so müssen Sie bleiben. Nur in geschäftlichen Dingen müssen Sie sich von mir leiten lassen, sonst nicht, Sie lieber Mensch!“

Sie reichte ihm beide Hände, und er küßte eine

nach der andern. Da er die Empfindung hatte, noch etwas mehr, etwas seinem Gefühl Ebenbürtiges thun zu müssen, da er eine Art Bedürfnis fühlte, auf dichterische Art seine Liebe zu erklären, wollte er sich jetzt auf ein Knie niederlassen, und es war ihm dabei, als helfe Mascha mit ihren Händen nach. Allein hätte er es kaum fertig gebracht. Jedenfalls, ... plötzlich war er auf die Knie gesunken; er küßte ihre kalten Hände wiederholt und rief dann:

„Mascha, meine Fürstin, meine hochherzige Freundin!“

So. Er stand wieder auf und war mit sich zufrieden. Es war geschehen.

„Nun?“ fragte Mascha. „Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“

„O, Sie haben mich verstanden, teuerste Freundin.“

„Na, und?“

„Fürchten Sie nichts! Weiter wird meine Kühnheit nicht gehen. Ich bin wieder ganz vernünftig.“

„Das ist schön von Ihnen. Und wenn Sie einmal unvernünftig werden sollten, so werden Sie mir das offen sagen. Versprechen Sie es, Hänsel.“

„Ich verspreche es Ihnen, teuerste Freundin.“

„Und jetzt wollen wir ernsthaft sprechen. Ein Stück schreiben kann jeder. Die Schwierigkeit besteht darin, es zu lancieren. Wir wollen es lancieren.“

„Ja wohl, wir wollen es ... wie sagten Sie?“

„Sie sind zum Küssen. Lanciert wird zum Beispiel eine Frau, die nichts taugt, oder . . . lieber nicht. Sie sollen nicht alles auf einmal lernen. Vor allem müssen Sie Ihr Stück natürlich einreichen."

„Das ist ein sehr guter Einfall," rief Bohrmann und ging aufgeregt auf und nieder. „Ich werde mein Stück einreichen, natürlich."

„Aber wo denn, Sie Kindskopf?"

„Wo Sie wollen, Mascha. Vielleicht wird man es an allen Bühnen zugleich aufführen wollen. Aber ich möchte dem königlichen Schauspielhause den Vorzug geben. Schon wegen des biblischen Stoffes, und weil ich später einmal einen Siegfried oder ein Luther-Festspiel dichten werde. Einer meiner Freunde kennt Herrn Müller vom königlichen Schauspielhause. Der wird mir beim Einreichen helfen."

Da Bohrmann eben bei Mascha wieder vorüberkam, schob sie ihm ihren rechten Arm unter seinen linken und hielt ihn fest.

„Wie gesagt, bleiben Sie so, es ist wunderhübsch. Nur im Geschäftlichen müssen Sie etwas plötzlicher lernen. Das mit Ihrem Freunde und dem Herrn Müller ist Unsinn. Auf diese Weise bekommen Sie Ihr Stück nach einem halben Jahre zurück, wieder nach einem halben Jahre vom Deutschen Theater, und wir brauchen vier Jahre, bevor alle Berliner Bühnen es abgelehnt haben. Sie aber sollen rasch

gemacht werden. Hören Sie, gemacht! Sie müssen in den Ring hinein."

„In was für einen Ring? Allerdings las ich, ich will es Ihnen nur sagen, einmal einen recht häßlichen Aufsatz gegen den Ring der Brauereien. Es stand auch etwas über Ihren Herrn Gemahl . . . über Herrn Lose darin. Ich habe es nicht recht verstanden. Aber meine teuerste Freundin, an diesem Ringe mich zu beteiligen, würden mir meine Anschauungen verbieten. Ich denke christlich, das ist wahr, obwohl nicht ganz wie meine Zeitung . . . aber die sociale Frage . . ."

„Unsinn!" rief Mascha. „Sie sind ja ein guter Tänzer?"

„O," sagte Bohrmann, löste sich von Maschas Arm, machte eine kunstgerechte Verbeugung und streckte den rechten Arm aus. Lächelnd und mit der ängstlichen Ziererei, mit der Berliner Dienstmädchen des Sonntags in den Vororten tanzen, machte sie einen Schritt vor, legte sich förmlich in seinen Arm hinein und ruhte so ein Weilchen an seiner Brust. Sein Herz klopfte, und er fühlte auch das ihre schlagen. Ihr Busen hob und senkte sich unter der feinen Seide, daß es ihn beängstigte.

„Einen Kuß!" flüsterte sie.

Vollkommen verwirrt, überaus selig, und doch erschreckt, beugte er sich herab und empfing mehr einen Kuß, als er ihn gab. Einen merkwürdig

langen, die Sinne bethörenden Kuß. Anfangs dachte er darüber nach, was er nach diesem Kusse thun müßte. Dann verging ihm das Denken.

Plötzlich ließ Mascha los, ihr Zünglein netzte die Lippen, und sie sagte, als ob nichts vorgefallen wäre:

„Sie können also tanzen. Und Schlittschuhlaufen auch? Wenn beim Contre die große Ronde kommandiert wird, wo die Paare einander bei der Hand fassen und nach rechts sausen und dann wieder nach links . . .“

„A gauche.“

„Sehr gut, Hänsel. Oder beim Schlittschuhlaufen, wo immer ein Herr eine Dame festhält und die Dame wieder einen Herrn. Eine Weile fliegt man nur so hin. Läßt aber eines los, so purzelt es hin, und die anderen lachen. Nun passen Sie auf, Hänsel. So ein Kreis, so ein Ring, so eine Kette, von der Sie ein Glied bilden müssen, so was existiert nicht nur bildlich. Eine Kette in bunter Reihe ist für jeden notwendig, der in der Großstadt rasch vorwärts kommen will. Wir haben jetzt Juni. Wollen Sie um Weihnachten zu den Berühmtheiten Berlins gehören?“

„Berühmt!“

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich will Sie machen. Mit Hilfe der bunten Reihe. Schneiden Sie kein so verdutztes Gesicht. Ich habe es vorhin mit Ihrer Frau bequemer gehabt. Die hat mich

gleich verstanden, vielleicht besser, als Ihnen und mir einmal lieb sein wird."

Und belustigt von seinem Erstaunen, gekitzelt von seinem sichtbaren Widerstreben, berauscht von ihrer eigenen Macht, breitete sie ihren Coulissenklatsch vor ihm aus. Klatsch aus Theatern und Ateliers. Sie nannte eine gefeierte Schauspielerin und nannte den Getreidewucherer, dessen Geld den Direktor bestimmte, Stücke nach dem Wunsche dieser Schauspielerin zu erwerben. Sie zählte die bunte Reihe einzelner Berühmtheiten auf. Die bunte Reihe einer Sängerin, den reichen Herrn zu ihrer Rechten, den einflußreichen Diplomaten zu ihrer Linken. Sie nannte die bunte Reihe eines Bildhauers, der einer alten Gräfin den Hof machte, während seine Frau einen Prinzen schmachten ließ. Mascha kniff die Augen ein und schlang die Kette ihrer bunten Reihe von vielgenannten Dichtern und vertrockneten Koketten zu gelehrten Professoren, dann weiter zu adeligen Blaustrümpfen, zu jungen Schauspielern, zu leichtsinnigen Schauspielerinnen und zu heuchlerischen Theaterdirektoren. Jedesmal sah die Kette anders aus, als ob Willkür und Laune sie gebildet hätten. Aber überall wies sie die bunte Reihe nach, den Wechsel von Männlein und Weiblein. Und sie lachte übermütig, als Bohrmann sich errötend zurückzog wie vor einer unzüchtigen Berührung. Lachend warf sie sich wieder in den Großvaterstuhl.

„Erinnern Sie sich noch, wie vorigen Winter

die Oper von Klingenreuter solches Furore machte? Es war ja so toll, daß sogar Sie von dem Erfolge erfahren haben müssen. Klingenreuter war heute vor einem Jahre noch ein unbekannter Musiklehrer. Nebenbei bemerkt, es soll nichts an ihm sein. Es wird von seinem ganzen Ruhme nichts weiter übrig bleiben, sagt man mir, als daß er für die Stunde zwanzig Mark kriegt, anstatt zwei Mark. Ist aber auch nicht ohne, was? Na, die bunte Reihe von Klingenreuter kenne ich ganz genau. Weil ... eine gute Freundin von mir den Tanz mitmachte. Alle Welt sagt, sein Busenfreund, der Kapellmeister R. ... habe ihn lanciert. Unsinn. Freundschaft? Kuchen! Zwischen zwei Männern: Cherchez la femme! Zwischen zwei Frauen: Cherchez l'homme! So war es, so ist es, so wird es sein in alle Ewigkeit Amen. Klingenreuter hat ein Verhältnis mit der Kapellmeistersfrau gehabt, der Kapellmeister betrog seine Gattin mit seiner besten Sängerin. Die wurde protegiert ... na einerlei. Wie die Kapellmeistersfrau erst Beweise in Händen hatte, da ging der Tanz los; sie verzieh nur unter der Einen Bedingung, daß ihr Freund einen Vorteil davon hatte. So kam sein Ruhm zu stande. Klingenreuter wurde entdeckt, nacheinander von allen Mitgliedern der Kette, plötzlich, entdeckt vom Kapellmeister, von der Sängerin u. s. w. Die ganze bunte Reihe, jedes Männlein und jedes Weiblein hatte irgendwo ein Gelüst und irgendwo ein schlechtes Gewissen. Die

Kapellmeistersfrau hatte alle Strippen in ihrer Hand und zog, und ihre bunte Reihe tanzte und riß den Klingenreuter in den Ring hinein . . . und der ist nicht dumm, der läßt nicht mehr los."

Bohrmann hatte die Hände zusammengeschlagen.

„Mascha, Mascha!" rief er entsetzt. „Ich wage es nicht, Sie zu verstehen. Das wäre ja alles gegen das sechste Gebot! Das wäre ja wie vor der Sündflut, wo dann das Strafgericht kommen mußte. Sodom und Gomorrha!"

„Bleiben Sie, wie Sie sind, aber lassen Sie mich machen. Was so eine Kapellmeistersfrau kann, diese schwerfällige Madame, das kann Mascha Lose auch noch. Sie brauchen mir nicht zu danken, es ist ein Hauptspaß, in so einer bunten Reihe den großen Tanz zu tanzen. Sie brauchen nicht alles zu verstehen, Sie sollen nur im Ringe stehen bleiben, wo ich Sie hinstellen werde. In bunter Reihe zwischen mir und . . . die andere muß ich mir noch überlegen. Ihre Frau ist nicht zu brauchen, und auf den andern neben mir brauchen Sie nicht eifersüchtig zu sein. Das wird mein Schwager Neumann sein. Der Grundstückspekulant. Sie wissen doch? Der hat seit einem Jahre das Kronprinzentheater auf dem Halse. Neumann ist verheiratet. Meine Schwägerin ist eine Pute, aber sie interessiert sich für Schauspieler. Na, kurz und gut, in wenigen Wochen kommt da eine neue Direktion hinein. Und in diesen Ring will ich Sie hineinstellen, wenn Sie

mir gehorchen, wenn Sie an mich glauben, wenn Sie zu Weihnachten so berühmt sein wollen, daß Ihre Photographie in den Schaufenstern der Friedrichstraße hängt."

Bohrmann hatte ablehnen wollen, den großen Tanz mitzutanzen, aber Maschas letzte Worte wirbelten ihn um und um. Er sah sich im Geiste mit Siegfried durch die Friedrichstraße gehen, vor einer Buchhandlung stehen bleiben und ihn auf die Photographien berühmter Menschen aufmerksam machen; da zeigte er ihm dann Bismarck und Lili Lehmann, die berühmte italienische Tragödin Duse und Hermann Sudermann, Hofprediger Stöcker, den Professor Virchow, Alfred Friedmann und Heinz Tovote . . . so hatte er sie erst vor wenigen Tagen nebeneinander erblickt, sich die bekannten und die unbekannten Namen unwillkürlich eingeprägt und eigentlich nicht ernsthaft daran gedacht, daß so etwas für ihn erreichbar wäre. Jetzt aber hatte Mascha das Ziel vor ihn hingestellt, nicht in den blauen Dunst mit dem allgemeinen Worte Berühmtheit, nein, deutlich, sichtbar, hinter die Spiegelscheiben der Schaufenster, und nicht in die blaue Ferne, sondern . . . da, mit einem Sprunge erreichbar, für Siegfried unter den Weihnachtsbaum zu legen.

Er sank vor ihr auf die Knie nieder, diesmal ohne ihre Hilfe. In diesem Augenblick vermischte sich ihm der Ruhm, den sie versprach, in eins mit seinem unklaren Ideal. Sie, die so lockend vor ihm

stand, war das, was in den Büchern immer die Muse hieß. Er flüsterte:

„Führen Sie mich, ich folge. Ich weiß, es ist gegen Gottes Gebot, aber ich bin ja schon im kindlichen Glauben erschüttert. Es weiß es noch niemand, Ihnen will ich es anvertrauen. Sie wissen, daß ich seit Jahren Mitarbeiter der Allgemeinen Lehrerzeitung bin. Es ist ein gläubiges Blatt. Vor einem Vierteljahre erhielt ich ein neues Buch, über die Schulaufsicht, zur Besprechung. Man erwartete von mir eine gründliche Widerlegung der liberalen Forderungen. Mascha, ich habe die Besprechung bis zur Stunde nicht geliefert. Ich mußte dem Verfasser in manchen Dingen recht geben. Mascha, Mascha, ich bin auf abschüssiger Bahn. Ich fühle es, ich werde gegen Gottes Gebot handeln."

„Nein, lieber Narr, Gott hat nicht gewollt, daß der Mensch allein sei. Er hat ihm zwei Arme gegeben. Wenn Gott die bunte Reihe nicht gewollt hätte, er hätte dem Menschen nur einen Arm gegeben und eine Hand. Zwei Hände hat der Mensch zu vergeben ..."

„Mascha, Sie lästern! Aber ich kann nicht mehr zurück. Sie ... Sie haben mich toll gemacht ..."

Er vergrub seinen Kopf in ihren Schoß.

Mascha legte ihm beide Hände auf die blonden Locken und flüsterte:

„Hänsel! Komm'!"

Bohrmann sprang auf. Schwer atmend ging er

vorwärts bis in die Fensternische. Beide Hände streckte er abwehrend aus und rief:

„Wer sind Sie? Sind Sie von den reinen Geistern? Meine arme Hilde ist so gut und treu und opferfähig! Sie ist meinen Kindern eine wahre Mutter! Und nur weil sie mein ideales Bedürfnis nicht versteht, nur weil Sie den Dichter in mir besser würdigen, nur darum bin ich Ihnen verfallen. Mascha, sind Sie in Wirklichkeit das reine, hehre Weib, als das ich Sie verehrt habe von der ersten Stunde an? Geistig, geistig müssen wir bleiben! Ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie wären wie die Welt, von der Sie zu mir sprechen. Ich habe von so einer Welt nie etwas gehört.“

Mascha kämpfte ein bißchen Ärger hinunter. Sie schloß ihre frechen Augen. Wäre es nicht das Einfachste, den ungehobelten Burschen laufen zu lassen? Wird sie von ihm nicht immer wieder Verdruß und Aufregung haben?

Ja, aber neue Aufregungen. Seitdem sie denken und lieben kann, ist ihr noch kein Mann mit solcher Andacht gegenübergetreten. Das muß sie erleben, auskosten, schlürfen, dieses Neue. Sie glaubte auf einmal die verdrehte Frau bei dem Dingsda, bei Ibsen, zu begreifen, die etwas Unmögliches erwartet. Na ja, die war wohl ein bißchen anders. Aber dennoch. Mascha öffnete die Augen wieder, und wie sie den hübschen Mann in seiner zürnenden Verzückung vor sich stehen sah, in der Fensternische, die blonden

Locken vom hellen Sonnenlichte umflossen, da faßte sie den Entschluß, das Abenteuer zu genießen. Sie rief:

„Frage mich nicht, glaube an mich. In meinem innersten Kerne bin ich das reine, hehre Weib, nach dem du verlangst. Ich bin dein jungfräuliches Kind, das deine Liebe behüten soll vor der schlechten, gemeinen Welt. Komm', setze einen Stuhl neben mich. Oder hier, auf die Armlehne, setze dich und höre mir zu.“

Bohrmann that nach ihrem Wunsche. Er setzte sich auf die Armlehne, und sie faßte seine Hände.

„Schwöre mir, Hänsel, daß du immer an mich glauben wirst, daß du in mir immer das reine, kindliche Geschöpf achten wirst. Ich bin kein Weib, ich bin ...“

„Aber Mascha, Sie sind ... du bist doch verheiratet.“

Ratlose Verzweiflung tönte aus Bohrmanns Worten. Mascha zuckte mit den Augenbrauen. Sie war schon ordentlich in der neuen Stimmung drin gewesen.

„Das hättest du nicht sagen sollen. In meiner Jugend haben mir teuflische Männer meinen Kopf, meinen Verstand, weißt du, meine Meinung von der Welt haben sie mir verdorben. In diesem Seelenzustande habe ich ganz unpersönlich meinen Mann geheiratet.“

„Du willst dich also jetzt scheiden lassen?“

Mascha wußte nicht, ob sie sich ärgern oder freuen

sollte. Das war ja eben das Neue, daß der Mann, mit dem sie spielte, sie so ernst nahm. Unter allen, mit denen sie bisher gespielt hatte, war kein einziger gewesen, der ihr eine Scheidung zugemutet hätte.

Sie schüttelte leise und traurig den Kopf.

„Das geht ja nicht."

Bohrmann begriff zwar nicht völlig, warum es nicht ginge, aber die Scheidung war ihm nicht mehr die Hauptsache. Es brannte ihm im Herzen, zu erfahren, daß sie ihren Mann nie geliebt habe. Dann war sie ja wirklich das reine, kindliche Geschöpf. Er wollte hundert Dinge fragen, aber er fand die Worte nicht. Endlich stammelte er:

„Wie war der Seelenzustand . . . in welchem du . . . ihn geheiratet hast?"

Mascha lehnte sich zurück und ließ sich die Augen von Bohrmanns Händen bedecken.

„Ich bin falsch erzogen worden, mein gutes Hänsel. Mein Vater schämte sich vor mir, weil er in zweiter Ehe eine blutjunge Person heiraten wollte. So wurde ich bis zu meinem siebzehnten Jahre in Schweizer Pensionen herumgejagt. Ich blieb nirgends lange. Da war ich viel mit Französinnen zusammen. Das ist ein schlechter Umgang für deutsche Mädchen. Nach Hause kam ich erst nach der Hochzeit meines Vaters, und da gab es nur Einen Gedanken: mich so rasch als möglich zu verheiraten. Auch die Hausfreunde meines Vaters wünschten mich fort, so gut ich ihnen gefiel. Ich glaube, es ging wüst bei uns zu. Da=

mals vermutete ich schon etwas wie die bunte Reihe als Geheimnis hinter allem. Das Wort aber und was dazu gehört, hat mich der Klügste von meines Vaters Freunden gelehrt, ein Major a. D., auch mein guter Freund. Mein Erster ... wenn ich die Pensionen nicht mit rechne. Er ist irgendwo in einer Heilanstalt gestorben, er war zeitlebens ein arger Teufel."

Bohrmann hatte seine Hände von Maschas Augen fortgezogen, und wie sie jetzt züngelte und die Augen einkniff in unenträtselbaren Erinnerungen, schrie er auf:

„Mascha, du bist ... du warst ..."

„Sei still, Hänsel, und laß dich nicht irr emachen in deinem Glauben. Komm, sei auch du wie ein Kind, knie wieder hier zu meinen Füßen und höre mir zu, wie ich dem Major zugehört habe ... Alles, was Menschen thun, thun sie nur, weil sie Liebesverlangen haben, oder weil sie leben wollen und ihren Hunger stillen, oder weil sie ihre Eitelkeit befriedigen möchten. Hast du das begriffen, Hänsel? Daher kommt es, daß die Menschen untereinander leben wie Spinnen oder Wölfe, so voll Haß und Kampf. In den Kämpfen aus Eitelkeit giebt es kluge und dumme Menschen ... So lehrte mich der Major. In den Kämpfen aus Hunger giebt es reiche und arme Menschen ... Schade, daß ich mir nicht alles genau gemerkt habe. Der Major konnte das viel lustiger ausführen. Warte mal: die Klugen oder Schlechten müssen die Dummen oder Guten immer unterkriegen.

Ebenso müßten die Reichen immer die Armen auffressen, wenn nicht noch der Kampf aus Liebe da wäre. Richtig! Da aber giebt es nicht Kluge und Dumme, nicht Reiche und Arme, da giebt es nur Männlein und Weiblein. Jawohl! Und weil sich die Kämpfe aus Liebe in alle anderen Kämpfe hineinmischen, darum geht die Welt nicht zu Grunde. Das ist die bunte Reihe, die ohne Ungerechtigkeit bald dem Klugen hilft und bald dem Dummen, bald dem Reichen und bald dem Armen. Ist das nicht hübsch?"

„Fürchterlich," stöhnte Bohrmann.

„Du hast ganz recht, es ist auch fürchterlich. Aber damals glaubte ich das alles und ließ alles mit mir geschehen, und als meine Stiefmutter und der Major meinen Mann für mich aussuchten, da nahm ich ihn eben."

Bohrmann beugte den Kopf nieder und hielt mit zuckenden Fingern Maschas Knie umspannt.

„Mascha, und als seine Frau ... Mascha, ich ertrage das nicht ... du sollst mir antworten ... schwöre mir, daß du ein hehres Weib bist!"

„Glaube an mich, Hänsel! Bist du nicht auch verheiratet? Und bist du mir nicht treu? Hast du es mir nicht versprochen? Und bist du nicht treu ... trotzdem du nur ein Kind bist ... und trotzdem es hier ... in der engen Wohnung ..."

Bohrmann wagte nicht aufzublicken. Er weinte in ihrem Schoß.

Mascha blickte lächelnd zu ihm hinunter. Ja, das war eine neue Sensation.

„Stehen Sie auf, Hans. Es ist heute zu spät geworden zur Vorlesung. Nächsten Sonntag um fünf Uhr dinieren Sie bei mir. Kommen Sie aber schon um drei. Da werden Sie mir was vorlesen, in meinem Boudoir."

Und während Bohrmann aufstand und nicht wußte, wie ihm geschah, setzte Mascha ihr Hütchen auf, zog die Handschuhe an und sagte ihm freundlich Lebewohl.

VI.

Als Bohrmann allein geblieben war, glaubte er, er würde die vier Tage bis zum nächsten Sonntag nicht ertragen können. Das Blut hämmerte in seinem Herzen, in seinen Schläfen, in seinem Halse.

Aber dann kam die gute Hilde mit den Kindern zurück; sie sorgte dafür, daß seine Phantasie sich beruhigte.

Auch hatte er vor den nahen Ferien noch mehr zu thun als sonst. Ganz abgesehen davon, daß er Lenchen bei den Arbeiten helfen und für die Allgemeine Lehrerzeitung einen Aufsatz „über Ferien-Kolonien und Kirchenbesuch" schreiben mußte. So gab es an seinem Schreibtisch immer etwas zu

schaffen, was von Mascha abzog. Und in den Stunden, die der Familie gehörten, waren die Kinder seine guten Engel.

Bei den Mahlzeiten sprach Hilde freilich allzu oft von Mascha. Das aber beschleunigte seinen Herzschlag nicht weiter, weil es sich doch immer nur um die reiche Frau, um ihren Einfluß und um die Aussichten des Stückes handelte.

Wenn Bohrmann nicht zu dumm dazu wäre, diese Bekanntschaft könnte sein Glück machen, so daß man auch einmal etwas Besseres auf den Tisch bringen könnte. Mascha wäre doch nun 'mal verschossen in ihn.

Am Samstag abends, als Hilde diesen Ton wieder angeschlagen hatte, faßte sich Bohrmann ein Herz und bat sie, die Gemüter der Kinder zu schonen und die eifersüchtige Frau nicht über die wackere Mutter den Sieg davontragen zu lassen.

„Davon steht nichts in meinem Katechismus," erwiderte Hilde gutmütig lachend. „Eifersüchtig? Auf die? Wo doch ohne Korsett keine Taille da wäre und nichts. Daß sie dich allein zu ihren Diners einlädt und ich und die Kinder Luft für sie sind, obwohl doch Lenchen schon ganz gut bei die Großen sitzen könnte und nicht so blaß aussehen würde nach so ein paar feinen Mittagessen ... aber ein Vergnügen wäre es nicht für mich. Was, Lenchen? Da ist es doch viel netter bei meiner Cousine, und deren Sergeanten sind mir im kleinen Finger lieber,

als die ganze Gesellschaft von Loses, wo sie bis fünf Uhr des Nachmittags hungern und sich die Beine in den Leib stehen. Was, Lenchen? Nächsten Winter nehme ich dich auch zum Unteroffiziersball mit. Und in den Ferien, da machen wir mit Klunzes nach dem Spandauer Bock, wenn die dir fein genug sind, Bohrmann. Siegfried kann auch mitkommen, da die dumme Pute, die Reymond, doch thut, als ob wir ihr an den Wimpern geklimpert hätten. So 'ne hochmütige Gans. Hat seitdem den guten Jungen noch nicht ein einziges Mal hineingerufen. Heul nicht, Bengel, sonst setzt es was. Eifersüchtig! Auf die Reymond, da könnte ich es viel eher sein, wenn Eifersucht überhaupt mein Schwarm wäre. Aber meinetwegen mag sie dich sauer kochen und den Bengel dazu. Zieh keinen Flunsch, Friede, und verdirb einem nicht auch noch das bißchen Essen, und du, Bohrmann, hättest damals auch eine Lippe riskieren können und der Reymond ein gutes Wort geben; jetzt haben wir den Jungen den ganzen Tag auf dem Halse, Lenchen und ich."

Bohrmann gehorchte diesem Winke recht gerne. Am Sonntag Vormittag, während Hilde und Lenchen in der Kirche waren, brachte er Siegfried zu Fräulein Reymond. Er wollte sie bitten, sich seines Jungen weiter anzunehmen und die unbedachten Reden seiner Frau zu vergessen.

„Wenn es Ihnen nur recht ist," sagte Fräulein Reymond, „ich hätte auf die Freude doch nur schwer

verzichten können. Und Ihre Frau . . . die kann mir nicht wehthun, wenn sie übellaunig zu mir ist, wie . . . Seien Sie versichert, Herr Bohrmann, Siegfried ist gut aufgehoben bei mir."

„Daran habe ich nie gezweifelt. Und was Frau Lose . . ."

„Frau Lose geht mich gar nichts an! Frau Lose ist . . . sie ist eine ganz Fremde. Sie brauchen sie gar nicht zu nennen, Herr Bohrmann."

Mascha eine Fremde! Bohrmann hätte es am liebsten in alle Welt hinausgerufen, daß Mascha ihm jetzt alles war, das hehre Weib seiner Träume, seine Muse, seine Heilige. Am liebsten hätte er sein Gefühl in Gedichten ausgesprochen oder Fräulein Reymond anvertraut. Aber Gedichte fielen ihm nicht ein, merkwürdigerweise, trotzdem er doch ein Dichter war. Und vor Fräulein Reymonds Augen hatte er eine unüberwindliche Scheu. Er hatte es oft gesehen, wenn sie mit den Kindern spielte. Lenchen hatte ja die Unart, ab und zu eine Unwahrheit zu sagen, dann blickte Fräulein Reymond nur so vor sich hin, als hörte sie ein Gleichgültiges, Blätterrauschen im Winde. Wenn aber er selbst oder Siegfried aus irgend einem Grunde nicht ganz bei der Wahrheit blieben, dann wurden dieselben Augen so furchtbar ernst, dann kriegten sie so etwas . . . Großes, daß man sich wider Willen Lügen strafen mußte.

Auch heute mußte er sich aus dem Staube

machen, um nicht zu erzählen, mit welchen Gefühlen er die Stunde in Maschas Boudoir erwartete. Und das wäre doch nicht möglich gewesen, ganz und gar nicht möglich, weil es sich nicht schickte und weil er doch wieder sich selbst nicht klar war.

Er war schon in der Thür, als ihn Fräulein Reymond zurückrief.

„Herr Bohrmann, ich habe eine Bitte. Nicht für mich. Einer meiner Freunde ist wieder in Not.“

„Ich kann es mir denken, wen Sie meinen,“ sagte Bohrmann bitter und doch froh, einen unklaren Punkt in des Fräuleins Leben zu kennen. „Der Direktor gewiß.“

„Jawohl, der arme Schmidt-Lefèbre ist wieder im Unglück. Er möchte Rollen ausschreiben. Er bittet darum. Vielleicht haben Sie jetzt . . .“

Und sie nahm ein schlichtes Quartblatt vom Tisch, offenbar den Brief ihres Freundes.

„Ich werde heute in der Gesellschaft wohl Gelegenheit haben . . .“

„Nein! Nicht . . . Von dort kann nur Unheil kommen.“

Ein wenig gekränkt empfahl sich Bohrmann.

In seinem Arbeitszimmer wollte er ruhig an sein Stück denken und an die Wirkung, die es auf Mascha ausüben würde; aber immer wieder kam heute das Hämmern des Blutes in den Schläfen und im Hals.

Er nahm sich vor, das reine Kind in Mascha

zu achten. Nur einen ihrer Küsse hätte er noch gerne erlebt oder, noch besser, von ihm geträumt, damit sie nicht auch körperlich werden mußte, die geistige Erscheinung.

Unter dem Vorwande, seinen Hunger für das kostbare Diner zu bewahren, blieb er heute dem Mittagessen fern. Er hätte auch nichts mehr essen können. Das Hämmern im Halse hätte es nicht zugelassen.

Er saß ununterbrochen in seiner Stube und bereitete sich zur Vorlesung vor. Er kam nicht weit darin.

Pünktlich um drei Uhr klingelte er in seinem alten schwarzen Bratenrock beim hehren Weibe an, im ersten Stocke des palastähnlichen Hauses, das, nicht weit vom Rosenthaler Thor, durch seine Türmchen und Giebel auffiel. Er war lange genug in Berlin, um zu wissen, daß so ein Haus wohl von einem Dutzend Familien bewohnt wurde. Für ihn aber war es Maschas Palast, und die gemalten Frauenzimmer im Treppenhause hatten für ihn alle eine Beziehung zu Mascha.

In ihrem Boudoir mußte er wohl eine Viertelstunde warten, bevor sie erschien. Er hatte sich nicht niederzusetzen gewagt, weil er das plötzliche Aufstehen von diesen unbequemen Polsterstühlen scheute. Nur sein Manuskript legte er vorsichtig auf ein phantastisches Sofatischchen, das ohnehin mit allerlei Büchern und Druckschriften bedeckt war.

Er hielt sich für berechtigt, zu sehen, worin Maschas geistige Nahrung bestand. Leider waren die meisten Bücher französisch. Davon verstand er nur einige Anfangsgründe, und selbst die Namen der Schriftsteller waren ihm fremd. Es waren lauter neue Erscheinungen in gelbem Umschlag. Auch ein großes Heft mit gedruckten Zeichnungen hatte französischen Text. Über die Bilder erschrak er mächtig. Er wußte zwar, daß bedeutende Frauen Kunstinteresse haben mußten, und daß Künstler es für ihr gutes Recht hielten, das Nackte darzustellen. Er dachte über diese Dinge sehr frei. Er war mit Siegfried und Lenchen schon zweimal im Museum bei den Gypsabgüssen gewesen. Er glaubte gerne, daß die heidnische Kunst die Sitten nicht verderbe, aber hier die Zeichnungen machten keinen so ruhigen Eindruck auf ihn, trotzdem sie niemals ganz nackt waren.

Er legte das Heft fort und suchte nach deutschen Büchern. Er fand nur einige deutsche Übersetzungen aus dem Norwegischen und ein einzelnes Heft . . . es war kein Zweifel, es war der Kolportage-Roman „Der Scharfrichter von Berlin“, vor dem er selbst — allerdings ohne ihn zu kennen — in der Allgemeinen Lehrerzeitung gewarnt hatte. Vielleicht hatte Mascha das Heft in ihrer Küche gefunden und zur Strafe fortgenommen.

Endlich trat sie ein. Sie war nicht gekleidet wie eine Frau aus dem Bürgerstande, eher wie eine

Fee auf dem Theater. Es war ein Schlafrock von Spitzen und hellrosa Seide. Und wie er zuerst nur diesen verwirrenden Anzug bemerkte, so achtete auch sie zuerst auf seinen Rock.

„Willkommen, lieber Bohrmann,“ sagte sie zur Begrüßung. „Aber das nächste Mal müssen Sie einen Rock aus diesem Jahrhundert anziehen. Ich selbst habe Sie gern so, wenn Sie aussehen, wie von einem Denkmal heruntergestiegen. Es ist nur der Leute wegen. Setzen Sie sich. Erzählen Sie mir. Haben Sie viel an mich gedacht?“

Nicht einmal, daß sie ihm das trauliche Du entzog, beachtete Bohrmann. Er konnte immer nur sich seines Rockes schämen und ihn mit ihrem Feenschlafrocke vergleichen. Und während sie ihn ausfragte, dachte Bohrmann immer wieder daran, wie er Hilde die Notwendigkeit eines neuen schwarzen Rockes begreiflich machen könnte.

In einer solchen Gemütsverfassung sollte er Mascha einen Bericht über sein bisheriges Leben geben, eigentlich eine vollständige Lebensbeschreibung. Niemals hatte Mascha solche Fragen an ihn gestellt. Es war immer, als dächte sie nicht über seine Gegenwart hinaus, nicht an die Zukunft und nicht an die Vergangenheit.

Heute müsse sie ihn wenigstens biographisch zurechtstutzen. Raskel, der große Raskel werde unter den Gästen sein. Bohrmann müsse ihn zu gewinnen suchen, durch die Gusti Mauerhofer. Dann werde

Raskel unmittelbar vor der Aufführung des Stückes eine Biographie des dichtenden Gemeindeschullehrers in seiner Zeitung veröffentlichen.

Bohrmann war so zerstreut, daß er nicht einmal sagte, er kenne weder den großen Raskel noch die Gusti Mauerhofer.

Ob diese beiden seinen Rock auch anstößig finden würden? Aus dem vorigen Jahrhundert? Wo man doch jetzt schon 1893 schrieb! Der Rock hätte ja beinahe hundert Jahre alt sein müssen.

Gedankenlos beantwortete er Maschas Fragen, und nicht zu ihrer Zufriedenheit. Geniale Züge aus seiner Jugend hätte sie gerne gehört: wie sich in ihm zuerst der Dichter geregt hatte, bald in tollen Streichen, bald in Zeichen von geistiger Frühreife. Er aber ließ aus sich nur herausholen, wie er auf einem Dorfe der Altmark als Sohn des Schulmeisters geboren worden sei und zuerst bei seinem Vater und dann im Lehrerseminar von Magdeburg ordentlich und zuverlässig gelernt habe, was man ihm aufgab. Höchstens von seinem Vater wußte er ausführlich zu erzählen, von dessen Kämpfen wegen des Glockengeläutes, das dem Lehrer oblag, vom Trotz gegen Prediger und Patron und von den ungedruckten Streitschriften über die beste Methode des Leseunterrichts.

Siegfried erinnere ihn oft an seinen Vater. Dem Jungen in der neuen freien Zeit Raum zu

schaffen für Trotz und Wahrheitsdrang! Das wäre ein Lebensziel!

Mascha hatte sich auf die Chaiselongue gelegt und kramte, während sie fragte und Bohrmann antwortete, ab und zu unter den Papieren. Sie steckte den „Scharfrichter von Berlin“ unter andere Bücher, öffnete dann die Rolle mit dem Manuskript des „Hohen Liedes“ und fächelte sich damit Kühlung zu. Sie schüttelte den Kopf über den Mangel an Abenteuern in Bohrmanns Leben.

Dann sollte er ihr wenigstens seine Liebesgeschichten anvertrauen.

Bohrmann errötete. Zu sagen hatte er nicht viel, und erfinden wollte er nichts, trotzdem er das bestimmte Gefühl hatte, er müßte jetzt flunkern. So gab er wenigstens ausführlich das Wenige, das er hatte.

In seinem siebzehnten Jahre eine fromme Sehnsucht nach Pastors Hildegard. Sie gingen einen Frühling und einen Sommer lang täglich zusammen in den Kiefernwald, und eines Abends sagte ihm Hildegard, ihre Mutter hätte sie gefragt, ob Johannes in sie verliebt wäre. Daraus sei dann eine Art Liebesgespräch entstanden, wo beide, Hildegard und er, ohne einander anzusehen und ohne sich zu berühren, ja, eigentlich ohne sich ausdrücklich zu nennen, ewige Treue geschworen hätten. Er wenigstens habe es so aufgefaßt. Aber zu Weihnachten habe sich Hildegard mit einem Kandidaten verlobt.

Und dann in Magdeburg habe Bohrmann seine Frau kennen gelernt, in einer Gastwirtschaft, wo viele Seminaristen verkehrten, und wo Hilde — eigentlich habe sie Franzisca geheißen — als eine Verwandte der Wirtin ... überhaupt ... ein bißchen mit half ... er habe sich sehr schnell in sie verliebt ... viel schneller als sie in ihn ... plötzlich seien sie verlobt gewesen. Sein Vater sei kurz vorher gestorben, und mit seinem kleinen Erbteil habe er den Schritt wagen dürfen.

Bohrmann hatte bei diesem Berichte immer an Mascha vorbeigesehen und wurde erst wieder redseliger, als Mascha etwas lebhafter als bisher fragte, wie er von seinem Dorfe nach Berlin gekommen sei.

Bohrmann antwortete nicht gleich. Er mußte wieder an den alten Rock denken. Der war nicht aus dem vorigen Jahrhundert, er war noch nicht neun Jahre alt, zu seiner Hochzeit hatte ihn Bohrmann anfertigen lassen, in Magdeburg. Dann hatte er ihn zu Lenchens Taufe getragen und bald darauf in Berlin, als er sich seinen Beschützern vorstellte.

Nämlich zu Lenchens Taufe sei auch Hildes Cousine erschienen, die Klunze, die Schutzmannsfrau. Die habe von Berlin erzählt, von der großen Frühjahrsparade, von den Tanzlokalen, von den vielen Nebeneinkünften, von der Stadtbahn, von der Militärmusik, und zur selbigen Stunde habe Hilde es sich in den Kopf gesetzt, Bohrmann müsse Gemeindelehrer in Berlin werden. Beinahe sechs Jahre habe

Hilde daran gearbeitet, dreimal habe Bohrmann deshalb nach Berlin kommen müssen, obwohl sein Dorf zwei Meilen von der nächsten Eisenbahnstation lag. Die Klunze habe ihn in Berlin immer anderswohin geschickt. Sie sei eine sehr gute Frau, aber ungebildet, und es sei merkwürdig, daß sie so gute Verbindungen mit dem Magistrat habe. Zu drei verschiedenen Sergeanten habe Bohrmann vergebens gehen müssen. Dann aber habe ein vierter Sergeant ihn an eine städtische Turnlehrerin gewiesen, durch sie sei er mit einem Magistratssekretär bekannt geworden. Der Magistratssekretär habe ihn an eine Präsidentin empfohlen. Er sei zuerst furchtbar über den Rang erschrocken, aber es war nur die Präsidentin eines Vereins, eines liberalen Vereins. Das aber habe ihr in seinen Augen nicht geschadet, und er sei ja auch nicht so orthodox wie die anderen auf dem Lande sind. Durch die Präsidentin sei er endlich an den Herrn Schulrat gekommen, seinen Fürsprecher. Überall habe er seinen guten schwarzen Rock angehabt, und keiner habe das Gewand zu schlecht gefunden.

„Nicht empfindlich sein, Hans! Wenn Sie sich um die Stelle eines Gemeindelehrers bewerben, so dürfen Sie gar keinen andern Rock anziehen. Aber hier bei mir wollen Sie doch berühmt werden. In Berlin muß ein berühmter Mann elegant gekleidet gehen, sonst glaubt man ihm nicht . . . Kommen Sie näher, ganz nahe. Von Ihrer Verheiratung müssen

Sie mir noch mehr erzählen. Das mit Ihrer Stelle in Berlin ist ja ganz einfach der Ring, die bunte Reihe. Aber der Anfang Ihrer Ehe! Die Flitterwochen! Kommen Sie näher!“

Es gelang Bohrmann, mit dem unbequemen Polsterstuhle bis dicht an die Chaiselongue heranzurücken. Sofort ergriff Mascha, als ob das ihre Gewohnheit wäre, seine Hände und flüsterte ihm zu, sie sei furchtbar neugierig, aus Eifersucht, sie wolle alles wissen.

Sie fragte und fragte, und Bohrmann wußte nicht, wie ihm wurde und was er antworten sollte. Er verstand ihre Worte nicht, und dann wieder hoffte er, daß er sie nicht verstand. Wenn Mascha nicht durch Eifersucht den Verstand verloren hatte, so konnte sie doch unmöglich die Beantwortung solcher Fragen erwarten.

Wenn sie aber seine Hände heranzog oder sie gar um ihren Hals legte, schmeichelnd und schwer atmend, wenn sie dabei in ihrem hellrosa Feenkleide näher zu ihm heranrückte, dann preßte sie doch aus seiner geängstigten Seele manche Antwort heraus, in verschleierten Worten, die er mit geschlossenen Augen herausstieß. Er machte es ihr nicht leicht.

Endlich zog sie den leise Widerstrebenden noch näher heran und flüsterte:

„Reine Geister wollen wir sein! Aber du mußt mir treu sein, hörst du, treu! Im strengsten Sinn! Komm'! Einen Kuß, damit du mich nicht mehr

vergessen kannst! Ich will dir ihn einbrennen, damit du ..."

Und wieder küßte sie ihn lange, inbrünstig, schrecklich schön, daß ihm die Sinne vergingen und er neben der Chaiselongue auf die Knie zu liegen kam und jetzt von selbst die Hände um ihren Hals legte, als ob er sie erwürgen wollte.

„Keine Geister," stammelte sie unter den wütenden Küssen, mit denen er sie jetzt überschüttete. „Nicht so ..."

Plötzlich klopfte es an der Thür des Boudoirs.

Wie ein Blödsinniger sprang Bohrmann in die Höhe und fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopfe. Mascha erhob sich langsam, schwer atmend, aber ruhig lächelnd.

„Es ist nur mein Mädchen. Ich habe sie beauftragt, zu klopfen, wenn's Zeit ist, mich zum Diner anzuziehen. Gehen Sie und erwarten Sie mich im Salon. Vergessen Sie mich nicht!"

Freundlich reichte sie ihm die Hand. Bohrmann verließ verwirrt das Boudoir. In der Thür wendete er sich erschreckt um.

„Mein Stück!"

„Sie werden doch nicht bei Tische sitzen wollen mit diesem Ungetüm in der Rocktasche? Lassen Sie es ruhig hier liegen. Ich habe schon hineingesehen. Vor dem Einschlafen will ich weiterlesen."

VII.

Als Herr Lose, der Stadtrat und Brauereibesitzer, sein Empfangszimmer betrat und den Lehrer Bohrmann bereits vorfand, schien er gar nicht überrascht zu sein. Bohrmann hätte also gar nicht über die Antworten nachzudenken brauchen, mit denen er den Argwohn von Maschas Gatten zu zerstreuen gedachte. Herr Lose war freundlich, herablassend, ungefähr so, wie ein wohlgesinnter Schulinspektor, zu welchem man das Recht hat, „mein Gönner" zu sagen. Er schien sehr kenntnisreich zu sein und mit den höchsten Persönlichkeiten des Staates Fühlung zu besitzen. Denn er fing mit dem Gaste sofort über das Verhältnis von Deutschland und Rußland und über die sociale Frage zu reden an, und unterließ nicht die Andeutung, daß nächstens etwas geschehen werde. Als Bohrmann wenig erwiderte, äußerte Herr Lose seine litterarische Meinung: man habe an Schiller und an . . . Bohrmann verstand Kadelburg . . . im Wesentlichen genug. Er sei ein Fortschrittsmann, aber gerade darum gegen jede Überstürzung. Die Fortschrittspartei müsse die alten Fehler ablegen, sie müsse in gewissem Sinne konservativ sein, mit den Regierenden gehen in der Politik, wie in der Kunst. Er nannte viele neue Namen, die ihm nicht gefielen, wie er sagte.

Als Bohrmann auch jetzt nicht viel zu erwiedern wagte, weil ihm die Namen Zola, Ibsen, Tolstoi

und gar die Jüngeren und Kleinen der neuen Schule nicht so geläufig waren, wie diesem allwissenden Stadtrat, wurde Herr Lose noch freundlicher und versprach, seinen Einfluß in der Frage der Alterszulage der Lehrer voll und ganz im Sinne der Gemeindelehrer geltend zu machen.

„Der preußische Schulmeister, Herr Bohrmann ...“

Da wurde die Thür geöffnet, und Herr und Frau Neumann erschienen als die ersten eigentlichen Gäste. Wenigstens sagte Herr Lose, als ob Bohrmann zum Hause gehörte:

„Gut, daß ihr die Ersten seid. Mascha will noch mit Mieze reden, und wir beide haben ja auch noch etwas zu erledigen.“

Frau Mieze Neumann, Loses wenig jüngere Schwester, war eine schlanke, fast hagere Dame mit einem unzufriedenen Gesichtsausdruck. In Kleidung, Gang und Blick hatte sie etwas Prüdes, Kirchliches, wie auch ihr Bruder mit seinem Rundbart, der die Lippen frei ließ, und mit seinem würdigen Rockschnitt an die Respektabilität eines Hamburger Kaufherrn erinnerte.

Sie wolle eben gleich zu ihrer Schwägerin ins Ankleidezimmer gehen. Sie hielt sich auch nur einen Augenblick mit der Begrüßung Bohrmanns auf, sprach aber in diesem Augenblicke sehr viele Worte.

Als die Herren allein waren, wurde Bohrmann sich bewußt, daß die Schwäger miteinander etwas sprechen wollten, was nicht für seine Ohren bestimmt

war; sie schwiegen in auffallender Weise. Da ihm aber keine Ausrede einfiel, mit der er sich hätte entfernen können, schüttelte er nur Herrn Neumann zum zweiten Male die Hand. Dessen recht gewöhnliche Ausdrucksweise that dem Lehrer wohl. Er fühlte sich ihm überlegen.

„Na, Herr Schulmeister," sagte Neumann, und sein rundes, rotes, glatt rasiertes Gesicht glänzte von Wohlwollen, „immer noch Hahn im Korbe?"

„Herr Bohrmann hat Mascha sein Stück vorgelesen," sagte Lose mit auffallender Korrektheit. „Sie hat ihn deshalb, wie sie mir sagte, schon um drei Uhr erwartet. Sie protegiert ihn, und ich hoffe, daß du mit seinem Drama Glück haben wirst. Es soll sehr bedeutend sein . . . Betrachten Sie meinen Schwager Neumann heute gewissermaßen als den Hausherrn. Unsere Gesellschaft wird wieder einmal seinetwegen gegeben. Sie müssen nämlich wissen, Herr Bohrmann, daß mein Schwager und seine Frau trotz ihres großen Vermögens eine sehr altfränkische Haushaltung führen und uns, das heißt meiner Frau, die Ehre erweisen, wenn sie einmal eine große Gesellschaft geben müssen."

Herr Lose sagte das, zu Bohrmann gewendet, mit einem freundlichen, scherzhaften Lächeln; Herr Neumann aber schien es persönlich zu nehmen.

„Er meint Ihnen gar nicht, er meint mir. Er stichelt. Aber das ist ja eine alte Abmachung, lieber Wilhelm; du weißt ganz jut, daß wir uns heute den

Lopinsky besehen wollen. Hantinger hat ihn meiner Frau empfohlen, und Lopinsky wieder will hier mit der Szekal reden. Was ist da weiter bei? Deiner Mascha macht es das größte Vergnügen, so Leute vons Theater bei sich um die schlanke Taille zu füttern. Wir aber, d. h. Mieze und ich, wollen unser Haus rein halten."

„Du drückst dich wieder einmal eigentümlich aus. Wer von Mascha einer Einladung für wert gehalten wird, der ist gewiß eine Zierde der Gesellschaft, und darin muß man mit der Zeit fortschreiten, daß man den Künstlern die guten bürgerlichen Kreise nicht verschließt. Wo sollen sie es sonst auch hernehmen? Wie sollte Herr Bohrmann zum Beispiel die feste Sitte eines begüterten Bürgerhauses schildern, wenn, sagen wir, Fabrikanten und Stadträte . . . ich spreche nicht von mir . . . ihn nicht mit Vergnügen bei sich sehen würden?"

„Nu eben," antwortete Neumann, „das Herumkieken wäre nicht nach meinem Geschmack. Aber Herr Bohrmann ist doch gar nicht so einer. Mir däucht, sein Stück wäre eins mit Ritterstiefeln. Die kann er doch bei dir nich besehn? Kennen Sie meinen Hantinger, Herr Bohrmann?"

Bohrmann bedauerte unendlich.

„Müssen Sie auch," sagte Neumann; „der wird seinen Weg machen. Ganz wie ich in seinen Jahren, wo ich es bis zum Maurpolier gebracht hatte, und die anderen glaubten, det wäre det Höchste. Und

jetzt habe ich doch meine sieben Grundstücke . . . ich mach' aus meinem Herzen keene Mördergrube, und klein angefangen zu haben ist keene Schande. Gemeindelehrer ist ein schlechter Anfang. Hantinger ist bei mir als Schreiber eingetreten, wissen Sie, für die vielen Mahnbriefe und die anderen Briefe. Und jetzt hat er es meiner Frau in den Kopf gesetzt, bei meinem Kronprinzen-Theater noch extra Schreiber zu sein. Sie heißen es aber anders. Und nach 'nem Jahre oder drei ist er Direktor. Wetten, daß? Und nach der ersten Million schnappt er. Wetten, daß?"

„Wenn du vor Herrn Bohrmann keine Geheimnisse hast, so kann ich dir ja in seiner Gegenwart sagen, daß ich durchaus keine Bürgschaft zu übernehmen gedenke, weder für Herrn Lopinsky noch für irgend einen andern, den Hantinger und Mieze dir zutreiben. In meine Geldsachen darf meine Frau mir nicht hineinreden. Mein Geschäft und meine öffentliche Thätigkeit im Dienste der Stadt Berlin haben mit meiner Ehe nichts zu thun, und in dieser Beziehung halte ich mein Haus rein. Habe ich nicht recht, Herr Bohrmann?"

„Wenn aber die Frau schlauer ist, als der Mann . . . und deine Schwester ist helle, Lose . . . soll man sich deshalb nicht mit ihr beraten, weil sie eine Frau ist? Nennst du das Fortschritt? Habe ich nicht recht, Herr Bohrmann? . . . Übrigens ist es uns gar nicht eingefallen, daß du die Bürgschaft

übernehmen würdest. Wir haben nur so angefragt, weil man doch nicht wissen kann. Und eine jute Kapitalsanlage ist so 'n Theater, gerade so jut, wie 'ne Brauerei. Und du würdest ganz froh sein, wenn der Pächter vons Kronprinzen-Restaurant dir dein Bier abnähme. Habe ich nicht recht? Und der Pächter wird's nicht thun. Er wird Echtes haben müssen. Wetten, daß? Habe ich nicht recht, Herr Bohrmann?"

Da traten aber, bevor Bohrmann noch antworten konnte, die beiden Schwägerinnen herein, etwas verzankt, wie es schien. Aber Mascha lächelte und sah in ihrer rosa Seide doppelt schön aus neben Frau Neumann, die sich in ihrem hohen schwarzen Atlaskleide noch steifer reckte als vorhin. Bohrmann konnte die Augen kaum abwenden von dem tiefen und doch wieder ... er wußte nicht, warum ... so kindlichen Ausschnitt von Maschas Taille.

„Habe ich mich nicht fix umgekleidet?" rief Mascha.

Da wurde die Thür geöffnet und fünf Personen auf einmal traten herein.

VIII.

Unmittelbar bevor man zu Tische ging, fand Mascha noch Gelegenheit, mit Bohrmann zu sprechen. Herr Neumann stand zwar dabei und auch eine

unförmlich dicke Frau Kietz, aber Mascha gab sich, als ob sie mit dem Lehrer allein gewesen wäre.

„Ich hätte Sie vorhin über die Herren und Damen genauer unterrichten sollen. Aber Ihre Poesie ließ mich die praktische Seite ganz vergessen. Jetzt haben Sie Zeit und Gelegenheit, das Eisen zu schmieden. Ich konnte Sie unmöglich neben mich setzen. Der Lopinsky, der künftige Direktor, ist zum ersten Male bei uns, und an meiner andern Seite sitzt immer Vetter Felix. Sie haben den besten Platz, neben der Szekal. Bevor das Eis kommt, muß sich die Szekal für Sie interessieren. Hören Sie, liebster Hans! Ich nenne ihn manchmal Hänsel. Er ist doch so, wie aus einem Märchenbuche ausgeschnitten, nicht, liebe Kietz? . . . Sind Sie vorgestellt? Hans Bohrmann, unser Hans Bohrmann, mein Hans Bohrmann, der Dichter. Liebe Kietz, Sie dürfen mir meinen Dichter nicht untreu machen. Diese vortrefflich aussehende Frau, lieber Bohrmann, ist unsere älteste und beste Freundin, die gute Frau Kietz. Sie sitzt zu Ihrer Linken, von meinem Schwager Neumann geführt; sie interessiert sich trotzdem sehr lebhaft für alles Hohe, was Menschenherz bewegt."

„Uzen Sie mir nich, Mascha," sagte mit einem breiten, aber herzensguten Lachen die dicke Frau Kietz, deren mächtige Büste von einer unförmlich großen, ausgeschnittenen lila Seidenbluse umschlottert wurde. „Es freut mir aber, Ihre Bekanntschaft zu machen, lieber Herr Clausing."

„Bohrmann," sagte Bohrmann.

„Ach wat, die Hauptsache ist, daß wir jetzt zu Tische gehn."

Bohrmann hatte schon öfter in kleiner Gesellschaft bei Mascha gespeist und hatte sich jedesmal über den Prunk der Tafel und über die traumhafte Vorzüglichkeit der Speisen und Getränke gewundert. Heute waren mehr als zwanzig Personen geladen, und Bohrmann war gänzlich verwirrt von alledem, was auf dem Tische stand, was aussah wie Zierrat und doch alles seine nützliche Bestimmung hatte, vom Silber und Krystall, von diesem ganzen kunstvollen Bau einer fürstlichen Tafel, und er wurde noch verwirrter von den Gesprächen, die durcheinanderschwirrten, durcheinanderflogen, alles berührend, alles wissend, in allen Höhen und Tiefen der Bildung, und die ihm wieder zeigten, daß ein Gemeindeschullehrer, trotz seiner sechsjährigen Vorbereitung viele, viele Lücken in seinen Kenntnissen habe. Schon das war ihm erstaunlich, wie alle einander kannten, auch die zum ersten Male im Hause waren.

Er hatte schon vorhin bei den Vorstellungen die Gewißheit gehabt, all' die Leute nachher nicht wiederzufinden, deren Namen er zum ersten Male hörte, trotzdem Mascha häufig eine Erklärung hinzugefügt hatte: z. B. der berühmte oder bekannte oder so etwas Doktor Raskel, der gefeierte Kritiker. „Sie müssen ihm unbedingt gehorchen, lieber Bohrmann. Er ist unfehlbarer als der Papst. Er weiß sogar

mehr als der liebe Gott. Der liebe Gott weiß alles. Doch der Raskel weiß alles besser. Sie kennen doch den alten Scherz? . . . Der berühmte Bonvivant Stanislaus Lopinsky. Ich darf Sie noch nicht als Direktor vorstellen, lieber Lopinsky. Aber unser lieber Bohrmann weiß, wer Sie sind . . . Hier, lieber Bohrmann, sehen Sie Professor Seifert in Person. Sie kennen doch seine Kunstgeschichte auswendig? . . . Herr Bohrmann, der allbekannte Hantinger. Nehmen Sie sich meines Dichters an! Sie haben doch schon von ihm gehört? . . . Bitte, lieber Herr Doktor! Der berühmte Kattowitzer. Lieber Herr Bohrmann, Sie sehen, Sie finden in meinem Salon die berühmtesten Dichter Deutschlands . . . der geniale Klingenreuter, lieber Bohrmann . . . Gestatten Sie, mein teures Fräulein Szekal, Ihnen unsern neuesten Dichter vorzustellen. Herr Hans Bohrmann, einer Ihrer glühendsten Bewunderer . . .“

Außer Herrn Hantinger hatte sich Hans Bohrmann keinen Menschen gemerkt. Der mit seinem kleinen Raubvogelgesicht, mit dem dünnen, schwarzen Schnurrbärtchen und der scharf gebogenen Nase, der schien ihm eine verwandte Seele, weil Hantinger bei aller Keckheit des Auftretens doch offenbar nur schüchtern war, und weil er sich selbst sofort an Bohrmann anschloß und ihn nach seinem Stücke fragte.

Den Professor Seifert stellte er später fest, als ihm ein kleiner dicker Mann mit Glatze und

schneeweißem Schnurrbart aufgefallen war, der bei Tische von Gruppe zu Gruppe hinübersprach, die Herren gar nicht zu sehen schien und das Gespräch mit jeder Dame ohne Ausnahme mit einer körperlichen Huldigung begann.

„Sie haben doch einen göttlichen Hals, verehrte Frau Mascha . . . wie Ihr Oberarm heute wieder appetitlich ist, gnädige Frau . . . man sieht ja nicht zu viel von Ihren Füßchen, liebe Afra, aber bis über die Knöchel klassisch . . . ich werde noch Bildhauer werden, nur damit Sie mir Modell stehen, liebste Freundin. Wenn wir allein sind, sage ich Ihnen, wofür . . . eine Büste haben Sie! . . . da sind Sie ja, liebste Kietz! Donnerwetter, Ihre Taille wird immer junonischer . . .“

Ganz erschreckt, weil er fürchtete, es wäre ein Wahnsinniger, fragte Bohrmann bei Hantinger an, wer denn das wäre, der wilde Herr.

„Wo kommen denn Sie her, Herr Bohrmann, daß Sie das nicht wissen? Das hören Sie doch, daß er Kunstkenner ist, eigentlich selbst Künstler. Professor Seifert, der Verfasser der berühmten Kunstgeschichte. . . . Was haben Sie eben auf der Pfanne, liebster Bohrmann?“

„Wie meinen Sie das?“

„Was demnächst von Ihnen gedruckt werden wird, erlaube ich mir zu fragen.“

„Ein kleiner Aufsatz über die Vorzüge der Steilschrift.“

Hantinger machte ein verdutztes Gesicht.

„Das ist wohl etwas ähnliches wie Keilschrift? So ein gelehrtes Haus sind Sie? ... Aber es geht wieder los. Prosit!“

„Prosit, Herr Hantinger.“

IX.

Das Gespräch zwischen den beiden Herren hatte stattgefunden, während nach einer kurzen, schlichten Tischrede des Wirtes die meisten Herren mit ihren gefüllten Gläsern den Tisch umschritten, um mit Herrn Lose anzustoßen.

Als Bohrmann auf seinen Platz zurückkehrte, war er tief beschämt. Umgeben von so vielen bedeutenden Männern und Frauen, hatte er, eben nach seiner nächsten Arbeit gefragt, ehrlicherweise nichts anderes nennen können, als einen Aufsatz für die Lehrerzeitung, einen Aufsatz über die Vorzüge der Steilschrift. Glücklicherweise hatte Herr Hantinger so etwas gar nicht für möglich gehalten und wer weiß was für Gelehrsamkeit dahinter gesucht. Wie sollte aber auch ein armer Lehrer, der noch vor zwei Jahren in einem armen Haveldorf begraben war, hier zurechtkommen, wo die berühmten Dichter Deutschlands die teuren Weine wie Wasser tranken, und wo Professoren zu den anwesenden Frauen

sprechen durften, als wären sie nackte griechische Marmorstatuen!

Suppe, dann etwas Rätselhaftes, dann ein unbekannter Fisch waren der Tischrede vorhergegangen. Jetzt kam ein sehr merkwürdiges Gemüse, und Bohrmann hatte mit seinen Nachbarinnen noch kein Wort gewechselt, dessen er sich hätte rühmen können. Das verschlug nicht viel bei der dicken Dame an seiner Linken. Die Kietz aß reichlich. Und wenn sie dazwischen hie und da aufseufzte, so schien das nicht vom Kummer herzukommen, sondern von der Hitze und von der Anstrengung. Bohrmann hätte sich gegen sie leicht geben können, wie er war; sie schien eine einfache Frau. So oft er sich ihr zuwendete, erschreckte ihn ein Medaillon, so groß wie eine Kinderhand, das auf einem abgeschliffenen Steine die Züge eines freundlichen dicken Herrn trug, und das beim lebhaften Aufatmen der Frau Kietz zwischen den Klappen der lila Bluse auf der „junonischen Büste“ auf und nieder schwebte.

Fräulein Szekal auf seiner andern Seite bot den Augen ein erfreulicheres Bild. Das Mädchen war von vollendeter Schönheit. Die dunklen, feurig klugen Augen schienen Flammen sprühen zu können gegen jeden Mann, auf den sie gerichtet waren. Fräulein Szekal saß aber in ihrem dunkelrot-goldenen Brocatkleide da wie ein altes Bild, aß nicht, rührte sich nicht und redete mit einer tiefen, herrlichen Altstimme unaufhörlich Dinge, auf die eine Antwort

gar nicht möglich war. Übrigens schienen die Gespräche, obgleich sie sich dabei kaum regte und immer geradeaus sah, mehr an ihren andern Nachbar gerichtet zu sein, Herrn Lopinsky, wie Bohrmann allmählich herausbrachte. Den künftigen Direktor also, einen hübschen, gelangweilt aussehenden, beneidenswert elegant gekleideten Herrn mit einem großen, schwarzen Stallmeisterschnurrbart.

An diesem Schnurrbart vorbei, viel zu nahe vorbei, winkte Mascha jetzt ihrem Hänsel abermals zu, sich zu unterhalten, das Eisen zu schmieden, wie sie es nannte. Er aber hörte gerade aufmerksam die Worte an, die Herr Lose über die Tafel an ihn richtete.

„Unsere Berliner Industrie hat den Gipfel ihrer fortschrittlichen Entwickelung immer noch nicht erklommen. In zielbewußtem Zusammengehen mit den Hohenzollern ist aber Berlin auf dem besten Wege, den Wettbewerb der andern Städte zu überflügeln, insbesondere das Brauereigewerbe . . .“

Erst als Herr Lose sich unterbrach, um über den ganzen Tisch hinüber seiner Schwester zuzutrinken, faßte Bohrmann sich ein Herz und fragte Frau Kietz nach dem Namen des merkwürdigen Gemüses. Dabei bemerkte er, daß das schaukelnde Medaillon an einer schweren goldenen Kette hing, die irgendwo unter der lila Bluse verschwand.

„Das hat einen französischen Namen,“ sagte Frau Kietz seufzend. „Ick habe mir da nicht genug von

jenommen. Das, was Sie da immer ansehen, Herr Clausing . . . das ist mein Oller, mein Seliger. Jetzt sagen die Leute „Losebier“ zu unserer Ware. Es ist aber Kietzen seines. Der hat die Brauerei gegründet und gemacht und heraufgebracht. Aber Lose ist auch ein ordentlicher Mann . . . lassen Sie man, Herr Clausing. Ich bin nicht unbequem. Und Mascha will ja, daß Sie sich mit der andern unterhalten. Die arme Person, die hat sich ja geschnürt, daß nicht die kleinste grüne Schote durchrutschen könnte. Schoten sind nämlich auch mang. Die arme Person. Lassen Sie mich man. Ich und Neumann, wir stören einander nicht. Reden Sie ein Wort mit ihr.“

Der selige Kietz hob sich bei einem schweren Seufzer wieder bedenklich, und Bohrmann wendete sich an die Szekal.

„Die Hauptsache ist es ja,“ sagte eben der künftige Direktor mit dem Stallmeisterschnurrbart, „und ich weiß es zu schätzen, wenn meine Damen kostbare Kleider haben. Aber“ — Lopinsky machte ein tiefsinniges Gesicht, als ob er auf die Weisheit der eigenen Worte aufmerksam machen wollte — „aber die Kleider müssen gut getragen werden.“

„Die gütige Prinzessin,“ antwortete die Szekal, „sagte erst gestern zu mir: Liebe Afra, sagte sie, wo haben Sie dieses wahrhaft aristokratische Auftreten her? — Durch den Umgang mit Ihrer Hoheit, antwortete ich.“

Wieder waren die Teller gewechselt worden, und wieder wurde etwas herumgereicht; diesmal aber wußte Bohrmann mit Sicherheit, daß es Geflügel war. Gewaltsam verscheuchte er die Erinnerung an seinen Siegfried, dem er gern etwas von all der Herrlichkeit mitgeteilt hätte, trank ein Glas Wein und sagte entschlossen zu Fräulein Szekal:

„Wohl dem hochbeglückten Hause ... Wie schön, mein gnädiges Fräulein, daß Frau Lose von einem fürstlichen Luxus umgeben ist!“

„Unsere Freundin hat viel Geschmack,“ antwortete die Szekal, und Bohrmann wunderte sich wieder über die Leblosigkeit der herrlichen Stimme und über das starke dramatische R. „Sie waren wohl noch nicht in Petersburg? Der Luxus von Petersburg ist maßgebend für die ganze Welt. Die Pferde, die man mir das letzte Mal ausgespannt hat, waren wertvolle Racepferde. Man mußte mir drei Pferde ausspannen, weil es in Petersburg üblich ist, mit drei Pferden zu fahren. Als mich der Fürst vom Bahnhofe abholen ließ ...“

Bohrmann konnte nicht mehr zuhören. Fast ohne den Kopf bewegt zu haben, wandte ihm Fräulein Szekal ihre Feueraugen zu, blickte aber nicht in sein Gesicht, sondern auf seinen Rock. Und der unangenehme Assessor, der Vetter neben Mascha, glotzte ganz unartig mit vorgebeugtem Kopfe nach ihm hinüber und hatte jetzt gerade eine spöttische Bemerkung gemacht. Mascha schlug ihm auf die Finger.

Es war Bohrmann, der doch nur drei Gläser getrunken hatte, als ob aller Augen auf ihn gerichtet wären oder vielmehr auf seinen Rock. Er fühlte sich einsam. Was half es ihm, daß er alle Kurfürsten von Brandenburg und alle Nebenflüsse der Elbe nach der Reihenfolge hersagen konnte. Das verlangte hier niemand. Hier verlangte man einen neuen Rock.

Wieder saß er still zwischen den ungleichen Nachbarinnen und hörte aufmerksam zu, wie der künftige Direktor und Fräulein Szekal von Geldsachen sprachen. Ungeheure Summen wurden genannt.

„Meine Freunde wären wohl imstande, die ganze Viertelmillion für unser Theater zu deponieren, wenn ich ihnen die Persönlichkeit des leitenden Direktors mit gutem Gewissen empfehlen könnte."

„Sagen Sie dem Prinzen," erwiderte Lopinsky und strich sich, überlegen lächelnd, den Stallmeisterschnurrbart mit seinen feinen, langen Fingern, erst nach rechts, dann nach links, „sagen Sie dem Prinzen, daß ich mehr mitbringe, als irgend ein anderer Bewerber aufweisen könnte."

„Was haben Sie aufzuweisen?" fragte die Szekal weiter, jetzt plötzlich ohne jedes Pathos, mit dem Tone eines klugen Handelsmannes. Sogar ihre Augen wurden dabei kleiner und lauernder.

„Das weiß die ganze Welt," antwortete Lopinsky, während er seine Augen wie müde halb zufallen ließ. „Ich habe bekanntlich Glück."

Mascha beugte sich über Lopinskys Rücken herüber. Fräulein Szekal solle sich durch die Schüchternheit des Dichters nicht irre machen lassen. Hans Bohrmann habe die Zukunft für sich. Er nenne die Szekal nie anders, als die göttliche Afra. Er brenne darauf, in seinem Stücke die Königin von Saba durch die göttliche Afra kreïert zu sehen.

„Ein Autor?“ fragte Lopinsky mit trauriger Verwunderung. „Warum ist er mir nicht vorgestellt?“

Bohrmann hatte Angst, Fräulein Szekal würde nach irgend einer ihrer berühmten Rollen fragen. Er hatte sie nie spielen sehen, ihren Namen nie gehört. Sie aber schien das nicht für möglich zu halten. Sie richtete ihre Augen groß auf ihn und fragte mit einem neubelebten tragischen R:

„Natürlich doch die Hauptrolle? Ich lasse es seit einiger Zeit in jeden meiner Kontrakte aufnehmen, daß ich nur tragende Rollen zu spielen brauche. Man vergiebt sich sonst zu viel. Meine Freunde sind geschäftskundig genug, um die Kontrakte für mich zu machen. In Berlin kennt man mich noch nicht genug. Im Wiener Burgtheater konnte ich ja doch nicht bleiben, der Wolter wegen. Ich verehre die Wolter, aber ich verehre sie wie eine Mutter. Das ist ein Bonmot von mir, das die Fürstin Metternich zu dem ihrigen gemacht hat. Die gute Fürstin war es, die mir den Namen die göttliche Afra zuerst beigelegt hat. Der Erzherzog . . .

klatschte vor Freude in die Hände, als sie diesen Einfall hatte, und rief: Sie sprechen mir aus der Seele, Fürstin Paulin'! Sie würden überhaupt staunen, lieber Doktor, wie wenig von der spanischen Hof-Etikette in der Wiener Hofburg zu finden ist. Alle Welt plauscht da Wienerisch."

Die Szekal gab einige Anekdoten in Wiener Mundart zum besten. Bohrmann staunte über die Geschicklichkeit und war geneigt, diese göttliche Afra für eine große Künstlerin zu halten; jedenfalls würde sie als Königin von Saba herrlich aussehen. Mascha war doch treulich für ihn thätig.

Eben beugte sich Mascha wieder herüber, nur daß sie dabei überflüssigerweise ihre Feenhand auf Lopinskys Schultern legte.

„Unser Hans Bohrmann wird die nächste Saison beherrschen. Er hat noch ein zweites Stück fertig, lauter Prachtrollen."

Lachend schnellte Mascha zurück, daß sie sichtbar den Assessor berührte. Wie sie lügen konnte.

„Ich werde Ihre Stücke meinen Freunden zu lesen geben," sagte die göttliche Afra. „Meine Freunde halten strenge darauf, daß ich nur dankbare Rollen spiele. Das bin ich mir auch schuldig. An Ihrem Stücke gefällt mir jedenfalls das Kostüm. Die Königin von Saba ist ein sehr schönes Kostüm, und ich brauche nicht zu verschweigen, daß es sehenswert sein wird, wenn ich die Rolle kreïere. Ich lege so wenig Wert darauf. Alexander Dumas, der mir

einmal nach Nice nachgereist kam, um mich zu überreden, seine Prinzessin in französischer Sprache zu kreïeren, sagte mir oft: Ma chère, Sie legen zu wenig Wert auf Äußerlichkeiten."

„Der Graf von Monte-Christo ist ein sehr spannender Roman," bemerkte Bohrmann entschlossen.

„Hier handelt es sich um seine Theaterstücke," warf Lopinsky belehrend ein, der ruhig zugehört hatte. Man konnte ihm seine Ungeduld kaum ansehen.

Jedenfalls sah die Szekal sie nicht und schien an dem Autor zu ihrer Linken Interesse zu finden.

„Mit welchem von den berühmten Bohrmanns sind Sie eigentlich verwandt, lieber Doktor?"

Bohrmann kannte keinen einzigen berühmten Namensvetter.

„Welchen meinen Sie, mein Fräulein?" fragte er betroffen.

„Es fällt mir selbst augenblicklich keiner ein."

Eine große, köstlich dekorierte Schüssel wurde herumgereicht. Sie sah von weitem aus wie ein großer Strauß von weißen Blumen. Es war Käse. Lopinsky lehnte dankend ab, lehnte sich wie gesättigt zurück und flüsterte der Szekal zu, aber so, daß Bohrmann jede Silbe verstehen konnte: „So ein Kontrakt, wie Sie ihn verlangen, ist nie unterschrieben worden. Aber ich will nicht länger darüber nachdenken. Nachdenken macht so müde. Ich unterschreibe alles."

Und mit einem satten Lächeln fügte er lauter hinzu:

„Ich kann mir so etwas erlauben. Ich habe Glück.“

„Dann will ich gleich nach Tische an meine Freunde telegraphieren. Wir werden ja doch gleich aufstehen.“

„Noch ein Wort, teuerste Freundin. Es wird da noch eine kleine Schwierigkeit zu überwinden sein.“

Und Lopinsky beugte sich tiefer zu der Schauspielerin herab. Immer noch strich er seinen schwarzen Stallmeisterschnurrbart, immer noch hielt er das müde Lächeln des schönen Mannes fest, aber etwas Gemeines schaute aus seinen Augen, gemeine Furcht oder gemeiner Zorn. Wenigstens schien es dem Lehrer so, der das Gespräch nicht mehr vernehmen konnte.

Merkwürdigerweise hatte auch das Paar zur Linken seit kurzem ein Gespräch über Geschäfte angefangen. Seitdem die nahrhaften Gänge vorüber und die Süßigkeiten und solch dummes Zeug an der Reihe waren, hatte die Kietz nach einem letzten tiefen Seufzer sich und ihren Seligen beruhigt; auch Herr Neumann hatte die Serviette vor sich hingelegt, das Kelchglas beiseite gerückt und plötzlich gefragt:

„Nu aber ernsthaft, Kietz, wollen Sie?“

Und die Kietz hatte geantwortet:

„Bauernfänger! Sie meinen, weil ich ordentlich

gefuttert und gepichelt habe, wäre ich nu dumm genug für Sie. Nee, nee, is nich, mein Kind. Wenn's auch nur Märker sind und keene Thaler, eine Viertelmillion oder so ein Teil davon, das geht der Kietzen über ihren Horizont. Und wenn Sie mir die Zinsen auf Stempelpapier versprechen."

„Nu denn nich," sagte Neumann, der inzwischen auch schon nach der Szekal und Lopinsky hinübergelauert hatte. „Ick hatte jeglaubt, der Dichter an Ihre grüne Seite hätte Sie schon bearbeitet."

„Herr Clausing?" fragte die Kietz. „Von dem glaube ich so was gar nich, der ist 'n jutes Kind. Der ist keen Bauernfänger."

Plötzlich machte die Szekal eine Bewegung, so lebhaft, wie während des ganzen Diners noch nicht. Neben ihr saß Lopinsky mit unruhigen Augen; er hatte etwas von seiner Eleganz eingebüßt, seine Haltung hatte für ein Weilchen gelitten. Eben als er sich wieder in seinem schönen, mit Seide ausgeschlagenen Frack zurechtrückte, drehte sich die Szekal nach links um. Ihre Augen hatten den schönen Glanz verloren, und wieder rief sie scharf im Tone eines Handelsagenten, ohne eine Spur von tragischem R, so leise wie möglich:

„Herr Neumann!"

„Was is?"

„Wissen Sie das Neueste? Unser zukünftiger Direktor Lopinsky hat keine Konzession und kann auch keine kriegen."

„Da soll doch ..."

„Mahlzeit, meine Damen und Herren!" rief Herr Lose, und man stand auf.

X.

Zuerst waren die Herren allein im Rauchzimmer, dann fanden sich langsam einige Damen ein und steckten sich Cigaretten an. Auch Mascha, gegen die ausdrückliche Bitte ihres Mannes. Nur die gute Frau Kietz rauchte nicht, sowie Bohrmann der einzige Nichtraucher war. Sie trank aber zwei Gläschen Cognac und verführte den Herrn Clausing — er gab es auf, ihr seinen Namen beizubringen — es ihr nachzuthun. Ihr Busen und ihr Seliger bewegten sich kaum, aber schwer blies sie ihren Atem über beide hinweg.

Bohrmann fühlte sich in verwegener Stimmung. So wie diesen Raum hatte er sich als Kind etwa die Sakristei eines Domes vorgestellt: vom Boden bis zur Decke Holzschnitzereien. Küster an einem solchen Dome zu sein! Und nun stand er mitten drin nicht als Küster, sondern bei den Herrschaften, und wenn er gewollt hätte, hätte er auch rauchen können. Er wollte nur nicht. Ein prächtiger Diener hatte ihm zu rauchen angeboten. Rollen von Silberpapier, in denen Cigarren steckten. Und noch ein

drittes Gläschen Cognac hätte er trinken können... wenn er gewollt hätte. Und daß die Damen rauchten ... seine gute alte Mutter war eben nicht unfehlbar gewesen. Die arme Frau. Auf ihrem Dorfe hatte sie es schon unschicklich gefunden, wenn ein Weibsbild einen Strohhut trug anstatt eines Kopftuches. Die würde staunen, wenn sie jetzt ihren Johannes sehen könnte mitten unter rauchenden Damen. Wenn nur sein Rock nicht gewesen wäre, ein Küsterrock.

Und richtig, da kam auch schon der unangenehme Assessor, Maschas Vetter Felix, freundlich auf ihn zu, fragte ihn nach diesem und jenem, und endlich auch, wo er seine Kleider bauen lasse. Bohrmann hätte sich dem feinen Herrn am liebsten weinend an die Brust geworfen und ihn gebeten, sich seiner anzunehmen. Oder er hätte ihn zum Zweikampf herausfordern mögen. Oder er wollte ihm witzig und boshaft antworten. Aber er brachte nichts heraus, als:

„Das Kleid macht den Mann nicht, Herr Assessor.“

Und merkwürdig, nach dem ärgerlichen Gesichte des feinen Herrn mußte es eine gute Antwort gewesen sein. Er glaubte Witz und Bosheit bewiesen zu haben und fühlte sich auf einmal der ganzen Gesellschaft überlegen. Während Herr Lose selbst jetzt mit ihm sprach und ihm seine Ansichten über den Getreidezoll, insbesondere den Schutzzoll auf Gerste, entwickelte, blickte Bohrmann frei in dem kleinen Raume umher, in welchem die ganze Gesell-

schaft etwas dicht gedrängt beisammen war. Er sah, wie der Vetter auf Mascha losging und ihr höhnisch etwas zuflüsterte, er sah, wie Mascha heftig antwortete. Ja, ja, der schlichte Mann im Küsterrocke stach den geschniegelten Herrn bei ihr aus. Ihn, ihn hatte die Fee erwählt, vergebens warb der Vetter um sie.

Während Herr Lose erklärte, trotz seiner fortschrittlichen Gesinnungen nur bezüglich der Gerste die Maßnahmen der Regierung bekämpfen zu wollen, glaubte Bohrmann weiter zu bemerken, wie Mascha für ihn wirkte. Sie sprach mit den Herren und mit den Damen und blickte nach ihm hin, als wollte sie sagen: Eben habe ich wieder Gutes von dir gesprochen. Es konnte nicht anders sein, denn die Herren und Damen sahen ihn neugierig an. Wenn Mascha es nur in ihrem Eifer nicht zu leicht genommen hätte mit der Wahrheit.

Vielleicht forderte man ihn jetzt auf, sein Drama vorzulesen. Er war gerade in der Stimmung, er fürchtete nichts.

„Die Herren am grünen Tische,“ fuhr Herr Lose fort, „kennen das praktische Leben zu wenig. Was auf die Brotfrucht paßt, das paßt noch lange nicht auf die Gerste, denn Sie müssen wissen, daß Rußland . . .“

Bohrmann bemerkte auch, daß es zwischen Herrn Neumann und dem Direktor Lopinsky zu einem lebhaften Auftritt gekommen war. Fräulein Szekal und der kleine Hantinger gesellten sich dazu, und die

vier verließen plötzlich das Rauchzimmer, als ob sie etwas untereinander heimlich besprechen wollten.

Da stand Mascha neben ihm.

„So langweile doch unsern lieben Bohrmann nicht mit National-Ökonomie.“

National-Ökonomie! Wie das Einmaleins sprach Mascha solche Worte aus.

„Meine Frau, lieber Herr Bohrmann, will mich nur an meine Pflicht mahnen, mich auch den anderen Gästen zu widmen. Ich danke dir, Mascha. Herr Bohrmann hat mich mit seiner sinnigen Unterhaltung zu lange gefesselt.“

Bohrmann stand mit Mascha allein unter der Portiere zum Speisesaale, zwei gute Schritte von den übrigen.

„Mascha,“ rief er leise und leidenschaftlich, „was machen Sie aus mir? Um meines Dramas willen möchte ich in Ihrem Freundeskreise geachtet sein. Anstatt es mich aber vorlesen zu lassen, verhöhnen mich alle wegen meines schlechten Rockes. Mascha, was machen Sie aus mir!“

„Ich weiß alles. Sie müssen nett sein. Vetter Felix hat es mir schon erzählt. Er wird Ihnen ein paar verbindliche Worte sagen. Es war dumm von mir, daß ich nicht vorher an Ihre Toilette gedacht habe. Unsere Beziehungen sollten ja rein geistige bleiben!“

Sie streifte dabei seine Finger mit ihrem Handrücken und netzte sich die Lippen mit dem Zünglein.

„Du mußt nett sein, mein Liebling! ... Ich werde mit Ihrer Frau darüber sprechen. Mit der werde ich mich schneller verständigen ... und Sie müssen gehorchen lernen. Sie haben es unterlassen, Fräulein Szekal den Hof zu machen. Ich habe mir aber vorgenommen, Sie zu lancieren, und ich werde es durchsetzen. Ich habe eben vorhin das Blaue vom Himmel heruntergelogen, um die Szekal auf Sie lauern zu machen. Gehen Sie jetzt! Sagen Sie ihr: die Stimme der Ziegler klinge wie ein Blechtopf neben der der göttlichen Afra."

„Wie kann ich das? ... Wessen Stimme?"

„Der Clara Ziegler. Dieses Lamm bringt mich noch zur Verzweiflung!"

„Das kann ich nicht sagen, liebe Mascha. Fräulein Szekal spricht wohl mit Orgeltönen, aber die Stimme der andern habe ich nie gehört."

„So sagen Sie ihr, was Sie wollen: daß sie schön ist, daß Sie sie lieben. Gefährlich ist es ja doch nicht bei der ... Was die vier nur haben? Da muß doch etwas passiert sein! Gehen Sie hin ..."

In einer Fensternische des großen Speisesaales stand Lopinsky und hielt Daumen und Zeigefinger an seinen Schnurrbart, als ob er in dieser Stellung verzaubert worden wäre. Herr Neumann, Fräulein Szekal und Hantinger sprachen heftig auf ihn ein.

Keiner von ihnen beachtete es, daß Lohndiener eilig dabei waren, den Tisch abzuräumen.

Bohrmann ging gehorsam auf die Gruppe zu, und als alle bei seiner Annäherung schwiegen, sagte er:

„Ich bitte um Entschuldigung ... ich wollte nicht stören ... Auf dem weiten Erdenrund kann ich mir keine schönere Königin von Saba denken als ...“

„Als mich,“ ergänzte die Szekal. „Das ist richtig, lieber Bohrmann. Aber Sie haben ja bei Tische gehört, daß wir betrogen worden sind. Es ist alles aus. Sie haben ja gehört, daß Lopinsky keine Konzession hat.“

„Und da hat er die Frechheit,“ fügte Herr Neumann hinzu, „das Kronprinzen-Theater pachten zu wollen, ohne Konzession und ohne Geld! Einer mit so 'ne weite Ärmel is mir doch noch nicht vorgekommen.“

„So reden Sie doch ein Wort!“ rief der kleine Hantinger Lopinsky zu, und Thränen der Wut standen ihm in den Augen. „Wir sind ja alle ruiniert durch Sie; besonders ich. Herr Bohrmann kann sein Stück auch anderswo aufführen lassen. Aber ich! Wo soll ich gleich wieder Dramaturg werden?“

„Ich hätte ja meine Freunde am liebsten veranlaßt, das Kapital für Lopinsky herzugeben,“ rief die Szekal. „Es ist nämlich wahr, es ist sogar bekannt: er hat Glück.“

„Unverschämt ist er,“ sagte Herr Neumann. „Die Geschichte von Ihrem Freunde mit der Konzession ... hören Sie nur, Bohrmann, er will da

irgendwo einen Mann mit 'ner richtigen Konzession wissen, einen Mann mit 'nem schrecklichen Direktor-Namen ... ne, Herr, die Geschichte von dem Schmidt und wie sonst noch heißt, von dem guten Freund, dessen Adresse Sie nicht wissen wollen, ist Mumpitz."

„Mein Freund existiert," brachte Lopinsky endlich hervor, strich seinen rechten Schnurrbart zu Ende und faßte den linken.

„Herr Neumann, ich beschwöre Sie," rief Hantinger, „lassen Sie uns doch Zeit! Der Mann existiert wirklich, auf mein Wort. Er heißt Schmidt-Lefèbvre und sprach in meiner Gegenwart von seiner Konzession, als ob das eine Rente wäre, von der er lebte."

„Der Mann existiert," sagte jetzt auch, und wieder mit dem tragischen R, die Szekal. „Ich glaube sogar, daß auch seine Konzession existiert. Und ich weiß auch, daß er die Gewohnheit besitzt, mitunter unauffindbar zu sein. Sein unglückseliger Hang zu alkoholistischen Ausschweifungen ..."

Lopinsky bewegte langsam seinen schönen Kopf zu einer Verneinung und sagte auch mit dem Zeigefinger „Nein", indem er ihn schüttelte. Diese italienischen Gesten waren seine Specialität auf der deutschen Bühne.

„Mein Freund trinkt nicht, er kann nur nicht viel vertragen. Und dann kommt es vor, daß er verschwindet. Aber Schmidt-Lefèbvre taucht immer wieder auf."

Bohrmann horchte auf.

„Ich bitte die Herrschaften um Entschuldigung, aber sprechen Sie von dem Direktor Schmidt-Lefèbvre, Conrad Schmidt-Lefèbvre?“

„Ja wohl,“ rief Lopinsky und füllte wie emporgeschnellt seinen Frack wieder aus. „Den eben meine ich. Sie kennen ihn?“

„Ich kenne nur eine Dame, bei der Sie seine augenblickliche Adresse erfragen können.“

„Sie?“ riefen Herr Neumann und Fräulein Szekal überrascht. Hantinger preßte vor Freude Bohrmanns Arm an sich, und Lopinsky öffnete hochmütig lächelnd die Fäuste, zeigte beide Handflächen wie ein Taschenspieler, der sagen will, das Kunststück sei ganz einfach und ohne Hexerei zu stande gekommen. Laut aber sagte er:

„Nun? Habe ich nicht Glück?“

„Ich will Ihnen was sagen, Lopinsky, holen Sie mir den Kerl auf der Stelle her, und wenn Sie mich nicht belogen haben und die Szekal Wort hält, so werden wir einig.“

„Herr Neumann,“ sagte Herr Lopinsky mit Würde . . . „ich weiß wirklich nicht . . . mir ist, als ob Sie mich vorhin beleidigt hätten.“

„Quatsch. Auf 'm Bau kommt das alle Tage vor.“

„Wollen Sie damit sagen, Herr Neumann, daß man unter guten Freunden nicht empfindlich sein soll, daß Sie sich also als meinen Freund betrachten?“

„Ja, ja. Holen Sie nur den Kerl mit der Konzession her. Bis um zehn 'rum bleiben wir beisammen . . . Mascha! . . . Komm' 'mal schnell 'rüber! Die beiden Herren wollen sich französisch empfehlen. Ich werde dir das ein andermal erklären. Dein Herr Bohrmann ist unser Retter in der Not. Nur schnell, nur schnell! Nehmen Sie eine Droschke erster Jüte."

In Hantingers Raubvogelzügen arbeitete es seit geraumer Zeit. Wieder preßte er Bohrmanns Arm an sich, als ob er ihn für sich allein behalten wollte.

„Verzeihen Sie gütigst, gnädige Frau, aber Direktor Lopinsky ist eine so bekannte Persönlichkeit, sein Verschwinden müßte auffallen. Herrn Bohrmann und mich kennt niemand. Wäre es da nicht besser . . . wir suchten diesen Schmidt allein auf, zu zweien. Oder noch besser, Herr Bohrmann gäbe mir die Adresse. Solche Dinge gehen ja den Dramaturgen an."

Lopinsky richtete sich hoch auf.

„Elender Verräter!" murmelte er. „Ich gehe mit."

Inzwischen war Mascha mit ein paar Worten verständigt worden und drängte die drei Herren selbst hinaus.

Auf der Treppe wendete sich Lopinsky wieder huldvoll an Hantinger:

„Zur Strafe für Ihre verräterische Absicht werden Sie die Droschke bezahlen."

„Ich habe nichts bei mir," rief Hantinger

ärgerlich. „Herr Bohrmann, wollen Sie so freundlich sein?"

Bohrmann stotterte: „Unglücklicherweise . . . heute zufällig . . ."

„So nehmen wir die Droschke auf Zeit," sagte Lopinsky ruhig. „Wir enden dann hier, bei Neumann."

Nebenan war ein Halteplatz. Lopinsky stieg zuerst ein und forderte Bohrmann auf, neben ihm Platz zu nehmen. Hantinger als Dramaturg müsse rückwärts sitzen. Der Direktor wie der Autor gehöre auf den Vordersitz.

Bohrmann nannte seine eigene Adresse. Als der Kutscher, dem Lopinsky ein fürstliches Trinkgeld versprochen hatte, auf den Gaul einhieb, sagte Bohrmann auf Befragen, seine Flurnachbarin sei eine junge Künstlerin, Namens Kläre Reymond; die kenne den Aufenthalt des Direktors Schmidt-Lefèbvre. Sie habe erst heute wieder ein Schreiben von ihm erhalten, ein demütiges Schreiben; es scheine ihm nicht zum besten zu gehen.

„Desto besser," sagte Lopinsky, und Hantinger rieb sich aufgeregt die Hände.

Während die Droschke in schnellem Trabe hinfuhr, bedachte Bohrmann, daß er für Siegfried doch einige Bonbons hätte mitnehmen sollen. Er hatte nichts als die Tischkarte für ihn.

XI.

Unter den Frankfurter Linden hielt die Droschke vor dem bezeichneten Hause. So wenig unterschied es sich von den benachbarten hohen Mietskasernen, daß Bohrmann sich immer noch, nachdem er drei Vierteljahre darin wohnte, nach der Nummer richten mußte, so oft er heimkehrte.

Als die beiden Herren mit ihm aussteigen wollten, bat Bohrmann, sie möchten ihn im Wagen erwarten. Es sei überflüssig, vier Stockwerke hinaufzusteigen, da er doch nur eine Adresse zu erfragen hätte.

„Ganz recht," sagte Lopinsky mit einer wohlwollenden Handbewegung, „wir wollen Ihr Geheimnis ehren. Merken Sie sich das, Hantinger. In Herzensangelegenheiten ist Diskretion Ehrensache. Fliegen Sie, Herr Bohrmann!"

Bohrmann wollte versichern, daß die in Rede stehende Dame . . .

„Fliegen Sie, fliegen Sie!"

Bohrmann eilte die Treppen hinauf. War es immer noch die Wirkung der genossenen Getränke oder empfand er die Wichtigkeit der Pflicht, die ihn heimführte, jedenfalls fühlte er sich gehoben; es freute ihn, dem Schützling des Fräuleins Reymond eine gute Nachricht bringen zu können.

Vom zweiten Stockwerke ab vernahm er die Melodie: „Es ist ein Ros' entsprungen" und erkannte das dünne Stimmchen Siegfrieds; die leise

zweite Stimme war die von Fräulein Reymond. Langsam stieg er höher.

Oben stand in ihrer offenen Flurthür Frau Spindler mit einem großen Topf Kaffee.

„So früh retour?“ rief sie dem Lehrer halblaut entgegen. „Ick passe hier auf, weil in sone große Häuser uf 'n Treppen immer was zu sehen is. Und mit wem die Mächens ausgehen. Die Frau Lehrern und Lenchen sind gleich nach Tische von Klunzes abgeholt worden, een Serschante von die Franzer war ooch mit bei. Und da hat sich mein Fräulein natürlich wieder den Friede 'rüber jelangt. Det höre ick mir sehr jerne an, wenn sie so zusammen singen. Een Jartenkonzert kann sich Unsereens doch nich bezähmen.“

Das Blümlein, das ich meine,
Davon Jehovah sagt,
Hat uns gebracht alleine
Maria, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rat
Hat sie ein Kind geboren
Wohl zu derselben Nacht.

Bohrmann blieb neben Frau Spindler in der Flurthür stehen und lauschte andächtig, bis alle Verse zu Ende gesungen waren.

O Gott, uns das verbleib'.

Wie lieblich die beiden Stimmen zusammenklangen. Wie gütig Fräulein Reymond sich Siegfrieds Stimmchen unterordnete. In wie guter Hut Siegfried war! „O Gott, uns das verbleib'.“

Auf den Fußspitzen trat er näher, und das Bild, das er sah, war noch lieblicher. Siegfried stand auf dem Tisch und hielt mit seinen Fingerchen die große Hand seiner Freundin fest, so daß beide, als ob sie von gleichem Wuchse gewesen wären, beim Singen die Köpfe aneinanderlehnen konnten. Sie blickten nach der Wand auf den alten Holzschnitt nach Lionardo da Vincis „Abendmahl". Das war nur aus irgend einem Familienblatte ausgeschnitten, aber es nahm sich zwischen den bunten Rahmen und Öldruckbildern, zwischen den polierten Möbeln und alten Tischdecken der Stube eigen aus, vornehm.

Fräulein Reymond errötete, als sie den Lehrer erblickte.

„Sie haben doch nichts dagegen?" sagte sie.

Bohrmann drückte ihr innig die Hand, kam aber sofort mit wichtiger Miene darauf, was ihn so plötzlich hergeführt hätte. Denn die Gesellschaft wäre noch lange nicht zu Ende. Durch eine glückliche Fügung habe er etwas für den unglücklichen Freund seiner Freundin gefunden. Eine große Hilfe.

„Wie mich das freut!" rief Fräulein Reymond, und es ging in ihren Augen etwas auf wie Sonnenschein und Sonntagsfreude.

Dann aber vollendete sich in ihm der Gedankengang, den Lopinskys letzte Worte in ihm angeregt hatten.

„Ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen, Fräulein Reymond. Die Welt ist schlecht. Und Ihre

Beziehungen zu Herrn Schmidt-Lefèbvre . . . . ."
Auf dem Tischchen unter dem Spiegel lag immer noch der Brief.

„Jetzt bitte ich Sie, zu lesen."

Ohne auf ihre Miene und den Ton dieser Worte zu achten, griff Bohrmann nach dem Stück Papier und las halblaut mit einem unklaren Gefühle der Genugthuung:

„Liebe Freundin, verehrte Gönnerin!

Wieder hat mich der Umschwung meines abenteuerlustigen Geschickes an den Abgrund des Nichts geführt: Sein oder Nichtsein ist wieder die Frage. Wieder mußte ich die Zufluchtsstätte aufsuchen, welche die Götter Nirvana nennen, die Menschen aber das Asyl, in welchem zerschmetterte Existenzen bei Roggensuppe neue Kraft zu neuem Aufschwung suchen. Ich bin ein Elender und Ihres Mitleids nicht wert. Ich werde mich aber aufraffen, denn noch lebt in mir der heilige Ruach. Ich weiß, daß man bei der Armut nicht leicht vergebens bettelt. Mammon erwarte ich nicht von Ihnen, obgleich ein Vier-Groschenstück in meiner heillosen Lage ein unerschöpfliches Schatzhaus wäre, besonders aber wäre ich für ein blütenweißes Herrenhemd von gutem Sitz und wenig Löchern lebenslang dankbar, nicht minder für ein Paar sogenannte Stiefel von zusammenhängendem Oberleder. Unterseite gleichgültig. O Schmach und Gram, daß ich zur Welt sie einzurichten kam!

Meine huldreiche Gönnerin! Nur bis Montag früh dulden mich hier die unbarmherzigen Gesetze meiner Zufluchtsstätte. Grübeln Sie, schaffen Sie, helfen Sie. Möge Ihnen für all Ihre Güte Apollo gnädiger sein als mir!

Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Ihr ewig dankbarer
Conrad Schmidt-Lefèbvre, Direktor.

Nachschrift. Meine Kleider sind in vorzüglichem Stande. Habe ich das übrige, besonders das Blütenweiße, so stelle ich mich meinen Kollegen vom Schauspielhause vor. Ich muß wieder einmal den Hamlet spielen, um meinen Glauben an mich selbst wiederzugewinnen. Doch auch für Kopierung von Rollen und anderen schriftlichen Arbeiten wäre ich verhältnismäßig dankbar. Sie sehen, ich bin wieder blank."

„Er ist also ein Mann von Bildung," sagte Herr Bohrmann und legte den Brief zurück. „Ist er aber auch sonst Ihrer würdig?"

Traurig blickte Fräulein Reymond dem Lehrer ins Gesicht.

„Würdig! Welch ein Wort. Ich bin ihm dankbar. Er ist bodenlos leichtsinnig, aber er war einmal gut zu mir, als niemand gut zu mir war .. was haben Sie für ihn gefunden? Rollen ausschreiben?"

„Mehr, viel mehr," rief Bohrmann. „Der künftige

Direktor des Kronprinzen-Theaters — wenn ich es sagen darf — will sich mit ihm verbinden, weil Schmidt-Lefèbvre die Konzession hat."

Trübe lächelnd senkte Fräulein Reymond den Kopf.

„Also wieder dieser unselige Ausweg! Da habe ich nichts zu sagen. Der arme Mensch!"

„Nur seine Adresse soll ich von Ihnen erfahren."

„Sie haben sie doch schon gelesen. Sie steht ja ganz deutlich in seinem Briefe."

„Wo denn?" fragte Bohrmann verwundert.

„Im Asyl ist er wieder. Im Asyl für Obdachlose."

Leise nur sagte Fräulein Reymond diese Worte und legte dabei ihre beiden Hände wie schützend um den Lockenkopf Siegfrieds.

„Im Asyl für Obdachlose."

Bewegt legte Bohrmann seine Rechte auf ihre Hände, so daß Siegfried seinen Kopf verdutzt hervorzog.

„Sie lieben ihn, Fräulein Reymond? Selig der Mann, dem Sie Ihr Herz schenken, Sie edles Mädchen! Selig der Mann . . ."

Mit zuckenden Lippen lächelnd beugte sich Fräulein Reymond herab und gab Siegfried einen Kuß.

„Ich liebe ihn nicht, Herr Bohrmann. Aber ich sagte es Ihnen schon, ich bin ihm zu Dank verpflichtet."

Da stürmte es die Treppe herauf, und an Frau

Spindler vorbei, die mit dem geleerten Kaffeetopf neugierig folgte, eilte Hantinger in die Stube.

„Ich sehe nichts, ich weiß nichts!“ rief er. „Tausendmal Pardon, mein gnädiges Fräulein! Ich bin dem Lopinsky entschlüpft! Hören Sie, Bohrmann, Freund, Menschenskind! Die Gelegenheit findet sich nicht ein zweites Mal! Wer dem Schmidt-Lefèbvre seine Konzession abkauft, der wird Direktor des Kronprinzen-Theaters! Ich bin zehnmal mehr befähigt als Lopinsky! Er ist ein Esel! Und wenn ich die Konzession habe, so wird man mir glauben, daß er auch kein Glück hat! Bohrmann! Wir gehen allein zu Schmidt-Lefèbvre! Mein gnädiges Fräulein, ich gebe ihm das doppelte, was Lopinsky ihm versprochen hat. Und Ihr Drama, Herr Bohrmann, soll ausgestattet werden, wie . . . wie . . .“

„Was bedeutet das?“ fragte Fräulein Reymond.

„Das wäre nicht anständig von mir,“ sagte Bohrmann einfach. „Ich habe Herrn Direktor Lopinsky die Adresse zugesagt, keinem andern. Das übrige müssen Sie mit Herrn Lopinsky abmachen.“

Hantinger schlug flehend die Hände zusammen, dann rieb er sie und brachte endlich einen Ton heraus, der zwischen Weinen und einem hüstelnden Lachen in der Mitte lag.

„Herr Bohrmann, das war ja nur Spaß, ein Theaterwitz. Nicht wahr, gnädiges Fräulein? Ich kam nur herauf, weil der Lopinsky zur Gesellschaft zurückgefahren ist . . . und weil ich mit Ihnen allein

zu Schmidt-Lefèbvre gehen soll . . . in seinem Auftrage . . . Wo ist er zu finden? . . . Bei Gott, in seinem Auftrage."

Bohrmann sah die Augen seiner Freundin strenge auf Hantinger gerichtet, und darum fragte er:

„Ist das auch wahr, Herr Hantinger?"

Bevor der noch antworten konnte, stürmte es wieder die Treppe herauf. Während aber früher lärmend jede Stufe genommen worden war, schien jetzt ein leichter Schritt immer drei Stufen auf einmal zu nehmen.

Direktor Lopinsky stand in der Stube, schwer atmend, mit einem vernichtenden Blicke auf Hantinger.

„Elender Verräter! . . . Weiß er sie? . . . Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich habe in der Eile des Eintretens vergessen, der Schönheit zu huldigen."

„Die Adresse weiß ich nun," sagte Bohrmann.

„Dann wollen wir fliehen. Unten stampfen die Rosse. Fort! Mein gnädiges Fräulein . . ."

Eine elegante französische Verbeugung machte Lopinsky, und dann mußte ihm Bohrmann folgen, ob er wollte oder nicht. Hantinger schien unschlüssig, ob er mitgehen oder bei dem Fräulein sein Glück versuchen sollte.

Lopinsky und Bohrmann saßen schon im Wagen.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

Zögernd stotterte Bohrmann:

„Ich weiß nicht, was der Kutscher denken wird. Es scheint dem Herrn noch schlechter zu gehen, als ich mir vorstellte ... er ist augenblicklich ... im ... Asyl ... für Obdachlose.“

„Herrlich!“ rief Lopinsky. „Kutscher, Sie fahren uns wie der Wind nach dem Asyl für Obdachlose. Sie wissen doch, wo es ist?“

Und Lopinsky legte sein schönes Gesicht in Falten, als ob er als Arzt über einen schweren Fall nachdächte.

„Ganz genau wissen duh ich's nich,“ sagte der Kutscher. „Da kriegt man selten 'ne Fuhre hin. Die Sorte geht zu Fuß. Aber ick werde schon finden, irgendwo beim Teufel uf der Rinne.“

„Vorwärts!“ schrie plötzlich Lopinsky. „Geben Sie Ihrem Roß die Sporen ... Elender Verräter!“

Die letzten Worte galten dem Dramaturgen, der eben aus dem Hause stürzte. Er wollte in die Droschke, da aber Lopinsky beide Hände vorhielt, schwang er sich geschickt auf den Bock, während der Wagen sich eben in Bewegung setzte.

„Herr Neumann hat mich beauftragt, mitzugehen,“ rief er mit einem frechen Achselzucken.

XII.

Nach einigen Irrfahrten hielt der Kutscher vor einem großen neuen, aber unfreundlich aussehenden Gebäude, dem ödesten Berliner Backsteinbau. Es

stand auf freiem Felde, wenn man die traurige graue Fläche Feld nennen wollte. Kein sonntäglicher Spaziergänger verirrte sich hieher. Nur einzelne müde, trotzige Gestalten schlichen von da und dort langsam heran.

Die Herren wurden von einem Beamten höflich empfangen. Lopinsky nannte seinen Namen. Direktor Lopinsky. Er komme auf Wunsch des Herrn Dingsda und suche Herrn Schmidt-Lefèbvre.

„Wollen Sie ihm Arbeit nachweisen?"

„Sie haben es erraten."

Der Beamte bat, ihm zu folgen.

Er kenne diesen Schmidt ganz gut. Einigemal im Jahre komme er ins Asyl. Sonst müsse es ihm recht gut gehen, er sähe mitunter noch ganz patent aus. Man habe ihn diesmal bei den Familienvätern untergebracht, auf sein Ersuchen, und weil er diesmal Frau und Kinder nachkommen lassen wolle. Man glaube nicht recht an Frau und Kinder. Aber man sei hier sehr liberal, ja sogar large.

Durch lange Gänge, die sich auf der einen Seite nach hohen, kahlen Schlafräumen öffneten, auf der andern Seite nach einfachen Badeeinrichtungen, gelangten sie auf einen mächtigen, öden Hof. Überall standen kleine Gruppen von Männern, die ebenso müde und trotzig aussahen, wie die Ankömmlinge auf der Straße, und denen allen der Hunger aus den Augen sprach. Dann ging es in einem Seitengebäude eine Treppe höher.

In einem Schlafraume, der ein wenig besser eingerichtet war, als mit Holzpritschen, fanden sie etwa ein Dutzend Männer auf Holzbänken um einen großen Tisch herumsitzen. Sie waren durchschnittlich älter, besser gekleidet übrigens, als die Leute des unteren Asyls. Beim Eintritt des Beamten verschwanden schmutzige Spielkarten vom Tische.

„Schmidt!“ rief der Beamte ... „na, hören Sie nicht? Sie meine ich.“

Einer von den Männern stand auf. Er war ein schlank gewachsener Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Ein dichter schwarzer Schnurrbart stand dem offenen Gesichte gut. Aber es war unrasiert, und die kleinen Äuglein verrieten seine Liebe für Wein oder Liqueur. Er trug einen ziemlich sauber gehaltenen schwarzen Anzug, darunter aber ein grobes Wollhemd. Seine Füße staken in gestickten Pantoffeln.

„Ich heiße Schmidt-Lefèbvre, mein Herr,“ sagte er.

„Ach was, machen Sie keine Umstände. Hier sind Herren, die Ihnen Arbeit zuweisen wollen.“

„Arbeit?“ rief Schmidt-Lefèbvre. „Ich bin ein Künstler und ... Sie sind's, Lopinsky? ... Dann verstehe ich. Gut. Ich komme mit.“

Lopinsky hatte sich verwundert umgeblickt. Träumerisch strich er sich die Haare zurück und fuhr dann mit dem parfümierten Taschentuch zur Nase.

„Es scheint Ihnen nicht gut zu gehen, lieber

Kollege," sagte er dann. „Sie wissen, um was es sich handelt."

„Ich hatte gar nicht mehr darauf gerechnet," antwortete Schmidt-Lefèbvre. Er hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt und schien über sein Glück nicht sonderlich erfreut zu sein. „Aufrichtig, Lopinsky! Kommen Sie, um den Vorschuß von zwanzig Mark wieder zu haben, oder haben Sie endlich den Mammonsfürsten gefunden?"

„Ich habe ihn gefunden, Kollege. Kommen Sie! Machen Sie so schnell wie möglich Toilette. Wir führen Sie in eine glänzende Gesellschaft."

„Meine Herren," wendete sich Schmidt-Lefèbvre an seine Asylgenossen. „Ich stelle Ihnen hiemit den berühmten Bonvivant und Liebhaber Stanislaus Lopinsky vor. Er ist ein Mann von viel Geist und noch mehr Phantasie. Er hat mich eben aufgefordert, Toilette zu machen. Ich werde meinen Kammerdiener rufen lassen. Er wird aus der Tiefe meines Wäscheschrankes batistene Hemden zu meiner Auswahl vornehmen und mir meine besten Lackstiefel und meinen seidenen Künstlerschlips bringen. Lachen Sie nicht, meine Herren! Stanislaus Lopinsky hat es nicht so eilig, wie er sagt. Wir wollen ihm ein paar Flaschen Sekt vorsetzen. Oder sollte er eine Vorliebe für unser Abendbrot haben, Mehlpampe genannt? Jedenfalls, Brüderl, wirst du uns die Ehre erweisen, dich ein Weilchen auf diesem schwellenden Sofa niederzulassen. Denn es wird eine Weile

dauern, bevor ich mit meiner Toilette fertig bin. Ich besitze nämlich in diesem Raume, ehrlich gestanden, nicht viel mehr, als ich auf dem Leibe trage. Es wären dann noch zwei Gummikragen. Diese bedürfen der Seife, die ich nicht besitze."

Die Genossen Schmidt-Lefèbvres hatten lachend zugehört.

„So weit sind Sie?" rief Lopinsky.

„Omnia mea mecum porto."

„Ich versteh'," sagte Lopinsky. „Wollen Sie es aber nicht für die anderen übersetzen?"

Es blitzte genialisch in den kleinen Augen Schmidt-Lefèbvres auf. Er schlug sich mit den Fingern auf die Stirne und nach der Gegend des Herzens.

„Hier und hier habe ich alles, was ich brauche. Hier mein Talent, um das du mich beneidest, Brüderl, und hier . . ."

Er holte aus der Brusttasche eine kleine schmierige Ledermappe, die gefüllt war mit allerlei gestempelten Papieren.

„Und hier, Brüderl, meine Konzession, ohne welche du mitsamt deinem Schwalbenschwanz und deinem Claquehut und deinem Gesichterschneiden nichts bist, als das erbärmlichste Ebenbild Gottes. Ein Mensch, der wer weiß von welchem Seitenzweige der Schöpfung herrührt. Denn du, Brüderl, du stammst nicht von Adam."

„Sie wissen wohl, meine Herren," sagte Lopinsky zu den Asylgenossen Schmidt-Lefèbvres, „daß dieser

grimmige Humor ein besonderes Kennzeichen meines Freundes ist."

„Herr Direktor," drängte Hantinger, „kommen Sie, kommen Sie. Sie können sich ja auf dem Wege bei Herrn Direktor Lopinsky einkleiden. Herr Neumann erwartet uns, der Besitzer des Kronprinzen-Theaters. In einer Stunde ist unser aller Glück gemacht. Kommen Sie, Herr Direktor Schmidt-Lefèbvre. Ich bin der Dramaturg. Mein Name ist Hantinger."

„So ist Hantinger der Name eines erbärmlichen Sklaven," rief Schmidt-Lefèbvre. „Und dieser deutsche Recke?"

Er wies auf Bohrmann.

„Ein Autor," rief Hantinger. „Kommen Sie, kommen Sie!"

„Meine Herren," sagte Schmidt-Lefèbvre und drückte seinen Genossen einem nach dem andern die Hand. „Blicken Sie nicht so betrübt! Allerdings sind Sie vorübergehend auf Mehlpampe gesetzt und von Ihren Gattinnen und Kindern durch die rötlichen Mauern dieses Hauses getrennt. Aber Sie haben doch ein sicheres Brot. Diese hier aber werden einmal mit Ihnen tauschen wollen. Kommen wird der Tag! Essetai hemar! . . . Das ist griechisch, meine Herren! Richten Sie sich stolz in die Höhe, meine Herren, denn dieser blonde Recke ist nur ein Autor, und dieser schwarze Habicht ist sogar nur ein Dramaturg . . . ich sage nicht Lebewohl, ihr Herren!

Auf frohes Wiedersehen! . . . ich gehe mit dem Dichter voraus . . . lebt wohl, Herr Inspektor, und grüßt mein Weib und Kind, wenn sie kommen sollten . . . auch euch sage ich Dank und auf Wiedersehen!"

XIII.

Es war acht Uhr, als die vier Herren in den Wagen stiegen. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und wirbelte Staub auf. So einsam, wie das Asyl dastand, man atmete schlechte Luft der Großstadt. Langsam kamen vom Westen her, wo die Sonne in einem Meer von Staub glühend unterzugehen schien, immer noch die müden und trotzigen Gestalten.

Schmidt-Lefèbvre spuckte aus.

„Fort, fort!" schrie er heiser. „Es ist eigentlich doch nicht der höhere Komfort."

Lopinsky nannte eine Nummer der Französischen Straße, der Kutscher sollte seinen Gaul in ein Flügelroß verwandeln.

„Das ist ein ganz sinnloser Umweg," sagte Hantinger nervös zu Bohrmann. „Ich wohne bequemer."

„Jawohl, aber haben Sie ein Dutzend Oberhemden? Können Sie meinen Freund Schmidt einkleiden?"

„Wohnst du immer noch in der Gegend?" rief Schmidt-Lefèbvre. „Sie müssen nämlich wissen,

meine ehrenwerten Herren Sklaven, daß Lopinsky unter sämtlichen Chambre garnie-Wirtinnen von Berlin immer die in der Französischen Straße hineinlegt. Er will nicht zu weit ab von der Intendantur des königlichen Schauspielhauses wohnen. Es ist der Traum seines Lebens, daß dort einmal einen Bonvivant nach dem ersten Akt der Schlag trifft und in der Verzweiflung Lopinsky gerufen wird, um weiter zu spielen. Er rechnet auf sein Glück."

Plötzlich fiel es ihm ein, daß er als Direktor auf den guten Platz gehöre, daß Bohrmann als Autor neben dem Dramaturgen rückwärts zu sitzen habe. Als Bohrmann aber bereitwillig tauschen wollte, blieb Schmidt-Lefèbvre lachend sitzen.

„Nachher, nachher, wenn mein Selbstgefühl durch saubere Wäsche und Lackstiefel gehoben ist. Was haben Sie eigentlich geschrieben? Gewiß ein Römerstück!"

Hantinger bat aber, man möchte zuerst das Geschäftliche erledigen; er sei von Herrn Neumann dazu beauftragt, nach dem Rechten zu sehen.

„Langweilen wir uns doch nicht mit all dem Schacher," sagte Schmidt-Lefèbvre ärgerlich. „Ich denke, Lopinsky kennt meine Bedingungen. Sie sind immer dieselben."

„Ich kenne sie," sagte Lopinsky schwermütig. „Dreihundert Mark monatlich. So lange das Theater sich hält."

„Hundert Thaler."

„Aber lieber Freund, das ist doch dasselbe.“

„Hundert Thaler!“ rief Schmidt-Lefèbvre eigensinnig. „Und eine Pulle Sekt als Weinkauf und allgemeine Amnestie für den erhaltenen Vorschuß.“

„Zugestanden,“ sagte Lopinsky und nickte mit dem Kopfe.

„Nicht zugestanden. Ich habe nicht zu bitten, ich habe Bedingungen zu stellen.“

„Ja doch, lieber Freund,“ sagte Lopinsky begütigend. „Aber mir ist, als ob wir über das Drama unseres Autors gesprochen hätten. Sagen Sie doch, lieber Bohrmann ...“

„Ich habe hier zu fragen,“ rief Schmidt-Lefèbvre. „Wollen Sie mir in kurzen Zügen den Inhalt Ihres Römerdramas erzählen?“

„Es ist kein Römerdrama, Herr Direktor. Der Stoff ist der biblischen Geschichte entnommen oder vielmehr der biblischen Poesie. Der Titel schon wird Ihnen das Wesentliche verraten. Das hohe Lied Salomonis ...“

„Kennimus: das hohe Lied! Canticus canticorum. Schir haschirim! Der König Salomo hat es nicht gedichtet, und die Kirche hat der Dichter nicht gemeint! Ein Erotikon, das in die Bibel gekommen ist, wie Pilatus ins Credo. Kennimus! Habe ich auch einmal schreiben wollen, wie ich jung war. Mein Stück spielte im Harem des Königs Salomo, und seine tausend Weiber kamen alle vor.“

Schmidt-Lefèbvre erzählte oder erfand einzelne

Scenen aus seinem alten Plane. Bohrmann erstaunte über die Kühnheit des Entwurfes; er hatte sich mit einer einfachen Fabel und vier Personen begnügt, abgesehen von zwei Vertrauten, einem Feldhauptmann und einem Boten.

Wieder hielt die Droschke, und Lopinsky trieb die Herren zur Eile. Er bewohnte ein hübsches Zimmer im ersten Stockwerke. Dort langte er nach längerem Suchen ein weißes Hemd, Kragen, Stulpen und eine weiße Halsbinde hervor. Während Schmidt-Lefèbvre mit Waschen und Umkleiden beschäftigt war, sollte Hantinger, als Dramaturg, die Kleider des Herrn Direktors ausbürsten. Mit seiner Wirtin wäre Lopinsky gerade entzweit. Hantinger zierte sich nicht lange, der guten Sache wegen.

Nach einer kleinen Viertelstunde sah Schmidt-Lefèbvre ganz gesellschaftsfähig aus. Nur rasieren mußte er sich noch lassen, und seine Füße staken immer noch in den gestickten Pantoffeln.

„Hantinger," sagte Lopinsky, „Sie als Dramaturg werden Herrn Neumann begreiflich machen, daß mir das alles ersetzt werden muß."

Und er stellte abermals nach längerem Suchen ein Paar Lackstiefel vor den Direktor hin. Er lächelte dabei.

„Schnell, schnell . . . wenn es möglich sein sollte."

Aber es ging nicht. Trotz Hantingers Hilfe gingen die Lackstiefel nicht über die kräftigen Füße. Geschmeichelt und belustigt schaute Lopinsky zu.

„Ja, ja," murmelte er, „Lopinskys Füßchen."

„Mir kanns gleichgültig sein," sagte Schmidt-Lefèbvre und streckte sich auf dem Sofa aus. „Ich bin nicht pressiert. Ein Glas Bier wäre mir lieber als der ganze Herr Neumann, und zwei Glas Bier könnten mich selbst für Lopinskys Hemd entschädigen."

„Ernsthaft, ernsthaft!" flehte Hantinger. „Die Zeit vergeht. Wo nehmen wir ein Paar Stiefel her! Sonntag abends!"

Bohrmann machte schüchtern einen Vorschlag. Er glaube zu wissen, daß er besonders kleine Füße habe. Er habe das einmal gehört. Er trage aber ... aus Bequemlichkeit ... recht, recht weite Stiefel. Vielleicht ...

Schon hatte ihn Hantinger auf einen Stuhl genötigt und zog ihm die Stiefel aus.

„Oderkähne," rief er froh.

„Lopinskys Lackstiefelchen kann Bohrmann doch nicht tragen," sagte Lopinsky überlegen.

Sie paßten aber, und in Bohrmanns Stiefel konnte Schmidt-Lefèbvre bequem hineinschlüpfen. Lopinsky schüttelte ungläubig den Kopf.

„Versuchen Sie, ob Sie darin gehen können, Herr Autor," sagte er scharf.

Bohrmann erhob sich und ging auf und nieder.

„Sie drücken aber doch jedenfalls?"

„Ein bißchen eng sind sie mir wohl," antwortete Bohrmann unbefangen. „Über dem Spann."

„Das dachte ich mir," rief Lopinsky befriedigt, und man wollte aufbrechen.

„Einen Hut!" rief Hantinger; „der Herr Direktor hat keinen Hut."

„Warum haben Sie keinen Hut?" rief Lopinsky herausfordernd. „Sie haben doch gewiß einen Hut gehabt. Aus allem wollen Sie Kapital schlagen."

Ruhig stand Schmidt-Lefèbvre mit den Händen in den Hosentaschen da.

„Es ist sehr fraglich, ob König Salomo einen Hut besessen hat. Auch pflegen im Vorzimmer die Hüte abgelegt zu werden. Der Droschkenkutscher verlangt ebenso keinen Hut von mir. Ich brauche also keinen Hut. Und dann habe ich ihn dort aus Dankbarkeit zurückgelassen, nicht davon zu reden, daß du dich über den Deckel entsetzt hättest, den ich aus Dankbarkeit dort zurückgelassen habe. Überhaupt ... hat jedes Bierseidel einen Deckel? Ergo braucht auch nicht jeder Mensch einen Deckel zu haben."

„Ernsthaft, meine Herren, ernsthaft!" flehte Hantinger.

„Hier!" rief Lopinsky und schleuderte dem Direktor einen alten grauen Filz zu.

„Prächtig," sagte Schmidt-Lefèbvre, „eine Feder dazu, und ich spiele darin den Karl Moor. Ich ernenne ihn zu meinem Lieblingshute. Er nimmt jede Form an. Seht einmal zu."

Und er wollte eine Vorstellung zum besten geben. Aber die anderen drängten zur Eile.

Noch bei einem Barbier wurde Halt gemacht; Schmidt-Lefèbvre kam nach einer Weile schmuck aus dessen Laden heraus, und dann — es war noch nicht halb zehn Uhr — hielt die Droschke am Rosenthaler Thor vor Maschas „Palast“.

Als die Herren klingeln wollten, öffnete der Diener schon die Thür und führte sie durch das halb abgeräumte Speisezimmer in eine kleine Fremdenstube. Sie möchten da einen Augenblick warten.

„Darum also Räuber und Mörder!“ rief Schmidt-Lefèbvre. „Für dieses Zellengefängnis hätte ich Lopinskys festliche Toga gar nicht anzulegen brauchen.“

Da traten die Herren Lose und Neumann herein. Herr Lose verbeugte sich kurz und hieß die Herren willkommen. Trotzdem er Gesellschaft habe, bitte er, diese Stube als die ihrige zu betrachten und hier ihre Geschäfte zu erledigen. Seine Gäste seien im Begriffe, aufzubrechen, und es wäre darum verfehlt, in so später Stunde noch einen Unbekannten einzuführen.

Als Herr Lose wieder herausgegangen war, nahm Neumann das Wort. Er sei ein einfacher Geschäftsmann und wolle mit Höflichkeit keine Zeit verplempern. Ob Herr Schmidt-Lefèbvre wirklich im Besitze einer gültigen Konzession, einer für Berlin gültigen Konzession sei, und ob er vor einem Notar einen rechtsgültigen Vertrag unterschreiben wolle.

Mürrisch und gereizt sagte Schmidt-Lefèbvre zu allem „Ja“.

Dann wandte sich Neumann an Lopinsky:

„Hören Sie 'mal, lieber Lopinsky. Vorhin, wie mir die Szekal damit kam, daß Sie keine Konzession hätten und auch keine bekommen könnten, da habe ich mich zuerst ganz dumm geärgert. Im Anfang is man immer dumm. Die Szekal hat aber nach wie vor Vertrauen zu Ihnen und will det Geld schaffen. Mein Schwager nu aber meint ... sagen Sie 'mal, Lopinsky: Warum können Sie keine Konzession kriegen? Es muß doch ein Warum haben."

Lopinsky schnitt mit einer eleganten Handbewegung jede weitere Frage ab.

„Ich bin Pole, Herr Neumann ... ich habe mich ... in den politischen Bewegungen ... die Polizei würde das alles ausgraben, wollte ich mich bewerben."

Schmidt-Lefèbvre lachte ingrimmig vor sich hin.

„Ich beneide dich, Brüderl. Sogar ein Pole bist du? Pscha krew!"

„Es ist mir nur, daß ich weiß, was Sie gesagt haben," sagte Neumann.

„Und nu, Herr Schmidt-Lefèbvre, haben Sie die Konzession mitgebracht?"

„Jawohl," riefen Hantinger und Lopinsky.

„Dann bitte ich, lassen Sie sie da. Ich werde sie von meinem Rechtsanwalt prüfen und Ihnen die Verträge aufsetzen lassen. Ich denke, in acht bis vierzehn Tagen is alles jlatt."

„Mein ist der Helm, und mir gehört er an," rief Schmidt-Lefèbvre, „und Protzerei kann ich nicht

leiden. Mißtrauisch bin ich nie gewesen und dulde so was nicht. So behandelt man mich nicht. Wissen Sie, wer ich bin, Herr Neumann? Ich bin der Direktor Konrad Schmidt-Lefèbvre! Und jetzt will ich wieder nach Hause gehen. Erschrick nicht, Bruderherz! Dein Eigentum lege ich meinetwegen auf der Stelle wieder ab. Nur die Stiefel borgt mir wohl der Dichter, und meinen Lieblingshut behalt' ich."

Hantinger hatte Herrn Neumann etwas zugeflüstert.

„Seien Sie nicht so ungemütlich, lieber Freund," rief der jetzt, während Hantinger sich ängstlich die Hände rieb. „Lernen Sie mich erst besser kennen. Das Geschäft ist gemacht. . . Hantinger sagt mir eben, daß Sie auch noch hundert Thaler Übersiedlungskosten beanspruchen?"

„So ein . . ."

„Ich bin nich kleinlich. Das Geschäft wird gemacht. Wir wollen es gleich mit einer Pulle Sekt begießen."

Er öffnete die Thür und rief einen Diener.

„Das blies dir ein Gott ein," rief Schmidt-Lefèbvre, „wenn auch durch den Mund des Hantinger. Seit einer Stunde verdurste ich, und diese Banditen haben mir noch nichts anderes als Seifenschaum um die Lippen schmieren lassen. Sekt ist mir lieber."

Der Diener brachte eine Flasche Champagner und Gläser; hinter ihm erschien Mascha, an ihrem

Arme die Szekal, die bereits zum Fortgehen bereit war und unter ihrem weißen Spitzentuche noch schöner aussah als früher.

Mascha wollte nur ihren Dichter wieder begrüßen und sich den fremden Direktor einen Augenblick ansehen. Er schien ihr zu gefallen. Sie drückte ihm die Hand, entschuldigte sich mit ihren Pflichten und verschwand wieder.

Die Szekal war sofort auf Lopinsky zugetreten.

„Ich habe mir gesagt, Lopinsky mit seinem Glück muß bis halb zehn Uhr zurück sein. Wären Sie fünf Minuten später gekommen, so hätte ich nicht mehr an Sie geglaubt ... Ist alles in Ordnung?"

„Alles, meine teuerste Freundin."

Indessen war der Wein eingeschenkt worden, und Neumann forderte zum Trinken auf. „Der Direktor des Kronprinzen-Theaters soll leben!"

„Dreimal hoch!" rief Schmidt-Lefèbvre. „Weil ich es nämlich bin."

Und so rasch als der Diener das Glas wieder füllen konnte, trank er es dreimal aus.

„Hier, Herr Neumann, mein würdiger Chef und Mäcen! Hier ist das unschätzbare Aktenstück, das mich schon über manchen Abgrund hinübergetragen hat. Der Sekt war gut, ich habe Vertrauen zu Ihnen."

Die Szekal nahm mit den fein behandschuhten Fingern die Konzession schnell an sich.

„Wenn Sie erlauben, Herr Neumann. Meine Freunde sind erfahren in solchen Geschäften. Und

ohne meine Freunde würden Sie ja doch nichts thun . . . Sie erlauben doch, Herr Direktor?“

„Bitte, mein Fräulein,“ sagte Schmidt-Lefèbvre. „Ich sehe das Blatt noch lieber in der Hand der Schönheit, als in der Hand des goldenen . . . des Herrn Neumann . . . Gewiß sind Sie eine meiner Künstlerinnen?“

Ohne eine Antwort zu geben, entfernte sich Fräulein Szekal mit einer freundlichen Verbeugung.

„Stoff!“ rief Schmidt-Lefèbvre.

Aufs Neue wurde eingeschenkt, angestoßen, ausgetrunken, und Hantinger sank an Bohrmanns Brust.

XIV.

Schon am Tage darauf erschien Mascha in Bohrmanns Wohnung, vor zwölf Uhr. Sie störe absichtlich so früh, weil weder der Lehrer noch Lenchen zu hören brauchten, was sie mit der lieben Frau Bohrmann zu besprechen hätte.

Es war ein kühler, regnerischer Tag. Frau Bohrmann hatte nur einen Roman gelesen, einen aus der Leihbibliothek von nebenan, wo ihr Mann die Schreibhefte bezog und wo Hilde als Lehrersfrau lesen durfte, was sie wollte, ohne dafür zu bezahlen.

„Stören thun Sie nie, gnädige Frau, und heute

schon gar nicht. Es giebt Kartoffeln mit Speck. Die Kartoffeln sind angesetzt, und fertig macht sie nachher Lenchen, wenn sie aus der Schule kommt. Das dumme Schulegehen! Bohrmann wird wenigstens dafür bezahlt, schlecht genug. Aber Lenchen ... ungerecht ist man zu ihr, und lernen thut sie doch nichts ... Setzen Sie sich. Ich muß nur 'ne Bluse überziehen. Ich muß mir ja vor Ihnen schämen in der alten, ausgedienten Wintertaille."

Schon nach einer Minute kam Hilde wieder, setzte sich Mascha gegenüber an den Tisch und wollte wissen, was sie so geheimnisvoll von ihr wolle.

Mascha habe sich gestern vorgenommen, mit Frau Bohrmann sachlich und offen zu reden, wie es sich zwischen braven Frauen schicke. Bohrmann gehe ja soweit ganz anständig gekleidet ... für einen Gemeindeschullehrer. Wolle er aber eine größere Rolle spielen, so müsse er mehr auf sein Äußeres geben.

„Glauben Sie mir, liebe Frau Bohrmann, in jetziger Zeit müssen die Dichter aussehen wie aus einem Modejournal heraus. Die meisten sehen auch so aus. Sonst ist alle Welt eklich zu ihnen, die Theaterdirektoren und sogar die Schauspielerinnen."

Frau Bohrmann nickte ernsthaft. Sie habe sich schon öfter gesagt, ihr Bohrmann wäre wahrscheinlich gar kein richtiger. In den Familienblättern sei oft so ein Dichter abgebildet, immer wie aus dem Ei gepellt, mit 'nem Schlips neuester Mode und oft den Pelz umgeworfen.

„Ich reiße mich ja auch gar nicht nach Ruhm und sone Sachen, wenn es noch Geld kosten soll. Ich weiß janz jut, was ich an meinem Johannes habe. Ein wunderschöner Mann ist er. Heute, wo er die fremden Lackstiefel anhat, sollten Sie sich nur seine Füße ansehen. Und ich habe mir's am Munde abgespart, mir und den Kindern, um ihn nicht verlappen zu lassen. Aber an mir ist nichts gelegen. Wenn Sie glauben daß es hilft, bei dem Stück, dann möchte ich ja gerne. Nur aus der Haut schneiden kann ich es mir nicht ... sein Strapazieranzug ist noch sehr gut für die Schule. Und den schwarzen Rock hat er seit unserer Hochzeit nicht vielemal angehabt."

Ein Zug von Haß in Hildes Augen verschwand, als Mascha rasch sagte, sie käme nicht mit ganz leeren Händen. Mit einem beinahe vornehmen Lächeln nahm die Lehrersfrau diese Mitteilung auf und blieb dann wie in Träumerei versunken. Das Lächeln verschwand langsam, aber die Zähne blieben sichtbar. Mascha fuhr fort:

„Wir dürfen uns nicht zieren, liebe Frau Bohrmann. Man hat dafür in unseren Kreisen entsetzlich scharfe Augen. Oberhemden, Kragen und Stulpen, das alles sieht man doch an einem Herrn früher als seine Begabung. Und wenn wir einmal dabei sind, müssen wir auch gründlich aufräumen. Ein gebildeter Mann muß auch gebildete Unterwäsche haben."

Hilde schloß die Augen. Das würde ein Heidengeld kosten. Gerade dazu habe es niemals gelangt.

Mascha bat um die Erlaubnis, selbst sehen zu dürfen, was da war. Sie könnte dann besser raten.

Eine Weile blickte Hilde ihren Besuch erstaunt an. Dann sagte sie mit einem verächtlichen Tone, der ebensogut dem seltsamen Wunsche wie der schlechten Wäsche gelten konnte:

„Meinetwegen."

Gleichmütig ging sie voraus in das Zimmer, wo sie seit einigen Monaten mit den Kindern schlief.

„Dienerschaft habe ich nicht," sagte sie kurz, um die liederlich gemachten Betten zu entschuldigen, und zog die oberste Schublade einer Kommode hervor.

Zwischen einer Menge alter Bänder und Seidenlappen lag da ein grobes weißes Männerhemd, zwei Wollhemden und einige grobe, vielfach ausgebesserte Strümpfe.

Mascha kniff die Augen ein, netzte die Lippen und zog mit dem Rufe: „Wir sind ja beide Hausfrauen!" rasch den Handschuh ab. Dann fuhr sie mit den Fingern zwischen die sieben Sachen, langte ein Wollhemd hervor und führte es an das Näschen.

„Puh, was für 'ne Seife!"

Hilde hatte sich mit dem rechten Ellbogen auf die Kommode gestützt und spöttisch zugesehen. Jetzt brach sie los:

„Wenn Ihnen meine Seefe nich jut genug is, gnädige Frau, dann stecken Sie gefälligst Ihre feine

Näse in Ihr feines Taschentuch. Wir haben's nicht dazu. Nich einmal eine Waschfrau habe ich für die paar Koddern. Und wenn ich ihm dutzendweis' feine Oberhemden kaufen soll, gnädige Frau, so können Sie sie nachher auch selber waschen lassen. Auch noch! Und weil wir jrade beim großen Reinemachen sind, gnädige Frau, will ich Ihnen noch wat sagen. Nicht so viel mache ich mir aus der ganzen Dichterei, wenn sie nich ein Stück Geld abwirft. Thut sie's und können wir uns nachher ein Mächen halten, meinetwegen nur ein Mächen für alles, dann is gut, und ich will Ihnen nie wieder was sagen. Übelnehmerisch bin ich nich. Wenn Sie aber nur so 'mal probieren wollen und mein Johannes nachher mit langer Nase abzieht, dann können sie beide was erleben, er und Sie, gnädige Frau... Wissen Sie, was ich ausgeben kann, für alles, alles, alles? Für Wirtschaft und Petroleum und Heizung und das bißchen Kleidung und alle heilige Zeit sich einmal ein bißchen amüsieren? Wenn alles klappt und einem keine Extra-Ausgaben über den Hals kommen, fünfundzwanzig Mark die Woche. Da kann ich ihm keine Extrawurscht braten und für mein Geld Hemden kaufen. Ich lerne leicht, gnädige Frau. In der Schule nich, aber nachher habe ich immer leicht gelernt. Ich habe nicht vergessen, was Sie mir das letztemal gesagt haben. Sie sind eine reiche Frau, Sie können sich alles bezähmen, Sie haben sich alles bezähmt, nur neugierig sind Sie noch, selbst auf

seine geflickten Strümpfe! Die Zeit vertreiben wollen Sie sich, weiter nichts. Ich aber, ich will mir amüsieren! Ich habe mir noch nie was bezähmen können. Jetzt will ich mir amüsieren. Just! Nich so dumm wie eine reiche Frau. Mir schmeckt's noch. Ich will was Solides. Ich will was davon haben. Amüsieren will ich mir und meinen Kinder was gönnen. Und kommt Bohrmann nich vorwärts, so . . . weiß ich, was ich thu'. Wenn Sie wüßten, was so ein Feldwebel für Nebeneinnahmen hat, Lehrer oft auch. Aber Bohrmann ist ja zu dumm. Ich versteh' oft nich, was Sie an ihm gefressen haben."

Hilde hatte sich während ihrer anfangs heftigen Rede langsam beruhigt und war schließlich ganz gewandt in ihre gewöhnliche Unterhaltungsweise gefallen. Mascha aber dächte gar nicht daran, sagte sie, den Ausfall übelzunehmen. Sie umarmte Frau Bohrmann, gab ihr einen Kuß auf die Wange und sagte:

„Sie tapfere Frau, und wie klug Sie sind! Es ist mir nun noch einmal so lieb, daß ich mit Ihnen gesprochen habe. Vor ihm hätte ich mich doch genieren müssen, und er würde wohl auch das Geld nicht haben . . . borgen wollen. Mit der Rückzahlung hat es natürlich keine Eile."

Hilde blickte der reichen Frau auf die Hände. Gedankenlos sagte sie:

„Wenn es mit der Rückzahlung keine Eile hat . . ."

„Bei mir brauchen Sie sich gar nicht zu bedanken.

Ich kann ja nicht wie ich will. Mein Mann . . . Sie glauben gar nicht, was eine Frau wie ich, oft leiden muß. Bei seinem kolossalen Einkommen rechnet er mir jeden Pfennig nach. Ausgeben kann ich sehr viel, aber jeden Pfennig muß er wissen. Aber da haben wir eine famose Person, eine steinreiche Witwe: Rietz heißt sie, wenn es Sie interessiert."

„Nein."

„Auch gut. Also, wenn man der sagt, soundso, und du thust ein gutes Werk, so kommt es ihr auf ein Darlehen von zweihundert Thalern nicht an. Und kurz und gut, sie weiß ganz genau, wofür es bestimmt ist. Sie hat es sogar gebucht, aber an Rückzahlung denkt sie nicht. Und kurz und gut, liebe Frau Bohrmann, hier bringe ich Ihnen so einen kleinen Check."

Ohne zu denken und wie in Träume versunken, betrachtete Hilde das Stück Papier. Sie sah deutlich die Ziffer: 600 Mark. Was sonst darauf gedruckt und geschrieben stand, ging sie ja nichts an. Sie ließ sich nur erklären, wo und wie sie für diesen Zettel bares Geld bekommen könnte. Dann steckte sie ihn gleichgültig in die Tasche des Rockes und schien auf die weitere Belehrung Maschas kaum zu achten. Bei dem und dem Schneider müsse sich Hans Bohrmann einen hübschen Straßenanzug machen lassen und einen eleganten für große Gesellschaften, in der und der Handlung müsse sie für ihn die Wäsche besorgen.

„Und nicht zu wenig, liebe Frau Bohrmann. Zum mindesten für ... für ein Jahr soll es reichen. Und vergessen Sie nur ja nicht die Unterwäsche. Soll ich Ihnen einiges von meinem Mann zur Probe schicken? Es wird Ihnen schon gefallen."

Mit Kennerschaft verbreitete Mascha sich über Herrenwäsche. Auch Kinder, Mädchen und Knaben, müsse man frühzeitig an feine Wäsche gewöhnen. Plötzlich unterbrach sie sich. Wo denn das liebe Kind sei, der Siegfried?

„Ach so, der? Der wird wieder bei der Reymond stecken."

Ob sie ihn rufen solle? Nein. Mascha hatte es eilig; auch wäre es besser, wenn Hans von diesem Besuche nichts erführe. Er sei so komisch. Für den nächsten Sonntag werde sie ihn schriftlich einladen, und wegen des Dankes für die reiche Witwe ...

„Das werden Sie ja schon besorgen, gnädige Frau," sagte Hilde gleichgültig. „Von die Lebendigen muß man's nehmen. Die Toten geben einem doch nichts 'raus. Und wenn es mit dem Stück was wird, so zahlen wir es ja zurück."

Kaum war Mascha fortgegangen, als Hilde wie verwandelt vor den Spiegel trat. Sie lachte sich an und rief dann Frau Spindler herein. Der schenkte sie eine kleine Büchse mit eingemachten Kirschen und erzählte ihr, Bohrmann habe jetzt durch seine Schriftstellerei große Einnahmen, und sie werde sich neue Sachen kaufen können. Frau Spindler nahm den

größten Anteil an dem Glücke ihrer Nachbarin, und so unterhielten sich die beiden Frauen, bis Lenchen aus der Schule kam. Sie sah verweint aus.

Nein, nein, es wäre ihr nichts geschehen. Der Regen habe ihr nur so ins Gesicht geschlagen.

„Möchtest wohl einen Regenschirm haben, liebes Kind? Aber jetzt nur schnell in die Küche, das Mittag fertig machen. Ich muß mich anziehen. Gleich nach Tische gehen wir aus, Einkäufe machen."

Frau Spindler erbot sich, dem lieben Lenchen zu helfen. Sie habe schon gegessen. Die Reymond habe dem Friede noch abgegeben. Sone Teller voll habe die Reymond bei ihr.

Als Bohrmann nach Hause kam, fand er frohe Gesichter. Auch er hatte Gutes zu erzählen. Der Schulinspektor hätte ihn vor dem Rektor und einigen Lehrern gelobt. Fast in unverdientem Maße. So geduldig und pädagogisch wie er, gehe niemand auf die Indi . . . Individualitäten der Kinder ein.

Gleich nach Tisch setzte Hilde den Hut auf. „Ich habe mit Lenchen was zu besorgen."

Als Hilde am nächsten Morgen den Papierzettel gegen bare sechshundert Mark umtauschte, war sie bereits den größten Teil des Geldes in allerlei Läden schuldig geblieben, etwa hundert Mark für Herrenwäsche, das Übrige für Seidenzeug, Sonnenschirme, Regenschirme, Damenhüte, Damenstiefel, Damenmäntel, für einen großen Ankleidespiegel und für Eßwaren.

XV.

Als Hilde ihrem Manne die Sachen zeigte, die sie für ihn gekauft hatte und ihm beinahe mit den Worten Maschas erklärte, warum das nötig sei, war er gerührt und beschämt. Wie gut sein verratenes Weib war! Er hatte ihr gleich am Sonntag abends den peinlichen Auftritt mit dem Assessor erzählt. Dadurch war sie gewiß auf ihren Einfall gekommen.

Über die Mittel zu solchem Aufwande dachte er nach einer oberflächlichen Frage und Hildes flüchtiger Antwort nicht mehr nach. Rechnen war seine Sache nicht. In der Schule freilich, da lehrte er die vier Species, aber doch nur an erdichteten Beispielen, an Äpfeln und Nüssen, an Metern und Hektolitern. Aber im eigenen Leben rechnen? Er war doch nicht wie Herr Neumann. Mit Herrn Lose verglich er sich nicht, an den unglücklichen Gatten Maschas wagte er gar nicht zu denken.

Am Dienstag, zu Mittag fand er eine Einladung vor, am nächsten Sonntag um ein Uhr zur Vorlesung zu erscheinen und dann um drei Uhr gemütlich einen Teller Suppe mitzuessen. Da ging er entschlossen zu dem vornehmen Schneider, den Hilde ihm empfohlen hatte, und ließ sich Maß nehmen. Noch in dieser Woche sollte der hübsche Straßenanzug fertig sein, nächste Woche das schwarze Parade-Kostüm.

So sehr ihn die Aussicht freute, dem Assessor demnächst zu imponieren, er hatte gerade jetzt keine Zeit, an solche Dinge zu denken. Es war ja kurz vor den Ferien, und so hatte er mit der Vorbereitung zu den Schulstunden und mit dem Korrigieren der Hefte mehr zu thun als sonst. Das Lob des Schulinspektors hatte ihn angefeuert. Sogar seine Aufsätze in der Allgemeinen Lehrerzeitung hatte dieser Gönner freundlich erwähnt. Wenn er erst vom Drama gewußt hätte!

In der Ansprache des Herrn Schulinspektors war freilich ein rätselhafter Satz vorgekommen. Herr Bohrmann solle es sich nicht zu nahe gehen lassen, wenn er seine eigene musterhafte Pflichttreue nicht in gleichem Maße auf seine Kinder vererbt habe. Diese Erscheinung lasse sich in Lehrerfamilien häufig beobachten.

Damit war Lenchen gemeint, die ja leider niemals gute Censuren nach Hause brachte. Wahrscheinlich hatte der Herr Schulinspektor vernommen, Lenchen würde zu Michaeli nicht versetzt werden. Das war schlimm, recht schlimm, aber sie hatte einen guten Kern, den Kern ihrer Mutter. Nur ein bißchen flüchtig war sie, und nicht immer aufrichtig; Bohrmann wußte aus eigener Erfahrung, daß es oft Schuld der Lehrer ist, wenn solche Kinder keine rechten Fortschritte machten.

Und dann, es war merkwürdig, Lenchens Fortschritte bekümmerten ihn nicht so sehr. Wenn Sieg=

fried erst in die Schule ging, dann sollte der Herr Schulinspektor sein Wort von den Lehrerskindern zurücknehmen.

In diesen letzten Tagen vor den Sommerferien vergaß er auch den andern Gedanken, der ihn in der letzten Zeit mitunter vor dem Schlafengehen beunruhigt hatte.

Seitdem er, einer Laune von Mascha zuliebe, ein besonderes Schlafzimmer für sich hatte, verband er ja seine Mühe und Sorgen vielfach mit der Erinnerung an Mascha. Nun hätte er den kleinen Aufsatz über die Steilschrift am Montag nachmittag z. B., während Hilde und Lenchen fort waren, ruhig zu Ende schreiben können. Davon verstand Mascha nichts, und darin hätte sie ihn auch nicht irre machen können. Im Gegenteil, ihre eigene Handschrift war in der Schule offenbar vernachlässigt worden. Da war aber sein altes Versprechen, das Buch über das Verhältnis von Kirche und Schule anzuzeigen. Und da war neuerdings eine Reliefkarte von Palästina, die ihm die Schriftleitung der Allgemeinen Lehrerzeitung zugesendet hatte mit dem Bemerken, er werde sicherlich Veranlassung haben, die Anschaffung dieses vortrefflichen Hilfsmittels zur Kenntnis des heiligen Landes auch der kleinsten Dorfschule zu empfehlen.

Wenn er nun so des Abends noch auf und nieder ging und überlegte, was er in diesen beiden Fällen zu sagen hätte, tönte die lachende Stimme Maschas vor seinem inneren Ohre dazwischen oder gar die

Unterhaltung ihrer Gesellschaft. So oft er noch bei ihr gewesen war, keiner der Gäste hatte einen Kirchenbesuch erwähnt, einen Prediger genannt oder gar vom heiligen Lande gesprochen. Nun wußte zwar Bohrmann, daß diese Gesellschaftskreise durchaus nicht strenggläubig waren; wurden doch sogar Juden eingeladen, wie dieser Herr Doktor Kattowitzer unfraglich zu sein schien. Auch wußte er, daß ihm die Gleichgültigkeit, ja selbst der Unglaube anderer nichts anhaben konnte. Auf dem Seminar waren unter den jungen Leuten seiner Klasse einige heimliche Atheisten gewesen, die greuliche Reden führten, wenn kein Aufseher zugegen war. Ihn hatte das nicht berührt.

Jetzt aber ertappte er sich dabei, daß er des Abends im Geiste mit Mascha über das Verhältnis von Kirche und Schule und über die Bedeutung des heiligen Landes für den geographischen Unterricht sprach, und daß er dabei Ansichten entwickelte, die zwar maßvoll das Hergebrachte erhalten wollten, aber doch einer vorsichtigen Reform zusteuerten und jedenfalls für die Lehrerzeitung nicht paßten. Um seiner Verbindung mit diesem Blatte willen schmerzte ihn die Wandlung, um Maschas willen freute sie ihn.

Da er aber an beide kleine Aufsätze oder Rezensionen erst in den Ferien gehen wollte, konnte er das gründliche Durchdenken der Frage am Ende noch hinausschieben. Bis in die ersten Tage des Juli

hatte er genug zu thun, um sich weiter durch musterhafte Pflichterfüllung auszuzeichnen.

So verging auch diese Woche, die Werktage bis zu dem Tage des Herrn, an dem er mit Mascha über sein Drama sprechen sollte. In dieser Stimmung erwachte er am Sonntag, und sie verließ ihn nicht, während er in den Vormittagsstunden versuchte, das Buch (über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat mit besonderer Beziehung auf die Volksschule) zum zweiten Male zu lesen. . . .

Sein Beruf machte ihm ja Freude, den würde er so leicht nicht aufgeben, auch wenn dem „Hohen Lied“ der große Erfolg winkte. Aber die Thätigkeit für die Allgemeine Lehrerzeitung, darauf wollte er verzichten. Das machte ihm jetzt wirklich zu viel zu schaffen. Nicht das Lesen und das Schreiben, aber die unwillkürliche Nötigung, sich selbst auf seine Überzeugungen zu prüfen. Da war es doch besser, die Mußestunden an seinen höheren Beruf zu wenden. Mascha hatte von anderen Stücken gesprochen, die bereits in seinem Pulte lägen. Das war von ihr nicht ganz ehrlich gewesen. Aber in seinem Kopfe sproßten sie doch bereits, die patriotischen Dramen. Auf „Das hohe Lied“ wird entweder „Siegfried“ folgen oder ein Hohenzollern-Drama. Der erste Markgraf schwebte ihm vor, und dann wieder der Große Kurfürst. Nicht als ob er irgend eine Scene oder eine Gestalt oder eine bestimmte Handlung vor sich gesehen hätte; das mußte nachher kommen, dazu

war er ein Dichter. Nur die Titel der künftigen Dramen lockten ihn.

So vertrödelte er die Stunden. Es konnte nicht mehr viel zu Mittag fehlen, denn er hörte in der Küche Hilde und Lenchen lachen und Töpfe schieben. Nach dem Essen, an dem er wieder nicht teilnahm, wollte er den neuen kostbaren Anzug vornehmen und zu seiner Egeria eilen.

Da klingelte es draußen, und kurz darauf klopfte es an seiner Thür. Lehrer Müller trat herein, sein alter Freund Martin Müller, der Pastorssohn, der lieber hatte Lehrer als Prediger werden wollen, mit dem er in der Präparande Lust und Schmerz geteilt und mit dem er auf dem Seminar einen ewigen Bund geschlossen hatte. Das Leben hatte sie auseinandergebracht, dann hatten sie sich in Berlin wiedergefunden und lehrten und wohnten sogar im selben Bezirk. Martin Müller war Lenchens Klassenlehrer. Müller und seine Frau, eine Bauerntochter aus dem Oderbruch, hatten sich der Familie Bohrmann zuerst herzlich angenommen. Müller war bei Bohrmanns Ankunft schon zwei Jahre in Berlin gewesen. Der Verkehr war einige Monate lang ein sehr inniger. Dann blieben Müllers Kinder plötzlich fort, Frau Müller kam seltener und seltener, und endlich ließ sich auch Martin selbst nicht mehr sehen. Hilde hatte das einfach damit erklärt, daß die Bauerntochter neidisch und eifersüchtig sei.

Wie Martin Müller jetzt vor ihm stand, so

hager und ungelenk wie damals im Seminar, bartlos, mit seinen groben, harten Zügen und mit seinen blitzenden blauen Augen, mit seinem kurzen, militärisch geschnittenen Haar, da bewegte es Bohrmanns Herz. Beide Hände reichte er dem alten Freunde und rief:

„Das ist mir ein glücklicher Tag! Martin, Martin, wie schlecht haben wir den ewigen Bund gehalten!"

Gemessen und nüchtern erwiderte Müller, eben diese Erinnerung habe ihn und seine Frau heute hergeführt.

„Deine Frau ist auch da? Wie wird sich Hilde freuen! Da will ich doch gleich . . ."

„Bleib'. Meine Frau hat mit der deinigen zu reden. Allein es soll von ihr abhängen, ob sie dir alles mitteilen will. Dein Lenchen ist auf schlechten Wegen. Ich halte es für richtig, ihr diesmal zu verzeihen und das Mutterherz durch die Sorge zu erschüttern. Deshalb habe ich meine Frau überredet, von Weib zu Weib mit ihr zu sprechen. Ich hätte kaum die richtigen Worte gefunden. Ich bin mitgekommen, weil meine Frau es wünschte, und . . . Johannes, weil ich dich gerne wiedergesehen hätte. Von den Kollegen höre ich immer Gutes von dir, aus der Schule. Willst du mir sagen, was du sonst treibst?"

Bohrmann war froh. So bestand der alte Freundschaftsbund noch. Mit Martin hatte er auf

dem Seminar alle Zweifel durchgekämpft. Und so fing er sofort davon zu sprechen an, was ihm im Augenblick das Wichtigste schien. Denn die schlechten Censuren Lenchens machten ihm nichts. Er erzählte also von seiner Thätigkeit für die Allgemeine Lehrerzeitung, und wie er gerade in den letzten Wochen mit der streng kirchlichen Haltung des Blattes nicht immer einverstanden war. Er schüttete sein Herz aus.

Müller hörte aufmerksam zu. Dann erwiderte er trocken, er habe nie etwas niederzuschreiben versucht, der Unterricht mit der Vorbereitung lasse ihm keine Zeit dazu. Er habe sich seinen ganz persönlich gefärbten Glauben an Jesum Christum herzlich bewahrt, das freue ihn um der Kinder willen, aber so wie er schon als Junge nicht habe Prediger werden wollen, so sei er auch jetzt ganz entschieden gegen die Oberaufsicht, welche die Geistlichen über die Lehrer beanspruchen, Johannes müsse sich ohne Denkfaulheit zur Klarheit durchringen und werde dann gewiß nach seiner Überzeugung handeln.

„Ich danke dir, Martin, ich danke dir. Auf dem Lande wären mir die Zweifel nie eingefallen. Aber hier in Berlin . . . ich hätte nicht nach Berlin kommen sollen.“

„Lass' dich das nicht anfechten, Johannes. Die Zweifel sind gut. Berlin hätte dir wohlgethan, wenn es dir weiter nichts gegeben hätte als die Zweifel . . Was treibst du sonst?“

Müller schaute ihn so ernsthaft an, nicht vorwurfsvoll, nicht zürnend, mehr mit Sorge. Da fielen Bohrmann plötzlich die Jugendtage ein, da er dem Freunde den ersten Akt des „Hohen Liedes" vorgelesen hatte, zur Nachtzeit, im ungeheizten Speisesaale der Präparande bei einer geschmuggelten Talgkerze. Und schüchtern sagte er:

„Ein Drama habe ich ... weißt du noch? Das Hohe Lied ... das habe ich vollendet. Ich habe Gönner. Es wird aufgeführt werden. Im Kronprinzen-Theater."

„So ist es wahr? Deine Frau hat es einer andern Lehrersfrau auf dem Markte erzählt. So ist deine alte Neigung zur Poesie wieder erwacht? Und fühlst du, daß deine Kräfte gewachsen sind seit damals, wo ich dich mit meinen Einwürfen kränken mußte?"

Bohrmann erzählte ehrlich, daß erst der Zuspruch einer vornehmen Dame, einer Gönnerin, ihn zur Vollendung der alten Arbeit angeregt habe. Dann aber sprach er doch leidenschaftlich von seinen Hoffnungen. Er sei ein pflichttreuer Lehrer und liebe seinen Beruf; erst vor kurzem habe ihn der Schulinspektor vor allen Kollegen gelobt. Aber es sei doch etwas anderes, so wie Schiller oder Uhland das ganze deutsche Volk zu begeistern und ihm mit Flammenworten alles Gute und Edle zu predigen.

Martin Müller hörte aufmerksam bis zu Ende. Dann sagte er:

„Du weißt, auch ich hatte als Jüngling solche Gedanken. Jetzt möchte ich, selbst wenn ich es könnte, nicht mehr ein solcher Prediger werden. Natürlich, wenn du den Beruf fühlst und hast, dann kann und darf dich niemand halten. Dann Glück zu!"

„Martin, sage mir noch ein Wort. Und wenn meine Begabung nur klein ist, wenn sie nur . . . gerade . . . ausreicht . ."

„Dann, Johannes, ins Feuer mit dem alten Adam und mit dem König Salomo."

Die beiden Lehrer hatten bisher gestanden. Jetzt ließ sich Bohrmann auf den Bettrand nieder, und Müller setzte sich auf den Stuhl.

„Ich werde also diesen einen Versuch machen und du wirst mir dann reinen Wein einschenken. Versprichst du mir das?"

„Ja, Johannes."

„Und wenn du eine große Begabung findest, dann . . ."

„Dann, Johannes, werde ich dich vor allem nicht beneiden. Wenn ich auch wüßte, Schiller oder Uhland zu sein . . . doch freilich, wenn ich ein solcher Mann wäre, würde ich kaum so sprechen . . . auch nicht, wenn ich es mir nur einbildete . . . Wie ich aber bin, so sage ich dir: Höher steht mir mein Beruf, als das Genie des größten Dichters. Selbst ein Schiller kann ja nur die Gebildeten und die Großen hinreißen, die, die ihn verstehen. Und wären es Hunderttausende, es sind ihrer zu wenig für meinen

Ehrgeiz. Mein Ehrgeiz, meine Freude, mein Stolz sind größer. Nicht für mich persönlich, für uns Schulmeister. Wir Schulmeister haben das ganze Volk emporzuführen, alle, alle, alle. Selbst die Unglücklichen, die Blinden, die Taubstummen, die Geistesschwachen sollen und dürfen wir emporführen zum Licht. Johannes, du mußt es empfunden haben wie ich, diese höchste göttliche Freude. Und wir Schulmeister, wir führen nicht wie Schiller durch Buchstaben und Bücher, wir setzen unsere Person ein, stündlich, täglich. Das bißchen Wissen ist es nicht. Emporführen können wir das deutsche Volk zu Gerechtigkeit und Güte, wenn wir selber keine Stunde vergessen, gerecht und gut zu sein. Man ist es ja nicht von Hause aus. Aber man wird es durch die Kinder. Man erzieht einander. Und dann hilft einem ein gutes Weib, und was man gelernt hat an den fremden Kindern, tropfenweise, das schenkt man dann scheffelweise den eigenen lieben Kindern, Gerechtigkeit und Glück. Es ist eine Lust, zu leben."

Bohrmann sprang auf.

„Martin," rief er laut, „Martin, laß mich nicht mehr! Halte mir deinen Schwur!"

Da klang aus dem Nebenzimmer die keifende Stimme Hildes herein:

„Ich weiß selber, was ich zu thun habe, und Sie sollten vor Ihrer eigenen Thür kehren. Nichts als Ärger hat man, wenn Sie 'mal kommen."

Müller war rasch nach der Wohnstube gegangen, und Bohrmann folgte ihm. Da stand in einem dunklen Kleide und einem unscheinbaren Strohhütchen, gestrickte Halbhandschuhe an den Händen, die dicke, rotbackige Frau Müller. So mochte sich Bohrmanns Mutter wohl eine Lehrersfrau vorgestellt haben.

Als die Männer eintraten, zuckte Frau Müller traurig die Achseln, und Hilde sprach weiter, ohne sich zu unterbrechen:

„Neidisch sind Sie auf uns! Auf die großen Erfolge meines Mannes, auf meine paar bunte Lappen und auch auf die Kinder, ja, auf die Kinder. Da bauschen Sie dann 'ne Dummheit zu einer wahren Mordgeschichte auf. Bohrmann kann alles hören, ich habe keine Geheimnisse vor ihm. Er glaubt sonst, sie habe ein Verbrechen begangen. Was hat denn das arme Kind gethan? Mit zweien aus ihrer Klasse ist sie ein paarmal beim Konditor gewesen. Einmal haben sie geschwänzt, die dummen Gören, sonst wär's gar nicht herausgekommen. Naschen will jedes Kind einmal. Und daß die eine von den Mächen das Geld zu Hause stibitzt hatte, das geht mein Lenchen gar nichts an. Mein Lenchen hat nichts davon gewußt. Sie ist verführt worden. Und Bohrmann wird eine Eingabe machen, daß Sie in Ihrer Klasse eine Diebin dulden, welche die anderen Mächen verführt. Just! Und just soll Lenchen heute Apfelkuchen mit Schlagsahne kriegen. Ich pfeife auf

Ihre Ratschläge, Frau Müller. Ich bin nicht aus dem Oderbruch."

Hilde schwieg erschöpft. Lenchen, die an der Thür gelauscht hatte, zog den Kopf wieder zurück. Müller blickte seine Frau an, und die sagte ruhig mit starker Dialektfärbung:

„Da is nischt zu machen. Du wirst das arme Kind nicht retten können."

Herzlich wandte sich Müller an Bohrmann:

„Du bist selbst Lehrer, Johannes, und wirst den Fall richtiger beurteilen, als deine Frau."

„Gar nichts hat er zu sagen," schrie Hilde außer sich. „In die Erziehung der Kinder hat der Mann nichts dreinzureden und in die Erziehung der Mächen schon gar nicht ... so sag' es ihm doch! Steh' doch nicht wie ein Stock da! Er scheint gar nicht zu wissen, wer er ist und wer du bist! Wir haben ganz andere Verbindungen! Wir pfeifen auf die Schulmeisterei! Sag' ihm deine Meinung, und dann ... dalli."

„Johannes," sagte Müller, „kurz und deutsch: willst du mich hören oder nicht?"

„Verzeih', Martin, bei Siegfried, Siegfried, da werde ich die Erziehung nicht ganz aus der Hand geben. Aber bei Lenchen allerdings ..."

„So willst du mich nicht hören, Johannes?"

Hilde stellte sich vor ihren Mann. Bohrmann schwieg.

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, verließen

Müller und seine Frau die Stube. Er sah traurig aus, als wäre ihm was Liebes gestorben.

Als Bohrmann mit seiner Frau allein war, wollte er erklären, warum ein so gerechter Mann wie Müller den argen Streich Lenchens so überaus ernst genommen habe. Hilde aber rief die Kinder zu Tische und drängte ihren Mann in sein Schlafzimmer zurück. Er müßte sich rasch anziehen, wenn er Frau Lose nicht warten lassen wollte.

Die Kinder kamen herein, und Bohrmann mußte nachgeben. Hilde legte ihm die neuen Kleider zurecht und brachte ihm die neue, feine Wäsche, auch neue Strümpfe. Er schüttelte tadelnd den Kopf, aber plötzlich verscheuchte ihm die Freude, so vornehm in Maschas Kreise zu erscheinen, alle ernsten Gedanken. Es war eigentlich nur Höflichkeit, als er die großen Ausgaben bedauerte und Frau Lose tadelte, weil sie ihn ohne Frau und Kinder einlud. Hilde aber fand diese Unterscheidung ganz natürlich, vorläufig wenigstens, weil es nur des Stückes wegen geschähe, und wo sie noch keine reichen Leute waren; die Kinder hatten ja Kuchen mit Schlagsahne.

Bohrmann konnte mit den verschiedenartigen Knöpfen seiner Wäsche nicht gleich zurecht kommen. Dann aber schlüpfte er rasch in den köstlichen gelbgrauen Anzug und legte endlich den weißen Künstlerschlips um den Kragen.

Es war doch gut, daß das Manuskript bei Mascha

geblieben war. Die kleinen Taschen in dem neuen Röckchen hätten die fünf Akte nicht gefaßt. Solche Säcke gab es nur in seinem alten Bratenrock.

XVI.

Er war etwas verschämt, als er in Maschas Boudoir trat. Sie aber lachte wie ein Kind, drehte ihn ein paarmal im Kreise herum und gab ihm endlich einen herzlichen Kuß auf den Mund. Nur einen ganz kleinen, dummen Kuß, nicht so einen von ihren geisterhaften Küssen, die ihm die Seele aussaugten.

Dann legte sie sich auf ihr Sofa nieder, und er mußte erzählen. Während er sprach, faßte sie seine Hände und spielte mit ihnen. Langsam wurden dabei ihre Augen zärtlicher, bis sie endlich wieder von ihrer geistigen Liebe sprach, von ihrem Schwur, rein und geistig zu bleiben, ihn dabei leise und unwiderstehlich an sich zog und ihn dreimal küßte, küßte, daß er endlich aufsprang, ans Fenster stürzte, um dort taumelnd frische Luft einzuatmen.

Dann rief sie ihn heran, bat ihn, vernünftig zu sein und nicht wieder anzufangen. Sie habe ernsthaft mit ihm zu sprechen.

Es seien heute außer ihren regelmäßigen Sonntagsgästen, dem Vetter und der Kietz, nur noch die

Szekal und Schwager Neumann da. Hänsel müsse es sich merken, ein- für allemal, daß er jedes weibliche Wesen zu gewinnen suchen müsse. Er habe das jüngst bei der großen Gesellschaft versäumt. Heute habe er die beste Gelegenheit, auf die Szekal und auf die Kietz Eindruck zu machen. Die Kietz sei ein altes Kind. Da brauche er nur überhaupt mit ihr zu sprechen; und nicht zu viel Bildung. Sie sei ein blödsinniges, altes Gestell, aber sehr gut zu leiden, sehr gutherzig und eben furchtbar reich. Sie sei übrigens schon recht günstig für ihn gestimmt, . . . für Clausing.

Nicht so einfach liege die Sache mit der Szekal. Die sei selbst ihr, seiner klugen Mascha, ein Rätsel. Geldgeschäfte leite sie wie ein alter Geschäftsmann, und heimlich sei sie wahrscheinlich eine verliebte Katze wie alle. Aber sie vergebe sich nicht leicht etwas. Selbst ihr offizielles Verhältnis zu dem Tabakfabrikanten aus Bremen würde sich vor Gericht schwerlich beweisen lassen. Die Szekal wechsle ihre Theater wie ein schlechtes Dienstmädchen ihre Herrschaften. Aber wo sie sei, da sei sie immer allmächtig; immer sei sie durch einen ihrer Freunde an dem Geschäfte beteiligt. In Hänsel verliebt habe sie sich nicht. Der Lopinsky habe jüngst den Vogel abgeschossen. Aber eitel und neidisch sei die Szekal wie keine andere. Mascha habe ihr die Rolle der Königin von Saba gerühmt als geeignet für das tollste Kostüm, das je auf einer deutschen Bühne

getragen worden war. Nun werde die Szekal die Rolle, wenn das Stück überhaupt zur Aufführung komme, keiner andern Dame lassen wollen. Die Szekal, die sonst ordentlich und sparsam sei, hätte einmal ein Vermögen verschwendet, um einer Kollegin den besten Schneider von Paris abspenstig zu machen. Und so wichtig, wie ein Schneider von Paris, sei gewiß auch der Dichter einer Paraderolle.

Bohrmann benutzte die Wendung des Gespräches, um nach seinem Drama zu fragen.

Mascha hatte es noch nicht zu Ende gelesen. Sie wollte es auf der Reise beenden. Sie nannte einen unbekannten Ort in der Schweiz. Da wollte sie es lesen und es dann nach Ostende mitnehmen. Dort traf man sich Ende Juli mit der Szekal und der ganzen Bande, und dann erst, sage Neumann, werde alles mit dem Kronprinzen-Theater klipp und klar werden.

Wieder gebrauchte Mascha ihr Lieblingsbild, in Wahrheit bewege sich das Leben der Gesellschaft und das Streben jedes Einzelnen in einer gemischten Kette, in einer bunten Reihe vorwärts; wieder bewunderte Bohrmann die einschmeichelnde Rednergabe Maschas, und wieder erschrak er, als hätte ihm jemand — er mußte dabei an Martin denken — das sechste Gebot zugerufen.

Dann gab es abermals ein Nachlassen ihrer Rede und ihrer Klugheit, ein langsames Steigern ihrer Zärtlichkeit, bis sie ihn mit dem langen Kusse ent-

ließ. Heute wolle sie sich nicht durch das Mädchen erinnern lassen; es war Zeit, sich anzuziehen.

Bohrmann mußte heute im Salon ziemlich lange allein warten. Auch hier lagen in scheinbarer Unordnung Bücher umher. Es waren aber keine französischen Romane, sondern Prachtwerke, Illustrationen zu deutschen Klassikern, lauter kostbare und empfehlenswerte Bücher.

Dann erschienen Herr und Frau Lose und die Gäste beinahe auf einmal. Nur die Szekal ließ noch auf sich warten.

Bohrmann hatte seinen neuen Anzug völlig vergessen. Erst als der Assessor eintrat, fiel es ihm wieder ein. Nicht ohne Bangen. Und richtig trat Vetter Felix auf ihn zu und sagte mit einer gewissen anerkennenden Herzlichkeit:

„Na sehen Sie 'mal."

Die dicke Frau Kietz benahm sich merkwürdig. Als er, gehorsam gegen Mascha, sehr bescheiden die Hoffnung aussprach, sie werde sich ihres schüchternen Nachbars von letzthin noch erinnern, legte sie die kräftige Hand auf seine Schulter und sagte freundlich:

„Ist schon recht, lieber Herr Clausing, ist schon recht. Wozu ist es denn da?"

Nach einer Viertelstunde rauschte die Szekal in einem starrenden, hohen grauen Seidenkleide herein. „Lenzchen" habe sie nicht früher fortgelassen, die gute, liebe Excellenz. Man erfuhr nicht, ob Lenzchen ein Herr oder eine Dame war.

Man ging sofort zu Tische, und Bohrmann hatte seinen Platz zwischen Mascha und der Szekal, der Kietz gegenüber. Er spürte schon nach wenigen Minuten, daß wirklich Kleider Leute machten. Er war nicht schüchtern; er beteiligte sich an der allgemeinen Unterhaltung, antwortete dem Assessor, übersah Herrn Lose wie die anderen, wenn dessen Politik zu langweilig wurde, und vermochte sogar einmal von seinem Drama zu sprechen. Die Herrschaften lächelten nicht, sie blickten ihn an, ebenso wie sie einander anblickten, wohlwollend, achtungsvoll, und wenn sein weißer Künstlerschlips nicht gerutscht wäre, es wäre ihm ganz behaglich zu Mute gewesen.

Vorhin im Boudoir hatte Mascha von ihrer bevorstehenden Sommerreise gesprochen. Da hatte es keinen besonderen Eindruck auf ihn gemacht. Reiche Leute reisen eben. Als jetzt aber, nach dem ausländischen Fisch, alle Tischgenossen davon sprachen, wann sie sich in Ostende treffen wollten, Herr Neumann, die Szekal, auch der Assessor und sogar die Kietz, da besann sich Bohrmann darauf, daß es doch furchtbar wäre. Wie konnte sie ihn allein lassen, da sie einander doch ewig und treu, wenn auch unglücklich liebten? Was nützte ihm nun sein gelbgrauer Anzug, wenn er allein ausgeschlossen war?

Das allgemeine Tischgespräch war bei Ostende haften geblieben. Nur der Dichter kannte den Ort nicht, die anderen waren alle schon dagewesen. Bohrmann konnte den Anspielungen nicht folgen, die auf

die Einrichtungen der Badekarren gemacht wurden. Zwischen Neumann und dem Assessor entstand ein beinahe ernsthaftes Gespräch über die Zulässigkeit der bains mixtes. Neumann fand es pedantisch von der preußischen Regierung, daß sie dieselben an der deutschen Küste nicht dulde; er habe damals, als er auf Rügen den neuen Badeort gründen sollte, natürlich bains mixtes einrichten wollen und hätte damit und mit einem kleinen Jeu noch nicht Dagewesenes erreicht; sogar einen Kirchenbau habe er versprochen. Die Regierung habe ihn aber leider nicht gewollt, und so habe er sich noch beizeiten zurückgezogen. Der Assessor stellte sich auf Seite der Behörden. Nicht weil er selbst Beamter sei. Aber zu so was fahre man eben nach Belgien oder Frankreich. Die Heimat müsse rein erhalten werden wie das Haus.

Bohrmann stöberte in seinen geringen Kenntnissen umher, um das französische Fremdwort zu verstehen. In seinem neuen Anzuge fühlte er sich dazu verpflichtet. Plötzlich sprach Neumann das Wort wieder aus, diesmal hübsch deutlich, wie auch Bohrmann Französisch gelernt hatte, „Bähngk“. Jetzt verstand er. Das waren Bäder. Und mixtes bedeutete sonach eine gemischte Gesellschaft in Bädern. Er warf also tapfer in das Gespräch hinein:

„In Karlsbad sollen viele Juden am Brunnen zu sehen sein. Viel mehr als in Freienwalde.“

Die Bemerkung schien richtig zu sein, denn niemand erwiederte etwas. So fühlte sich Bohrmann ermutigt, trank noch ein Glas von dem feurigen Rheinwein und benutzte eine Pause, um das Gespräch tapfer wieder auf sein Drama zu bringen. Fräulein Szekal hatte vorhin gesagt, sie werde es in Ostende mit ihren Freunden lesen. Auch mit dem Prinzen. Jetzt wollte Bohrmann das Eisen schmieden, nach Maschas Worten.

„Da ich nicht daran denken kann, mein geehrtes Fräulein, ebenfalls nach diesem Bade zu kommen, so wäre ich doppelt beglückt gewesen, wenn unsere verehrte Wirtin mir zu einer Vorlesung vor solchen Gönnern . . ."

„Gelegenheit zu geben die Güte gehabt hätte," ergänzte der Assessor ernsthaft, als Bohrmann unter allen Augen, die auf ihn gerichtet waren, zu stottern anfing.

„Ich höre Dichter sehr gerne vorlesen," sagte die Szekal recht herablassend mit ihrem schönsten R. „Sardou liest sehr gut vor, man kann von ihm lernen. Wildenbruch liest nicht gut vor, aber sehr dramatisch. In Wien hat mir . . ." ihr fiel der Name des verstorbenen Dichters nicht ein. „Wenn ich aber eine Rolle creïeren soll, so lasse ich mich nicht gerne vom Dichter bestechen. Man giebt leicht zu viel auf den Dichter. Und eine Rolle ist doch eigentlich etwas Ernsthaftes. Der Prinz liest gewöhnlich neue Rollen für mich. Vielleicht sind

Sie so freundlich, mir die Handschrift für ihn zu überlassen. Ich vertraue ihm vollständig."

Bohrmann fragte nach der Adresse des Prinzen.

Die Szekal lächelte aufs anmutigste, als der Assessor statt ihrer antwortete:

„Den Prinzen hat noch niemand gesehen außer der göttlichen Afra. Wir kennen aber alle seine Deckadresse: Otto Petters, in Firma Petters & Henkel, Tabakfabrikanten in Bremen. Ich wette darauf, daß Otto Petters in Ostende sein wird. Da kann ihm dann Mascha ihr Drama selbst übergeben. Otto Petters ist bekannt für sein Urteil über Tabak und Dramen."

„Ja, es ist eine romantische Geschichte," sagte die Szekal. „Ich darf sie leider nicht zum besten geben. Übrigens ist auch Herr Petters ein Patrizier und ein Millionär. Seine Beziehungen zum Prinzen bieten Stoff zu einem Lustspiel."

Bohrmann freute sich, daß seine Handschrift in so hohe Hände kam. Und da hatte Hilde wegen des teuren Papiers gescholten!

„So wird es am besten sein," rief jetzt Mascha. „Wie ich die Leute vom Theater kenne, wird man manche Änderung von Ihnen verlangen, lieber Hans Bohrmann, und da ist es doch gut, wenn wir bei der Vorlesung schon das endgültige Stück kennen lernen. Warten Sie nur! Nach der Sommerreise zur Einweihung der Saison lesen Sie es hier vor. Wer irgend in Berlin was zu sagen hat, wird eingeladen."

Nun hatte jeder der Gäste einen Vorschlag zu machen. Es war wirklich eine bunte Reihe von Frauen und Männern, denen man nachsagte, daß sie vielleicht etwas zu sagen hätten. Nannte Herr Lose den und den, so fügte der Assessor gewiß hinzu: dann müsse man aber auch die und die einladen. Und als ob Bohrmann hinter die Coulissen des Berliner Kunstlebens getreten wäre, hörte er wieder einflußreiche Männer mit schönen Frauen, einflußreiche Frauen mit reichen Männern in Verbindung bringen. Hundert Namen schwirrten durcheinander, und so, als ob es kein sechstes Gebot auf der Welt gäbe.

Ganz Berlin, sagte einmal der Assessor auf Französisch, tout Berlin, sollte aufgeboten werden, damit das „Hohe Lied" eine günstige Aufnahme erfahre.

Bohrmann lehnte sich in seinen Stuhl zurück, es faßte ihn wie ein Schwindel. Er hatte seinen Schülern einmal in der National-Galerie eine Darstellung des Pyramidenbaues erklärt. Jetzt kam er sich selbst wie ein solcher Pharao vor. In seinem Kopfe war der Plan entstanden, ein unsterbliches Werk aufzurichten, sein Drama. Geschrieben nur hatte er das „Hohe Lied"; jetzt auf einmal wurde ihm klar, daß tausend Hände nötig waren, um seinen Plan leibhaftig zu machen, daß hunderttausend Hände nötig waren, hunderttausend klatschende Hände, um ihn, den neuen Pharao, zu befriedigen, der dazu behaglich seinen Wein trank. Die Herrschaften um ihn

herum gaben sich freiwillig zu Aufsehern und Vögten des Pharao her. Dazu war so ein unbedeutender Kopf wie der Assessor gerade recht. Mascha freilich war mehr. Mascha war das Weib des Pharao und in einer Sänfte . . .

Er fuhr auf. Der Diener hatte hinter seinem Stuhle etwas angeboten, Bohrmann hatte eine rasche Bewegung gemacht, und ein Tropfen von der Sauce sprang auf seinen gelb-grauen Rock und auf Maschas Seide. König Pharao entschuldigte sich so lange, bis Mascha ihn unterbrach: es sei ein alter Lappen.

Das verdarb ihm die Stimmung. Ohne Zusammenhang kam ihm der Gedanke: Was wird König Pharao thun, wenn er seine Pyramide nicht bezahlen kann? Nicht einmal begraben lassen kann man sich in einer Pyramide, wenn man sie schuldig geblieben ist. Dann kommt der Executor und pfändet die Pyramide. Freilich, die Pharaonen waren anständige Menschen, die hatten Geld. War er selbst aber reich genug, um den kostbaren Anzug besudeln zu dürfen? Und wovon hatte Hilde ihn bezahlen können? Wenn sie am Ende Schulden gemacht hätte! Ein einziges Mal, soweit er sich zurückerinnern konnte, hatte sein Vater eine Schuld aufgenommen, dreißig Thaler, nicht für einen neuen Anzug, nein, um einen kleinen Kartoffelacker zu erwerben. Und an dieser Schuld war seine Mutter gestorben, das hatte sie kurz vor ihrem Tode gesagt und ihn gewarnt.

Um der dreißig Thaler willen hatte das ganze

Haus darben müssen, oder eigentlich nur die Mutter. Der Kartoffelacker hatte schlechten Boden. Wenn nun sein Drama auch schlechten Ertrag lieferte? Mascha hatte gut lachen. Wie, wenn der Anzug auf Schuld geborgt war? . . .

Mascha sprach an ihm vorüber mit der Szekal, und beide verteilten die Rollen des Dramas, das die Künstlerin gar nicht kannte und Mascha nur wenig. Er trank, und es wurde ihm, als ob auch ihre Liebe ihm nur geliehen wäre, geliehen auf ein Unterpfand, auf den Erfolg seines Dramas. War es nicht schrecklich, daß er Bratensauce gespritzt hatte . . . auf . . . worauf denn? . . . Auf geliehene Liebe? . . . Ach, was!

Er hielt seine Ellbogen ängstlich an den Leib. Der Assessor trank ihm und den beiden Nachbarinnen mit einem Glase Champagner zu, Herr Lose ließ das „Hohe Lied" noch höher leben, Mascha streifte seinen Ärmel, und er trank den seltenen prickelnden Wein. Ach was! Nur Mut! Warum sollte er nicht auch das Glück schlürfen, wenn es ihm geboten wurde wie dieser krystallene Kelch?

Er stellte das Champagnerglas fest hin, und es zerbrach. Mascha lachte und die Szekal wünschte ihm Glück. Das wäre das beste Vorzeichen, wenn er es nicht absichtlich gethan hätte. Bohrmann beteuerte, er hätte es nicht absichtlich gethan . . . einen so kostbaren Krystall.

XVII.

Von Tag zu Tage verschob es Bohrmann, die gute Hilde ernstlich nach der Herkunft des vielen Geldes zu fragen. Er hatte Angst vor ihrer Antwort; auch dachte er doch nicht immer an Kleider, an Geld und solche Äußerlichkeiten. Den Fettfleck hatte Hilde übrigens mit Benzin herausgebracht. Wäre er nicht ein Dichter gewesen, er hätte dieses begabte, brave Weib gewiß nicht betrogen.

Auch an Mascha dachte er jetzt nicht immer. Es war zu viel für die Schule zu thun.

Nur vor dem Einschlafen überfiel ihn regelmäßig der Gedanke an ihre Küsse und versetzte ihn in die lebhafteste Unruhe. Oft mußte er aus dem Bette springen und in den Strümpfen auf und nieder gehen, um Herr dieser Gedanken zu bleiben.

Es war doch ein seltsames, schier unnatürliches Verhältnis. In der kurzen Zeit hatte er Mascha freilich lieben gelernt, heiß und innig und schrecklich und über das Grab hinaus; aber so wenig ernst, ja, so flüchtig sie auch in vielen Dingen zu sein schien, sie mußte ihn doch noch tiefer lieben, als er sie. Niemals hätte er das erste Wort zu sprechen gewagt. Sie war es, die das Siegel genommen hatte, von seiner Leidenschaft wie von seinen Lippen. Seine kaum geahnten Wünsche hatte sie erraten. Um seine Schüchternheit zu schonen, hatte sie ihre

weibliche Scheu überwunden. Wie unerhört stark mußte ihre Liebe sein!

Und während er nun mitunter plötzlich erschrak, weil in der Schulstunde oder im Gespräch mit Siegfried auf einmal ein Zufallswort ihm die Vorstellung ihrer verbrecherischen Küsse weckte, während er nach jeder solchen Erinnerung inniger und hoffnungsloser sich nach . . . nicht nach dem Besitz, o Gott . . . nach der beglückenden Ehe mit diesem Weibe sehnte, schien sie gar kein Verlangen nach einem häufigen Verkehr zu fühlen. Hingebend und ihm lebend, wenn er erst bei ihr war, ließ sie ihn ruhig gehen und ruhig kommen, und dachte seiner vielleicht gar nicht, wenn er nicht zugegen war. Liebende senden einander doch kleine Erinnerungszeichen. Täglich hätte er ihr etwas zusenden mögen, sie aber besuchte ihn oder lud ihn ein, wenn sie irgend einen Wunsch hatte, und sonst nichts . . . nichts.

Einmal, ein einziges Mal nur, begegnete er ihr, in einer entlegenen Straße, wo er sie nie vermutet hätte. Er erkannte sie von weitem, sie aber sah ihn nicht; als er grüßte, nickte sie ihm mit kindlicher Freundlichkeit zu, als ob er einer ihrer hundert Bekannten gewesen wäre, als ob sie sich gar nicht gefreut, als ob sie sich ihrer Liebe nicht erinnert hätte. Erst als er erstaunt stehen blieb, schien ihr die Liebe einzufallen, so beiläufig. Sie reichte ihm herzlich die Hand, bestellte ihn für morgen zu sich des Stückes wegen, auf vier . . . nein, auf sechs Uhr.

Sie sah dankbar und Glück verheißend zu ihm auf. Heute habe sie keine Zeit.

Auch diese Stunde in ihrem Boudoir verlief wie die übrigen, nur daß Bohrmann nach dem Kusse und im Schmerz über die drohende Abreise weinend vor ihr niederstürzte und solange unsinniges Zeug schwatzte, bis das Mädchen wieder an die Thür klopfte. Die gnädige Frau müsse sich für den Ausstellungspark anziehen.

Drei Tage nach diesem Abschied, zwei Tage vor Beginn seiner Ferien, reisten Loses ab.

Mit einem Sträußchen Tuberosen erschien Bohrmann auf dem Anhalter Bahnhofe. Der Assessor hatte seine Cousine einmal mit ihrer Vorliebe für Tuberosen geneckt.

Außer ihm waren noch vier Herren da, welche Mascha alle bereits ihre Tuberosen überreicht hatten. Bohrmann kannte nur den Assessor. Zwei von den anderen waren Lieutenants, der dritte wurde ihm als ein Maler vorgestellt. Man plauderte, als ob Abschiednehmen nicht traurig wäre. Die Herren waren artig zu ihm. Er trug seinen gelb-grauen Anzug, der nicht mehr nach Benzin roch.

Mascha schwatzte und schwatzte, noch aus dem Waggon heraus. Die Herren standen mit lustigen Gesichtern nebeneinander da. Einer der Lieutenants fragte, ob sie Parademarsch üben sollten. Mascha überblickte alle fünf, kniff die Augen ein, netzte die Lippen, und da der Zug sich eben in Bewegung

setzte, warf sie ihnen zum Andenken einzelne Tuberosen zu. Jeder steckte eine ins Knopfloch. Noch eine Kußhand Maschas, und der Zug fuhr aus der Halle.

Mit unverschämtem Lachen erwiderte der Assessor die Kußhand ins Blaue hinein und rief:

„Fahr' wohl, Linchen. Auf Wiedersehen in Ostende!“

Bohrmann hatte Mühe, seine Thränen hinunterzuwürgen. Da aber die Herren sich ganz vergnügt dem Ausgange zuwandten, glaubte auch er unbefangen sein zu müssen und fragte:

„Warum nennen Sie die gnädige Frau Linchen? Da sie Mascha genannt wird, bildete ich mir ein, sie wäre auf den Namen Marie getauft.“

„Sie fragen zu viel, Herr Bohrmann,“ sagte der Assessor mit freundlicher Feierlichkeit, während die drei anderen Herren lachend vorausgingen. „Es ist das ein kleines Familiengeheimnis. Sie hat einmal von einem würdigen Herrn den Beinamen Maschaline erhalten. Um Verwechslungen zu vermeiden und der Kürze wegen nenne ich sie nun, wenn wir allein sind oder in anderen epochemachenden Augenblicken, einfach Linchen.“

Der Assessor schlug vor, den angebrochenen Nachmittag in einem Biergarten mit einem Trauersalamander zu beschließen. Bohrmann aber entfernte sich mit einer ungeschickten Ausrede.

XVIII.

Berlin war für ihn durch Maschas Abreise zu einer unbewohnten Stadt geworden. Als nun endlich auch die Ferien kamen, da hätte er sich mehr der guten Hilde und den lieben Kindern widmen können. Noch in den Weihnachtsferien hatte er es so gehalten, daß er am Nachmittag seiner Frau und dem Fräulein Reymond einige Auftritte von Schiller vorlas und nachher seine Kinder auf der alten Seminarvioline zu Weihnachtsliedern begleitete. Den Kindern war das immer eine Freude gewesen . . . eigentlich nur seinem Siegfried . . . und Hilde hörte ihn gerne vorlesen, wenn sie den Dichterworten auch nicht so aufmerksam lauschte wie etwa das Fräulein Reymond.

Nur ein halbes Jahr war seitdem vergangen, aber sein Wesen hatte sich sehr verändert. Er hätte jetzt gern anstatt des großen Schiller sein eigenes Drama vorgelesen. Er empfand es als ein schlimmes Zeichen, daß ihm sein Werk so gut gefiel. Es war in ihm ein neuer Geist eingekehrt. Ein guter? Oder derselbe, der ihn in seinem Hause jetzt oft erschreckte, wenn Lenchen einen Gassenhauer nach Hause brachte und Hilde dazu lachte?

Es wurde lustiger um ihn, ja wohl. Er liebte die Lustigkeit grundsätzlich, besonders bei Frauen und Kindern. Luther pries solche Lustigkeit.

Warum wurde ihm unbehaglich bei dem Gedanken, jetzt, wo ihm die Ferien Muße zum Denken schenkten?

Gerade seitdem er selbst wie ein Geck gekleidet ging, schien ein anderer Geist ins Haus gefahren, ein Geist des Wohllebens, ja der Üppigkeit, als ob... ja, als ob er und seine Lieben erst jetzt angefangen hätten, Berliner zu sein. Daß es jeden Tag Kuchen gab, das hätte er kaum bemerkt. Aber Hilde war mit Lenchen bei gutem Wetter täglich aus, so daß Fräulein Reymond sich Siegfrieds wieder recht mütterlich annehmen mußte. Auf Bohrmanns Frage erwiderte Hilde immer kurz, sie wären im Freien gewesen, Lenchen sähe ja blaß genug aus, und eigentlich müßte ein Berliner Gemeindelehrer eine kleine Badereise machen können. Kam sie abends spät nach Hause, so war sie immer bei ihrer Cousine Klunze gewesen. Einmal mußte sie sogar in einem Gartenlokale dem Tanze zugesehen haben, in einem sehr feinen Gartenlokale, das den Sozialdemokraten zu ihren Versammlungen nicht zur Verfügung stand und wo nur Unteroffiziere verkehrten. Auch ein niedliches neues Kleidchen, das Lenchen jetzt am Wochentage trug, bemerkte Bohrmann, ebenso allerhand Putz an seiner Frau. Da er aber wegen seines eigenen Anzuges nicht viel gefragt hatte, durfte er auch jetzt nicht drängen. Das hätte ja recht eigennützig ausgesehen.

So war er in diesen schönen Julitagen viel allein

und konnte sich einmal für die Lehrerzeitung und für sein zweites Drama gehörig vorbereiten.

Von einem Kollegen, der allerdings ein Freigeist war, hatte er sich das Werk des berühmten Schriftstellers Gustav Freytag geliehen: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit.“ Ob er sich nachher für den Nibelungenhelden entschied oder für einen Hohenzollern, diese Studien konnten ihm nützen.

Sein erstes Drama „Das Hohe Lied“ schien ja einem Erfolge entgegenzugehen, aber den konnte es nur der Behandlung verdanken, nicht dem Stoff. Er hätte für sein zweites Drama nicht leicht wieder etwas aus dem Alten Testament erwählt. Nicht etwa, als ob ihm das Alte Testament nicht mehr heilig gewesen wäre oder ob er gar für die Antisemiten viel übrig gehabt hätte; aber zeitgemäß ... Das war das richtige Wort. Zeitgemäß war ein Held aus dem Alten Testament nicht mehr. Auch erfuhren patriotische Dramen mitunter hohe, allerhöchste Auszeichnungen. Wenn der allerhöchste Beschützer der Kunst solche Stoffe wünschte, so wollte und durfte auch Bohrmann nicht zurückbleiben. Einmal kaufte er sich sogar eine deutsche Übersetzung der Edda in der billigen Reclam-Ausgabe, für vierzig Pfennige.

Und noch eine Ferienarbeit hatte er zu leisten, eine liebe Arbeit.

Als er das letztemal in Maschas Boudoir gewesen war und sie vergessen hatte, über ihren

Briefwechsel zu sprechen, hatte er sie daran erinnert.

„Wenn Sie es mir erlauben, meine holde Fee, so werde ich Ihnen alle Übertage schreiben.“

Da sie nichts erwidert hatte, glaubte er sich gebunden und hielt gern Wort. Jeden zweiten Tag berichtete er, über sein Leben und über seine Studien. Jeder seiner Briefe war acht Seiten lang. Da er von seiner Liebe nicht sprechen durfte, wie er das selbstverständlich annahm, arbeitete er gewissenhaft kleine Aufsätze aus, Stimmungsbilder in altdeutschem Geschmack, und freute sich, die Briefe oft seiner Frau oder seinen Kindern vorlesen zu können, bevor er sie absendete.

Die Studien und Dispositionen zu diesen Briefen nahmen den größten Teil seiner Zeit in Anspruch. Er war aber auch sonst nicht müßig. An den Aufsatz über das Verhältnis von Kirche und Schule wagte er sich freilich nicht gleich; aber die Anzeige der Reliefkarte von Palästina hatte er glücklich begonnen. Er hatte weit ausgeholt, so daß es ein ganzer Artikel zu werden versprach. Von der Bedeutung der realen Wissenschaften für die Volksschule und besonders von der Bedeutung der Geographie wollte er sprechen; seine Erfahrungen aus der Dorfschulmeisterzeit hatte er zu Grunde gelegt. An die Geographie der Heimat, ja eigentlich an die Geographie des nächsten Kreises müsse man anknüpfen, wenn man die Kinder nicht unaufmerksam

sehen wolle. Die Geographie des heiligen Landes werde niemals so recht Herzenseigentum der Kleinen werden, man müsse sie den höheren Schulen überlassen. Auch habe die Religion und selbst die biblische Geschichte nicht den erwarteten Vorteil von der Geographie des heiligen Landes. Bis dahin kam Bohrmann und unterbrach die Arbeit, weil da doch jedes Wort auf die Wagschale gelegt werden mußte. Erwartete man doch von ihm etwas ganz anderes als eine Warnung vor allzuviel biblischer Geographie.

Soweit war er und acht Briefe hatte er an Mascha geschrieben, als ihre erste Antwort eintraf. So recht eigentlich eine Antwort war es übrigens nicht. Zehn Zeilen, im Fluge geschrieben, in Maschas vernachlässigter Handschrift. Die Schweiz sei ein reizendes Land, die Berge hinreißend schön. Jetzt sei sie im Begriffe, nach Ostende zu fahren, und von dort werde sie ordentlich und ausführlich berichten.

Bohrmann schenkte seinem Siegfried die Schweizer Briefmarke als Anfang einer Sammlung und legte das Briefchen zu seinen Seminarzeugnissen. Die nächsten Tage vermochte er nicht zu arbeiten. Der Duft des Briefes, dessen Umschlag er bei sich trug, verfolgte ihn und die Erinnerung an Maschas Küsse. Höchstens die „Edda“ konnte er lesen, weil er sie auch jetzt, zum zweiten Male, noch nicht recht verstand und ihren Inhalt nur dem Gedächtnisse einprägen wollte.

Nach einer regnerischen Woche kam wieder ein

heißer Tag und wieder ein Brief Maschas, diesmal mit einer belgischen Marke, aus Ostende. Der Briefträger hatte mit Hilde erst lange in der Küche verhandelt. Dann hatte Lenchen mit einem neckischen Lachen „Vatern“ das weitgereiste Schreiben gebracht.

Es klang fast wie ein Telegramm:

„Kommen Sie, mein lieber Hans. Reisen Sie sofort nach Empfang dieser Zeilen ab. Die Szekal will die Königin kreïeren, verlangt aber Änderungen. Auch ich erwarte Sie mit Sehnsucht und Ungeduld.
Mascha.“

Bohrmann begab sich in sein Arbeitszimmer, um die Unterschrift unbeachtet küssen zu können. Dann setzte er sich auf seinen Bettrand nieder und trat im Geiste die Reise an. In einer Droschke zur Bahn, in einem Schnellzuge viele, viele Stunden weit immer gen Westen, dann irgendwo zu Schiffe und unter schwellenden Segeln hinaus in die weiteste Ferne, unter fremde Völker, bei denen er unter einer anderen Sonne irgendwo an einem tropischen Ufer landete, wo Mascha ihn begrüßte.

Lange blieb er so sitzen und träumte. Dann seufzte er tief auf und ging hinaus in die Küche, um Hilde den Brief zu zeigen, wie man wohl einem Freunde einen kindischen Traum erzählt. Er war erstaunt, Hilde so früh am Vormittag zum Ausgehen bereit zu finden. Sie wisse schon, Mascha Lose habe auch an sie geschrieben, Johannes solle sich nur rasch fertig machen, sie werde ihm seinen alten Rucksack

packen und jetzt gleich unten beim Kaufmann nachsehen, wann der nächste Zug nach Ostende gehe.

Lachend vor Hoffnung und Unglauben wollte Bohrmann fragen: Was und wie? Da war sie schon fort. Bohrmann ging aufgeregt umher, er verschloß seinen Aufsatz über die Karte von Palästina, holte ihn gleich wieder hervor und legte ihn mit der Edda und einer Wilmersdorfer Badefreikarte zurecht. Dann erzählte er den Kindern von Ostende, von ganz fremden und ganz fernen Ländern und Völkern und erfand so merkwürdige Geschichten, daß er den Kindern wenigstens die Zeit vertrieb. Seine eigene Aufregung ließ nicht nach. Was hatte nur Hilde? Wie dachte sie sich das? Wie konnte ein armer Lehrer eine so fürstliche Reise machen?

Erhitzt und vergnügt kam Hilde wieder. Aus ihrer Markttasche langte sie ein neues Portemonnaie hervor und legte daraus sechs blanke Hundertmarkscheine auf den Tisch.

„Du siehst, du kannst reisen.“

Und weiter legte sie auf den Tisch: ein Paar baumwollene Handschuhe für den Reisenden und eine Tüte Konfekt für die Kinder.

„Meine liebe Hilde,“ sagte Bohrmann und konnte nur stammeln vor Aufregung. „Du mußt mir sagen . . . du mußt mir überhaupt endlich sagen . . . woher . . . wie du zu dem vielen Gelde kommst.“

„Ach, laß doch, Johannes. Verdirb uns doch die Freude nicht.“

„Nein, meine liebe Hilde. Ich bin . . . der Herr . . . dieses schlichten Lehrerhauses. Und ich darf nichts Unklares darin dulden. Und nun keine Heimlichkeiten mehr! Ich fühle zu oft Heimlichkeiten um mich her. Wie bin ich zu meinem kostbaren Anzuge gekommen? Von der prunkvollen Wäsche gar nicht zu reden. Abgespart kannst du es dir nicht haben, denn wir führen seit Wochen ein Wohlleben . . . weit über unseren Stand. Wer hat den Prunk bezahlt? Woher kommt dieses . . . dieses heidenmäßig viele Geld?"

Lenchen blickte mit großen Augen erwartungsvoll auf Mama.

„Du bist wirklich langweilig, Johannes. Du gönnst einem nicht das kleinste Vergnügen. Na ja, wenn du es auch verboten hast, . . . also . . . ich habe wieder in der Lotterie gespielt. Ein Zehntel nur. Ein Viertel zusammen mit Klunzes und mit der Waschfrau aus unserer früheren Wohnung. Du kannst sie alle fragen, und jetzt haben wir endlich eine gute Nummer. Das ist alles."

Mit erhobenem Haupte, mit gerunzelter Stirne ging Bohrmann auf und nieder.

„Ei, ei, mein liebes Kind! Das Spiel ist unter allen Umständen eine sträfliche Leidenschaft. Durch Verluste müßte jeder Spieler gebessert werden. Es ist eigentlich zu bedauern, daß du Glück gehabt hast."

Siegfried hatte, von Lenchen angesteckt, ebenfalls die Mama angestarrt und fing jetzt zu weinen an,

als der Papa ein so ernstes Gesicht machte. Da rief Bohrmann, und seine Stimme verwandelte sich:

„Es ist ja nicht wahr, Kinder! Mein Tadel ... Hilde, meine gute Hilde, ich bin ja nicht böse. Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Reisen! So weit! Siegfried! Denk' nur! Unter ganz fremde Völker! Auch Neger sieht man in Ostende und Indier und noch fremdere Völker, das heißt, meine gute Hilde, ... du entbehrst so viel um meinetwillen. Meinst du wirklich, ich könnte das verantworten? Kinder, ihr müßt nicht glauben, ich wolle deshalb reisen, weil ich mich so furchtbar freue! Aber ich soll doch Änderungen machen!"

Er schwieg einen Augenblick still und blickte beschämt nieder. Dann fuhr er fort:

„Sag ehrlich, Hilde, glaubst du, daß ich es verantworten kann? Vielleicht ist es nicht notwendig. Vielleicht thue ich es nur, ... weil Mascha Lose es für richtig hält. Ehrlich! Du mußt nämlich wissen, das ist nicht wie ein Ausflug nach Potsdam. Ich weiß ja nicht wie viel, aber es muß furchtbar viel kosten."

„Du bist ein Narr, Johannes. Du wirst auf der Stelle thun, was ich dir sage. Das Geld ist gefundenes Geld. Wir müssen uns auch einmal etwas gönnen. Sparen ist für die Katz, und wenn der Himmel einstürzt, kriegen wir alle blaue Nachtmützen. Wir teilen das Geld einfach. Für meine Hälfte besorge ich uns die Plüschgarnitur, die wir

uns schon so lange wünschen. Mit der andern Hälfte fährst du nach Ostende."

„Nein, Hilde, das kann ich nicht verantworten. Auch wäre es zu viel. In wenigen Tagen bin ich wieder daheim, und da kann ich doch nicht so viel Geld verbrauchen."

„Das verstehst du nicht, Johannes. Die andere Hälfte aber behalte ich doch. Solltest du nicht auskommen, so mußt du eben zusehen. Retourbillet nimmst du nicht. Sie werden dich schon wieder nach Hause schicken. Wegen der Schule. Und dann werdet ihr in acht Tagen genug voneinander haben. Wer an Brot gewöhnt ist, kommt wieder."

„Du glaubst also wirklich, Hilde . . . aber dann wäre es auch die höchste Zeit . . . Kinder, Hilde, verachtet mich nicht! Ich nehme das Opfer an. Ich bin zu glücklich!"

„Geh noch einmal zum Kaufmann. Er hatte vorhin nicht Zeit genug. Er soll auch nachsehen, wie viel der billigere Zug kostet."

Bohrmann ging hinaus, kam aber im nächsten Augenblicke wieder.

„Hilde," sagte er bestürzt, „mein bißchen Französisch wird nicht reichen."

„Katzenspaß! Die Kietzen kann wahrscheinlich gar nicht Französisch. So geh doch nur."

„Weißt du was, Hilde, ich habe noch das kleine französische Handbuch, vom Seminar her. Das nehme ich mit. Es stehen Konversationen darin."

XIX.

Es war auf nichts ein Verlaß, nicht auf den Kaufmann und nicht auf das Kursbuch. Alles kam anders. Da ein Gemeindelehrer, auch wenn seine Frau in der Lotterie gewonnen hat, bestenfalls dritter Klasse fahren kann, so waren alle Ratschläge des Kaufmannes unbrauchbar. Nach Ostende fährt man dritter Klasse nicht in Schnellzügen.

Anderthalb Stunden zu früh kam Bohrmann mit Weib und Kindern nach dem Bahnhofe Alexanderplatz. Lenchen und Siegfried vertrieben sich die Zeit mit dem Schokoladenautomaten, und Hilde unterhielt sich mit der Buffetmamsell, deren Haartracht ihre Neugier reizte. Hans Bohrmann dachte an die Wunder der Nordsee und griff dann und wann erschrocken nach seiner Hosentasche. Da trug er zwei echte französische Hundertfranksscheine verwahrt. Verschwender! tönte es in seinem Gewissen.

Sowie die Reisenden zugelassen wurden, stieg er in eine Abteilung für Nichtraucher und sicherte sich einen guten Eckplatz auf der rechten Seite, auf der Nordseite. Von da mußte er die Nordsee früher erblicken. Jetzt glaubte er wirklich an seine Reise.

Träumerisch und schweigsam blickte Hilde nach den Reisenden, welche in die zweite und erste Klasse stiegen. Neugierig schauten die Kinder darein, was wohl jetzt mit Papa geschehen würde. Plötzlich fragte Lenchen, ob Papa dort mit den Mädchen zusammen

baden würde. Hilde fuhr dazwischen und gab ihrem Manne Weisungen. Er sollte sich nicht erkälten, während der Fahrt nicht viel essen und sich in Ostende gut amüsieren. Während Bohrmann noch einmal sagte, er könne es eigentlich doch nicht verantworten, ging der Zug endlich ab. Er winkte noch eine ganze Weile mit dem feinen Taschentuche, dann richtete er sich in seiner Ecke gemütlich ein, setzte die baumwollene Reisemütze auf, zog die baumwollenen Reisehandschuhe an und erzählte den Nachbarn, noch im Weichbilde Berlins, er reise bis nach Ostende. Als niemand sich darüber verwunderte, holte er sein altes französisches Handbuch hervor und begann sich in der französischen Konversation zu üben.

Gespräche auf einem Schiffe: „Ist das Bramsegel gehißt, mein Herr? — Jawohl, mein Herr, das Bramsegel ist gehißt."

Bohrmann war ein guter Lerner. Aber trotz der nützlichen Beschäftigung dauerte die Fahrt merklich lange. Der Kaufmann war ein ganz unzuverlässiger Mensch, trotzdem Kaufleute doch Berufsreisende sind. Von zwanzig Stunden hatte er gesprochen. Nach zwanzig Stunden hatte Bohrmann dreimal den Wagen wechseln müssen und war noch in Deutschland. So groß konnte doch der Zeitunterschied zwischen Schnellzügen und Personenzügen nicht sein!

Bohrmann glaubte den Anfang der Schöpfung

zu erleben. Es ward aus Abend und Morgen ein Tag und der andere Tag. Er ermattete über seinem Handbuch und ließ sich schließlich, dann und wann aufmerksam aus dem Fenster lugend, weiter bringen, verladen und wieder weiter zerren, wie ein Frachtstück. Jenseits der belgischen Grenze machte er den Versuch, sich mit einem Schaffner französisch zu unterhalten.

„Ich fahre nach Ostende, mein Herr. Fährt dieser Zug auch nach Ostende?"

„Ich versteh Sie nicht," antwortete der Schaffner auf Deutsch und schlug die Thüre zu.

Noch in Brüssel versäumte Bohrmann richtig einen Zug, weil er sich beim Umsteigen durchaus auf Französisch nach der Fahrzeit erkundigen wollte, in gutem Französisch.

So oft fragte er das, bis sein Zug den Bahnhof verlassen hatte und ein Beamter ihn auf den nächsten Zug vertröstete, wieder auf Deutsch. Enttäuscht, zerbrochen, ausgehungert, schlaftrunken kam er endlich nach einer Reise von zwei vollen Tagen mit Sonnenuntergang in Ostende an. Nur so viel von seiner ersten Begeisterung erwachte jetzt wieder, daß er, zur Verwunderung der Badegäste, mit seinem Rucksacke geraden Weges nach dem Strande ging, um den ersten, von Thränen verschleierten Blick auf das heilige Meer zu werfen, wo am Horizont die Sonne hing wie ein durchsichtiger roter Luftballon. Dann ging er auf die Post und beschrieb da zwei exotisch

aussehende internationale Postkarten, eine an Madame et Mademoiselle Bohrmann, eine an Monsieur Siegfried Bohrmann à Berlin. Nachher erst fand er mit Hilfe eines stellenlosen deutschen Hausknechtes in einem versteckten Winkelhotel ein verstecktes Zimmerchen, von dem er nur noch das eine wahrnahm, daß es dreieckig war. Er wußte nicht, wie er ins Bett kam, und wachte erst spät am nächsten Tage auf.

Er machte rasch eine rechte Müßiggängertoilette und suchte die „Digue“ auf.

Es war ihm nicht ganz klar, ob die Digue der Strand war oder eine Straße oder ein Kaffeehaus. Er wußte nur, daß man, das heißt Mascha, um elf Uhr auf der Digue war.

Jetzt war alles Reiseungemach vergessen. Herr Gott im Himmel, war die Welt groß und schön, und war es eine Lust zu leben! Unendlich lag das Meer zu seinen Füßen, und war doch nur die Nordsee. War nur die kleine Nordsee und setzte sich durch den Ärmelkanal fort nach dem atlantischen Ocean. Dem Ocean! Und dann zum Nordpol und zum Südpol und rund um die Erde herum durch alle Längen- und Breitegrade. Jetzt, jetzt hätte er in seiner lieben ersten Dorfschule sein mögen, um den lieben, lieben Jungens Geographie zu erklären. Jetzt war er selbst ein Weltreisender, jetzt verstand er endlich Geographie . . . und Siegfried! Der mußte einmal später herkommen, besser vorbereitet, besser ausgerüstet! Nicht sündhaft wie er, nein . . . ein erobernder Weltreisender!

Diese Menschen um ihn her! Französisch! Er hörte.

Und draußen im Wasser. . . .

Heiliger Gott, da badeten Männer und Frauen zusammen! Sollte das Lenchen gewußt haben? Das wäre ja. . . .

Und wenn morgen Pech und Schwefel über Sodom und Gomorrha niederfiel, heute war es eine Lust zu leben! Das war ja gerade das Herrliche, daß er unter fremden Völkern war, die fremde Sitten und Gebräuche hatten. Er wollte sich erkundigen, ob das Landessitte sei. Warum auch nicht? Noch weiter jenseits des Oceans gingen die Leute ja nackt. Und wenn es Sitte war, so wollte er unter die fremden Nationen hinausschwimmen und den fremden Zungen lauschen in der Brandung der Wogen.

Wie sie brandeten! Thränen der Freude flossen ihm die Wangen herunter. Brandung! In seiner Knabenzeit, wenn er das Wort gelesen hatte in den Erzählungen des Kapitän Dingsda, da hatte er sich bei den Worten immer etwas besonders Erhabenes vorgestellt. Und jetzt erlebte er es. Brandung! Da konnten ja Schiffe untergehen!

Fremde Nationen am Strande und im Wasser sprachen französisch und gewiß noch fremdere Sprachen. Um ihn her, auf und ab den breiten Damm, wogte die Menschheit wie beim Turmbau von Babel. Wie waren die Leute gekleidet! Auch die Herren, besonders aber die Damen. Bunt wie ein blühendes

Mohnfeld! Vielleicht kam plötzlich ein Indianer daher mit seinem Federschmuck.

Merkwürdig, jede dritte Gruppe sprach deutsch. Er aber übte sich den Satz ein:

„Pouvez-vous me dire, où est ici la demeure de Madame Lose?“

„Da ist er ja endlich,“ rief plötzlich Maschas Stimme. Aus dem bunten Mohnfelde heraus, aus dem Bohrmann niemals ein einzelnes Gesicht unterschieden hätte, löste sich wahrnehmbar ein Haufen von Sommerkleidern, von bunten Schuhen, von Schärpen und farbigen Herrenhemden, von weißen, roten und violetten Sonnenschirmen. Und irgendwo aus dem Trupp heraus klang es wie Neumanns gutmütiger Baß:

„Nu wird es noch mopsiger werden.“

Als Bohrmann Mascha plötzlich leibhaftig vor sich sah, als sie ihm beide Hände reichte und etwas zu ihm sagte, da drehte sich ihm zuerst das Mohnfeld im Kreise und schien ins Meer fallen zu wollen, mitten in die heilige Brandung hinein. Dann wieder ging von Mascha das Licht aus, das ihn allmählich die einzelnen erkennen ließ. Die kolossale Frau Kietz, deren Bluse schon wieder hätte gewechselt werden müssen, bei der Hitze, wie sie sagte, trotzdem sie hier ohne Korsett ging. Natürlich war der Vetter da, und außer Herrn Neumann auch seine Frau. Der hatte der kleine Doktor Hantinger den Arm gereicht: sie die einzige Dame im dunklen Kleid, er fast wie

ein Matrose angezogen. Bohrmann wurde vorgestellt, Bekannten und Unbekannten. Sie drückten ihm alle die Hand, Direktor Lopinsky, Direktor Schmidt-Lefèbvre, der wirklich kaum wieder zu erkennen war, Oberregisseur Steinlein, Doktor Raskel, Doktor Kattowitzer, Hauptmann v. Dahlem ..., und dann, als ob er das Schaustück der ganzen Gesellschaft gewesen wäre, Herr Otto Petters aus Bremen. Er bildete den Mittelpunkt der Gruppe mit der Szekal, die ihren Arm leicht in den seinen gelegt hatte und in ihrem schneeweißen Kleide alle überstrahlte.

Herr Otto Petters war ein ruhiger, dicklicher Herr und ging einfach städtisch angezogen. Wie ein Kunstmäcen sah er nicht aus. Aber er war wenigstens aus Bremen. Die anderen waren alle aus Berlin.

Da wurde Bohrmann noch drei Damen vorgestellt, den buntesten des Trupps, die sich bisher in ihrer französischen Unterhaltung nicht hatten stören lassen. Bohrmann konnte kaum folgen.

Fräulein Gusti Mauerhofer vom Kronprinzen-Theater, Fräulein Lizzi ... auch vom Kronprinzen-Theater — der Familienname schien keinem einzufallen; und endlich: Madame Alice ... de Paris.

Siegfried! Es gab dem Lehrer einen Ruck. Er hätte in diesem Augenblick selbst nicht sagen können, ob er an seinen Knaben oder an den Helden der Nibelungen dachte. Seine erste Pariserin!

„Je suis très-heureux de faire votre connaissance,

Madame,“ sagte er. Aber es fiel nicht auf. Es sprachen alle durcheinander. Deutsch, berlinisch sogar.

Man frühstückte, man faullenzte, man aß zu Mittag, man bummelte, man schlief und bummelte wieder. Von seinem Stück und von den Änderungen war nicht die Rede. Aber offenbar wußte alle Welt, wer er sei. Man sprach in seiner Gegenwart unaufhörlich vom Kronprinzen-Theater.

Am nächsten Morgen, als Bohrmann beim Waschen war, trat Doktor Hantinger in seine dreieckige Stube. Der Dramaturg war also inzwischen Doktor geworden!

„Nur ungeniert. Unter Herren!“

Doktor Hantinger war sehr nervös; er sah heute aus wie ein halbverhungerter Raubvogel.

Er werde hier als Dramaturg des Kronprinzen-Theaters in Pflicht genommen werden. Von ihm werde die Entscheidung über jede Kleinigkeit abhängen.

Bohrmann freute sich, eine so wichtige Bekanntschaft zu erneuern, und konnte die Herablassung des Herrn Doktor Hantinger nicht genug rühmen, der einem Anfänger den ersten Besuch gemacht habe.

„Bitte, bitte.“

Doktor Hantinger liebe Ostende, aber es sei ein verdammt teurer Sand. Man komme hier leicht in Verlegenheit.

„Ja, ja,“ antwortete Bohrmann. „Ich danke Ihnen für die Mahnung. Ich werde sehr sparsam

sein. Es ist eigentlich unrecht von mir, daß ich die Reise gemacht habe."

„Durch Neumann," sagte Doktor Hantinger nach einer langen Pause, „habe ich den Direktor in meiner Hand, viel mehr, als Sie glauben! Oder durch Neumanns," fügte er mit einem infamen Lächeln hinzu.

Bohrmann kleidete sich vollständig an und hatte das Gefühl: es ist doch merkwürdig, daß eine so große Persönlichkeit wie ein Dramaturg einen so unangenehmen Eindruck machen kann.

Doktor Hantinger sprach noch einmal von Bohrmanns Barschaft. Dann brach er ab, als ob der Lehrer ihn nicht verstanden hätte.

Man traf sich nachher auf der Digue und ging baden. Bohrmann war glücklich, sich anschließen zu können. Er war dadurch des schwierigen Französisch-Sprechens enthoben und brauchte überhaupt nicht zu fragen, ob auch er unter die fremden Nationen hinausschwimmen dürfe.

Auf dem Wege schloß sich ihm der Doktor Raskel an.

„Sie wollen ein Stück geschrieben haben? Es wundert mich eigentlich, daß Sie nicht 'mal die Güte hatten, mich aufzusuchen. Sie hätten es ruhig thun dürfen. Es interessiert mich, die Anfänge junger Leute kennen zu lernen."

Bohrmann blickte erstaunt auf den Doktor, der kaum älter war als er selbst.

„In welcher Eigenschaft," fragte Bohrmann stotternd. . . . „Sind Sie Schriftsteller, Herr Doktor?"

„Das ist gut!" schrie Raskel laut über die Digue. „Höre 'mal, liebste Gusti, das ist etwas für dich. Der Jüngling kennt Raskel nicht. Das ist sogar sehr gut, und das schreibt Stücke!"

Ein glatt rasierter Mann von etwa fünfzig Jahren hing sich in Bohrmanns Arm. Er brachte sich als Oberregisseur Steinlein vom Kronprinzen=Theater in Erinnerung.

„Gestern früh bei der ersten Begegnung . . ."

Der liebe Bohrmann solle sich nichts daraus machen. Raskel sei ja augenblicklich der einflußreichste Kritiker von Berlin und glaube alle Direktoren in der Tasche zu haben. Aber so was dauere niemals lange. In Berlin schlage immer einer den anderen tot. Übrigens wisse doch der liebe Herr Bohrmann, daß er, der Oberregisseur Steinlein, durch seine Frau alles beim Kronprinzen=Theater vermöge. Man sei ja des dummen Geredes wegen geschieden, aber Gusti werde niemals auf die Bühne treten können ohne ihren lieben, alten Oberregisseur.

„Wir werden gute Freunde sein, lieber Herr Bohrmann."

Und Bohrmann kam sich plötzlich wie ungewaschen vor nach einem langen Händedruck.

Es war ein großer Andrang bei der Ausgabe der Badewäsche und bei den Badekarren. Doktor Kattowitzer erbot sich, unter fürchterlichen Kalauern

auf den Namen Bohrmann, den Kollegen unter seinen Schutz zu nehmen. Und wirklich, ohne daß Bohrmann französisch zu reden brauchte, bekam er Badewäsche; er stand mit Doktor Kattowitzer hart am ewigen Meer, wo die letzten Ausläufer der heiligen Brandung heranspülten, und wartete auf einen Karren. Die beiden Hundert-Franksscheine, von denen er einen seit einer Viertelstunde zerknittert in der Hand gehalten hatte, wie eine Dorfschöne des Sonntags ihr Taschentuch, mußte er ungewechselt wieder einstecken.

Hauptmann v. Dahlem trat an sie heran. Er durfte wegen seiner Vollblütigkeit nicht baden. Er trieb sich mit einem Opernglas am Strande herum. Es schien hier erlaubt zu sein, die fremden Nationen durch ein solches Teleskop zu betrachten.

„Hören Sie,“ sagte er zu Bohrmann, „Sie sind doch, ja wohl, eh, der mit, eh, aus dem Alten Testament. Ich meine Ihr Stück. Fragen Sie nur, ja wohl, eh, den Doktor Kattowitzer, der wird Ihnen sagen, ob ich Ihnen, eh . . . nützlich sein kann.“

Plötzlich fuhr er mit dem Opernglase an die Augen und stöhnte vor sich hin:

„Eh, ja wohl, eh . . .“

Ohne Doktor Kattowitzer wäre Bohrmann nie in einen Badekarren gekommen. Der mußte ja förmlich erobert werden! Da war es im Seebade von Wilmersdorf bei Berlin freilich bequemer. Aber so schön wie hier war es nicht. Mitten in der

heiligen Brandung stand jetzt ihr Badekarren, und durch die Fugen des Fußbodens schlug sie manchesmal hindurch.

Doktor Kattowitzer belehrte Bohrmann darüber, daß v. Dahlem, ein pensionierter Polizeihauptmann, immer noch Fühlung mit einzelnen Beamten habe, und speciell bei französischen Possen, die auf der Kippe standen, in Censurfragen beraten könne. Auch stehe er in Beziehungen zu Lizzi, der Freundin Neumanns ...

„Aber so was schreiben Sie wohl nicht?“

„Wie sollte ich Französisch schreiben,“ fragte Bohrmann erstaunt. „Auch deutsche Possen würde ich niemals schreiben.“

In demselben Augenblicke fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der kleine, runde, schwarze Kerl, der sich da im Karren mit ihm entkleidete und der auf der Brust so entsetzlich haarig war, der war der berühmte Kattowitzer, von dem Bohrmann vor einigen Jahren sogar selbst ein Stück gesehen hatte, weil es zweihundertmal aufgeführt worden war.

Er überbot sich in Entschuldigungen, und Kattowitzer lachte herzlich.

„Sie sind ja unbezahlbar, herrlicher Bohrmann. Sie sind eine komplete Nummer, aber Sie gefallen mir, auf Ehrenwort, ich habe Sie gern. Geben Sie mir übrigens Ihr Stück zu lesen. Ich mache dann eine Posse unter demselben Titel zurecht, und wenn Sie Erfolg haben, nützen wir uns gegenseitig. Ich

komme mit meiner Parodie den anderen zuvor, und Ihnen mache ich Reklame. Das ist ein gesundes Geschäft.“

Kattowitzer öffnete die Karrenthür und stieg ruhig und vorsichtig in die Nordsee als ob sie eine Badewanne gewesen wäre. Auf der obersten Stufe war Bohrmann stehen geblieben und blickte hinaus. Plötzlich packte es ihn wie ein Zwang, und der Turner sprang im Hechtsprung über Kattowitzer hinweg, der mitten im Abreiben „Eine Nummer!“ vor sich hinbrummte, ins heilige Meer hinein. Dann tauchte er auf, wonneberauscht, und mit mächtigen Stößen hinein unter die fremden Nationen.

XX.

Er wäre beinahe im Wasser errötet, als er schon nach wenigen Minuten an zwei Damen vorüberschwamm, die allerdings sehr anständig angezogen waren ... sie trugen im Wasser ein Mieder und daran seidene Schleifchen ... die ihm aber in einer fremden Zunge etwas Übermütiges zuriefen. Es konnte auch Französisch gewesen sein.

Er schwamm weiter und bemerkte, daß viele Damen ihn betrachteten. Ja, ja, er war ein guter Schwimmer.

Merkwürdig, die am feinsten gekleidet waren, schienen sich am wenigsten zu schämen.

Wieder wollte er an einer Gruppe, zwei Damen und einem Herrn, vorüberschwimmen … beide Damen sahen wie Puppen aus . . . da erkannte er Mascha und wußte im Augenblick nicht, sollte er untertauchen und unter dem Wasser ihr aus dem Gesicht zu kommen suchen.

Was sollte er sonst thun? Wie kam das edle deutsche Weib nur hieher unter die fremden Nationen, die doch fremde Sitten hatten?

Sie aber schien die Begegnung ganz natürlich zu finden.

„Wagalaweia!“ rief sie, „walle zur Wiege. Haben Sie mich endlich gefunden, buhlender Bohrmann?“

Die beiden anderen waren Herr Petters, der wenigstens aus Bremen war, und die Szekal.

O Gott, o Gott! was Hilde dazu sagen würde!

Man schwamm zu Vieren hinaus. Auch Herr Petters aus Bremen war ein recht guter Schwimmer, und Mascha hielt sich wie ein Pudel, der nie schwimmen gelernt hat, aber auch nie untergehen kann. Fräulein Szekal mußte mitunter unterstützt werden. Herr Petters faßte sie dann um die fest geschnürte Taille, drehte sie auf den Rücken herum und legte ihr irgendwo seine linke Hand unter.

O Gott, o Gott!

Das nannten sie faire la planche. Und rechts und links, wohin Bohrmann blickte, sah er Schwimme-

rinnen, junge und alte, dünne und dicke, die alle la planche machten. Besonders von den Dicken hätte er es vorher nie geglaubt.

Ohne Übergang und Zusammenhang fragte er nach Frau Kietz.

Nein, die wenigstens badete nicht.

Man schwamm weiter und plauderte: vom Wellenschlag, vom Wetter, von Seemuschelsauce und von Toiletten. Die und die aus Paris habe heute in einem schwarzen Korsett gebadet. Ob das acceptiert würde?

Eben als die Szekal umzukehren Lust zeigte, sagte Herr Petters:

„A propos, um von Geschäften zu sprechen, Herr Bohrmann. Sie müssen also den fünften Akt ändern. Wir sind einig darüber.“

Was war das? Sollte Herr Petters im Auftrage des Prinzen reden? Immerhin war Bohrmann froh, daß man endlich auf die Hauptsache kam, und bat Herrn Petters, ihm zu sagen, in welcher Richtung und in welcher Absicht die Änderung gewünscht würde. Sein Drama sei so überaus logisch komponiert, daß . . .

„Nein,“ sagte Herr Petters in seiner ruhigen niederdeutschen Sprache. „Das wird mir zu viel. Schwimmen und Afra halten und von Geschäften reden, so eine Robbe bin ich nicht. Herr Bohrmann scheint ja ein Wassermensch zu sein. Lass' dich ein Weilchen von ihm unterstützen, Schatz.“

Ganz deutlich hatte Bohrmann vernommen, daß Herr Petters die Szekal duzte.

O Gott, o Gott!

Man wechselte die Schwimmordnung, und Bohrmann legte seine linke Hand unter das Kreuz der Künstlerin.

„Bitte, etwas tiefer,“ sagte sie.

Dann schwamm man langsam zurück. Bohrmann warf Mascha einen Blick zu, als wollte er für seine grobe Unschicklichkeit um Verzeihung bitten. Die aber prudelte lustig weiter, machte einen furchtbaren Lärm im Wasser, zappelte mit Armen und Beinen und sagte:

„Nun aber legen Sie los, Petters.“

Also das mit dem Stück sei ganz schön. Im fünften Akte aber komme die Königin von Saba als Büßerin vor den König, so gewinne sie endlich seine Achtung, er verzeihe der Sklavin, und das Stück sei aus. Das habe Herr Bohrmann total falsch gemacht. Mitten drin einmal in so einem langen, grauen Kittel, das sei ganz gut. Zur Abwechslung und wegen des Umkleidens. Aber zum Schlusse müsse die Königin von Saba unbedingt im reichsten indischen Kostüm auftreten. Sonst würde Afra das Stück nicht spielen.

„Sonst werde ich die Rolle nicht spielen,“ sagte die Szekal.

Bohrmann hatte einige Mühe, seine Fassung zu bewahren. Es war schließlich doch ermüdend, so mit

der rechten Hand allein weiter zu schwimmen und die linke unter dem Kreuz der Szekal festzuhalten. In dieser Lage darüber nachzudenken, wie er das Kostüm des letzten Aktes ändern könnte, ohne die logische Komposition zu vernichten, das ging über seine Kräfte.

„Ich werde mir's überlegen," sagte er.

„Wie meinen Sie das?" fragte Herr Petters.

„Natürlich muß er sich die Arbeit überlegen," rief Mascha immer weiter prudelnd. „Er hat doch hier kein Papier bei sich und keine Taucherglocke. Lassen Sie meinen Hans Bohrmann in Ruhe. Er verspricht, die Änderung zu machen, und damit ist's gut. Nicht wahr? Sie versprechen es? Mir zuliebe!"

„O," sagte Bohrmann, „Ihnen zuliebe alles."

Dabei zog er unwillkürlich die linke Hand an sein Herz, die Szekal schluckte Wasser, schimpfte auf die Herren, die beim Baden von Geschäften sprachen, und schwamm die letzte Strecke mit großen, eleganten Stößen allein zurück. Mascha prudelte nebenher, und sie besprachen das orientalische Kostüm für den fünften Akt, wofür Madame Alice aus Paris eine sehr schöne Idee hätte und das vor der Abreise von Ostende bis auf den letzten Stich verabredet sein müßte.

XXI.

Vier Tage schon war Bohrmann in Ostende. Er erschrak nicht mehr so sehr über die badenden Damen, er vergoß keine Thräne mehr über den Anblick des ewigen Meeres, aber täglich aufs neue hatte er über irgend ein neues Wunder des Weltbades zu staunen. Die Pracht des Kursaales hätte er einfach nicht für möglich gehalten. In Paris, am Hofe Louis Napoleons, da wohl, aber nicht an einem Strande, wo doch nur leidende Menschen ihre Gebreste zu heilen kamen.

Zu innerer Sammlung konnte er nur kommen, wenn er sich im Meere für eine halbe Stunde von seiner Gesellschaft entfernte und weit, weit hinausschwamm. Er that es nicht ohne Eitelkeit, denn nicht nur Mascha lobte ihn und rühmte dann wohl gar seine alten Turnerkünste, seine große Bauchwelle, nicht nur die Szekal und Fräulein Lizzi blickten ihn bewundernd an, wenn er mit gleichmäßigen, ruhigen Stößen an den Strand zurückkehrte, auch die Herren schienen ihn um seine Kraft zu beneiden. Herr v. Dahlem sagte ihm einmal sogar scherzhaft, er dürfe nicht so mit seinen gesunden Knochen protzen, sonst würde man ihm „das Hohe Lied“ aus Sittlichkeitsgründen verbieten. Das war aber gewiß nur ein Spaß unter guten Freunden.

Er freilich benutzte die kurze Zeit der Wassereinsamkeit regelmäßig, um über die Änderungen nach-

zudenken, welche die namenlosen Freunde der Szekal von ihm verlangten.

Nicht einmal auf seiner merkwürdigen Stube hätte er zu einem ruhigen Nachdenken kommen können, auch wenn er nicht regelmäßig nach der späten Heimkehr schläfrig wie ein Kind in sein Bett gefallen wäre. Lag er wirklich einmal eine Stunde wach, so beschäftigten ihn die rätselhaften Geräusche in den Zimmern neben ihm, über ihm, unter ihm. Er hatte vom Assessor erfahren, daß in seinem Hotel nur Orchestermitglieder, Spielbankbeamte und allerlei fahrende Leute wohnten, und daß es sonst nur ein Absteigequartier für lichtscheue Besucher aus den belgischen Städten sei. Das war aber doch kein Grund, unaufhörlich Thüren zu öffnen und zu schließen, auf den Treppen hinauf und hinunter zu huschen und in den Zimmern zu nachtschlafender Zeit zu flüstern und zu wispern.

Bohrmann war also schon vier Tage in Ostende und verstand immer noch nicht all die Andeutungen, mit denen sich seine Gesellschaft immer wieder vom Kronprinzen-Theater unterhielt; von seinem Stücke war dabei selten die Rede, am häufigsten von Verträgen, von Paragraphen, von Geldsachen. Er hätte am liebsten Mascha selbst gefragt, denn er war doch endlich neugierig geworden, wenn er auch sonst Neugierde tadelswert fand. Aber niemals ließ man ihn mit Mascha allein. Er hatte es schon gemerkt, als sie es ihm am Abend des zweiten Tages zuflüsterte:

„Vorsicht, Hänsel! Er lauert uns auf! Aber wir werden ihn schon foppen.“

Mit dem Aufpasser war schwerlich Herr Lose gemeint, sondern offenbar der Vetter, der Assessor, der Mascha nicht von der Seite ging oder sich an Bohrmann anschloß, als ob er ihn lieb gehabt hätte. Was hatte der sich aber um Mascha zu bekümmern?

Endlich kam es zur Aussprache. Während alle Mitglieder des Kreises nach dem gewohnten fürstlichen Mittagessen, das sie Frühstück oder Dejeuner nannten, sich zu einem kleinen Schläfchen zurückgezogen hatten und Bohrmann in einem Strandzelte bei einer Flasche Selterwasser, das er bereits ganz gut auf Französisch bestellen konnte, über das Büßergewand der Königin von Saba nachdachte, gesellte sich Maschas Vetter wieder zu ihm, ließ einen giftiggrünen Liqueur kommen und begann freundschaftlich zu plaudern.

Heute abend treffe der Rechtsanwalt aus Berlin ein, und morgen werde die neue Direktion des Kronprinzen-Theaters entweder zu stande kommen oder an die Luft gesetzt werden.

Bohrmann fragte bescheiden, was man den beiden Direktoren eigentlich vorwerfe; seit gestern merke er etwas; Lopinsky lasse sich nicht sehen, Schmidt-Lefèbvre stoße Drohungen aus und Herr Neumann habe über beide Herren starke . . . eigentlich ehrenrührige Worte gebraucht.

„Mein verehrter Herr Bohrmann,“ sagte der

Assessor und mischte seinen Liqueur so lange mit Wasser, bis die Farbe matter aber noch giftiger wurde. „Das wissen Sie nicht? Das weiß doch sogar die Rietz. Schmidt-Lefèbvre ist einfach unmöglich wie immer, aber er ist unschuldig und leidet unschuldig. Stanislaus jedoch ist ein ganz gerissener Hallunke. Er hat so lange geschoben und geschoben, bis man ihm ein großes Stück Geld, ich glaube an die 30,000 Mark, in die Hand geben mußte. Nur für eine Viertelstunde, um Dekorationen und Kostüme und was weiß ich, auszulösen, die der vorige Direktor heimlich und unberechtigterweise verpfändet hatte. Diese 30,000 Mark sind verschwunden. Stanislaus hat seine Schulden damit bezahlt. Alle Achtung übrigens, ganz ohne Talent kriegt man nicht soviel geborgt."

„Schrecklich," murmelte Bohrmann.

„Ich kann Ihrem Urteile nicht völlig beistimmen, verehrter Herr Bohrmann. Es ist nur unbequem, daß diese Kleinigkeit jetzt an dem Gelde fehlt, das Petters aus Bremen bereits gespuckt hat, wie mein Vetter Neumann so schön sagt, und daß irgend jemand das Loch stopfen muß. Sie bearbeiten schon wieder die dicke Rietz. Aber ich wette darauf, Petters wird noch einmal herausrücken müssen. Die Szekal glaubt nun einmal an Lopinsky. Bunte Reihe!"

„Es ist schrecklich," sagte Bohrmann. „Schon wieder dieses Wort. So hat die gnädige Frau Lose

wirklich recht, wenn sie ihr entsetzliches Bild von der bunten Reihe häufig gebraucht."

Der Assessor trank ruhig von seinem gelbgrünen Liqueur. Er blickte den Lehrer dabei mit seinen klugen Augen scharf und drohend an. Nach einer langen Pause sagte er endlich:

„Sie sind also eingeweiht, mein bester Herr Bohrmann? Wenn ich gewußt hätte, daß Sie die Unschuld vom Lande nur spielen, daß Sie gar nicht der weltfremde Schulmeister sind, für den man Sie ausgiebt, so hätten wir uns früher und rascher verständigen können. Mit dem Worte von der bunten Reihe haben Sie sich verraten. Ich will jetzt deutsch mit Ihnen sprechen."

Bohrmann errötete. Er hatte auf den Lippen, daß er das Wort von der bunten Reihe nur so nachgesprochen habe, daß er wirklich ein weltfremder Schulmeister sei. Aber der leise drohende Ton, eine gewisse Schneidigkeit im Ausdrucke des Assessors reizte ihn und er schwieg.

Der Assessor fuhr fort, er kenne Maschas Philosophie von der bunten Reihe sehr genau, er habe den guten Major selbst, Maschas Entdecker, recht gut gekannt. Es gehe in den besseren Kreisen wirklich ungefähr so zu, und nicht nur hinter den Kulissen der Theater und der Malerateliers. Auch ein armer Teufel von Assessor habe an jeder Hand eine Freundin nötig und habe oft an zwei Händen lange nicht genug. Er habe auch gar nichts dagegen,

daß der vortreffliche Herr Bohrmann die Schulmeisterei satt habe und sich in den Ring einführen lasse. Er habe bis auf einen Punkt, bis auf Mascha, gar nichts dagegen, daß der vortreffliche Herr Bohrmann alle seine Register ziehe, um sich mit Hilfe der Weiber so lange über Wasser zu halten, bis sein Stück einen Erfolg hätte.

Register? Zog er denn Register? Wie beim Orgelspielen?

Bohrmann fühlte sich verpflichtet, den Verdacht zu entkräften, besonders daß er die Schulmeisterei satt habe. Auch fand er in den Ausdrücken des Assessors, trotzdem Mascha ihm eigentlich schon ähnliche Dinge gesagt hatte, eine beleidigende Absicht. Aber er hielt an sich. Der Assessor wollte ihm offenbar auch noch seine Meinung über den einen Punkt sagen, über Mascha. Das mußte er noch hören. Schlau sein! So schwieg er in wachsender Verlegenheit, und sein Erröten machte den Assessor noch sicherer.

„Mein bester Herr Bohrmann," sagte er, „was Mascha von der bunten Reihe zu sagen pflegt, das ist nicht ganz richtig oder vielmehr nicht ganz vollständig. Unsereiner, ich meine Sie und ich, braucht mehr als zwei Hände, mehr als zwei Nachbarinnen. Wer vorwärts kommen will, muß von allen Seiten unterstützt werden. Und da bleiben Carambolagen nicht aus. Ja selbst wenn nur die eine Mascha zwischen Ihnen und mir säße, so könnte es sich er=

eignen, daß es mir einmal nicht paßte, alles mit Ihnen zu teilen. Sie versteh'n mich doch? Sie sind jetzt von Mascha in den Ring eingeführt. Gut. Ich gönne Ihnen die Szekal und die Kietz dazu. Wenn Sie mir aber bei Mascha mal ernstlich ins Gehege kommen ..."

„Herr Assessor," stammelte Bohrmann in verlegenem Zorn.

„Sie verstehen mich doch, bester Herr Bohrmann? Haben Sie doch Geduld! Es wird auch für Sie die Zeit kommen, vielleicht bald. Hier und jetzt paßt es mir noch nicht, und ich wünsche, daß Sie Ihre Absichten auf Mascha vertagen, sonst ..."

„Sonst?" wiederholte Bohrmann und stand langsam auf. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesichte gewichen.

„Sonst, mein bester Herr Bohrmann, könnte sich daraus ein Mißverständnis ergeben, das nur mit den Waffen anständiger Leute auszufechten wäre. Sie versteh'n mich doch?"

Bohrmann verstand ganz gut. Dieser Assessor hatte eben schamlose Gedanken über Mascha ausgesprochen und hatte ihn, den unscheinbaren Schullehrer, mit einem Duell bedroht. Nur flüchtig dachte Bohrmann an die gute Hilde und an den armen Siegfried. Der schneidige Assessor verstand sich gewiß gut auf Pistolen und Degen. Einerlei. Bohrmann dachte in diesem Augenblicke nicht mehr an seine dichterische Zukunft. Nur an Mascha dachte

er und an seine Standesehre; der Schulmeister sollte nicht vor dem Assessor zurückweichen. Und so sagte er mit bleichem Gesichte, aber mit fester Stimme:

„Ihre Anspielungen habe ich nicht alle verstanden, Herr Assessor; daß Sie mich aber beleidigen wollen und daß Sie mir gedroht haben, das habe ich wohl verstanden. Ich bin unerfahren in solchen Dingen, Herr Assessor, aber ich bin nicht feige. Ich bitte Sie, mir die Form anzugeben, in welcher ich Ihnen zu antworten habe, damit Sie sich mit mir schlagen. Und wenn Sie mir selbst nicht helfen wollen, so werde ich fragen oder es in einem Buche nachlesen und Sie zum Zweikampfe herausfordern. Ich weiß, es giebt solche Bücher."

Eine bange Pause entstand. Dann sprang der Assessor lachend auf. Der schneidige Spott war von seinen Lippen verschwunden, und gemütlich sagte er, Bohrmann habe ihn ganz und gar mißverstanden, und er bitte um Entschuldigung, wenn sein Ton nicht ganz der richtige gewesen wäre. Es sei doch klar, daß sie beide der schönen Mascha ein bißchen den Hof machten. Bohrmann solle sich auf des Assessors Eifersucht lieber ein bißchen einbilden. Und aus so einem kleinen Auftritte entstehe zwischen Gentlemen gewöhnlich eine gewisse Herzlichkeit.

Bohrmann war gerührt. Er wußte selbst nicht, ob sein eigener tapferer Entschluß, sich zu schlagen, oder ob die Güte des Assessors ihn so weich stimmte. Jedenfalls schlug er ehrlich in die dargebotene Hand

und nahm sogar ein Glas von dem giftiggrünen Liqueur an, der Absinth hieß. Er hätte sich nun gerne ganz rückhaltlos über Mascha ausgesprochen und den Assessor dies und jenes gefragt. Der aber erkundigte sich immer wieder nach Bohrmanns dichterischen Plänen, vor allem nach dem „Hohen Liede.“ Nur einmal sprach er noch von Mascha. Er gab zu, daß er eifersüchtig sei und deshalb das Alleinsein zwischen Mascha und seinem lieben Bohrmann zu verhindern suche.

„Der ewige Krieg zwischen uns Männern, lieber Bohrmann,“ rief er. „Aber darum keine Feindschaft!“

XXII.

Am Abend dieses Tages befand sich Bohrmanns d. h. Maschas Gesellschaft in einer gewissen Aufregung. Während des fremdländischen Diner-Abendbrotes war ein Telegramm des Rechtsanwalts eingetroffen, das seine Ankunft anzeigte. Das Blatt ging von Hand zu Hand. Alle blickten nach den beiden leeren Stühlen zur Rechten der Szekal, wo sonst die beiden Direktoren gesessen hatten. Herr Petters machte eine strenge Miene, und die Kietz sagte, man solle sie in Ruhe lassen.

Nach dem Essen schwärmten alle an den Strand

hinaus, und Bohrmann konnte beobachten, wie Frau Kietz und Herr Petters unaufhörlich umworben wurden und wie Neumann bald zu der einen, bald zu der andern Gruppe trat.

Auf der Digue strahlte das helle Licht, am Strande unten aber war es schon dunkel, als Mascha hinabging und sich dort in einen leeren Strandkorb setzte. Bohrmann durfte sich zu ihren Füßen in den weichen Sand legen; der Assessor aber stand wie eine Schildwache neben ihr. Sie hatte wie zufällig ihr linkes Füßchen auf Bohrmanns Knie gesetzt.

Der Assessor spottete über die Bemühungen Neumanns.

„Sieh' nur, Mascha, wie sie die dicke Kietz und den durchwachsenen Petters bearbeiten . . . wahrhaftig, wie zwei Stücke Rindfleisch."

Nach einer längeren Pause fragte Mascha plötzlich, ob Bohrmann mit seiner Stube zufrieden sei? Welche Nummer sein Zimmer habe? Der Assessor antwortete statt seiner:

„Es ist gar kein Zimmer und hat darum keine Nummer. Wenn du es besichtigen willst, Mascha, so kannst du es zu jeder Zeit in meiner Begleitung thun. Allein betrittst du dieses Haus natürlich nicht, das willst du auch gar nicht. . . . Mascha wollte Sie durchaus in unserem Hotel unterbringen, lieber Bohrmann. Am Ende hätte ich Ihnen sogar mein Zimmer einräumen sollen. Aber ich wollte

nicht. Ich finde es hochpoetisch, mit Mascha einen gemeinsamen Balkon nach dem Meer hinaus zu haben."

„Das teure Hotel," sagte Bohrmann, „wäre für mich auch . . ."

„Na, da siehst du, Mascha."

„Du bist entsetzlich," rief Mascha. „Wir müssen etwas thun, lieber Hans, um die Aufsicht dieses entsetzlichen Vetters zu täuschen. Er wacht über meinen Ruf . . ."

„Geniert euch nicht, Kinder," rief der Assessor. „Reden dürft ihr alles."

„Garstiger Mensch," sagte Mascha. „Aber gut! Wenn er es nicht anders haben will, wollen wir in seiner Gegenwart flirten. . . . Sind Sie mir treu, mein lieber Hans Bohrmann? Lassen Sie sich auch hier nicht verlocken?"

„Hier?" antwortete Bohrmann. „Von wem denn?"

„Von den schönen Pariserinnen."

„Die kenne ich ja gar nicht."

Der Assessor lachte, und Bohrmann sah, wie Mascha die Augen einkniff und die Lippen netzte. Sie stemmte ihren Fuß stärker gegen sein Knie und sagte:

„Zur Strafe für dieses dumme Lachen gehst du auf der Stelle und unweigerlich ins Hotel und holst mir meinen braunen Samtcape heraus."

„Meinetwegen," rief der Assessor. „Aber in

fünf Minuten bin ich wieder da, und in fünf Minuten siegt ein Bohrmann nicht."

Kaum war der Assessor im Dunkel verschwunden, als Mascha sich herunterbeugte und flüsterte:

„Komm'! Mein Hans, mein Hänsel, ich liebe dich! Küsse mich! Steh' nicht auf! Bleib' so. Wir wollen glücklich sein! Hier in Ostende . . ."

Heftig beugte sie sich hinab und küßte ihn. Ihre Fingernägel krallten sich beinahe schmerzhaft in seinen Hals. Dann rief sie wieder:

„Wir wollen glücklich sein! Wir wollen ihn foppen!"

„Mascha, mit welchem Rechte wacht dein Vetter über deine Ehre?"

„Sei mein gutes Hänsel! Küss' mich! . . . Still! Er ist schon wieder da!"

Der Assessor stand mit dem Cape in der Hand neben dem Strandkorb.

„Hier, teuerste Mascha," sagte er etwas spöttisch. „Holder Stern meiner Nächte, Pharus auf dem Meere meines Lebens, hier ist dein Cape, auf daß du dich nicht erkältest. Wie war Bohrmann? . . . Im Vorübereilen konnte ich wahrnehmen, daß Neumann und Petters sich die Hände schütteln. Er scheint also weich geklopft zu sein. Und Neumann sucht dich. Er hat mich nach dir gefragt, was mir sehr schmeichelhaft war."

Neumann konnte seine Schwägerin wohl nicht gleich finden. So rief er, als er nur wenige

Schritte von ihr entfernt war, laut in den stillen Abend hinein:

„Wo bist de denn, Mascha?“

Es klang für Bohrmann wie eine Entweihung des heiligen Meeres.

„Hier!“ antwortete Mascha.

„Jotte doch! Und wer ist bei dir? Nur noch Herr Bohrmann? Also mit der Kietzen ist wieder nichts los. Das alte Kameel will die zweihundert Thaler geben, so oft man will. Aber auf eine größere Ziffer läßt sie sich nicht ein. Die Dümmsten sind doch immer die Klügsten. Aber es thut nichts, Petters wird schon so viel spucken, als wir brauchen.“

„Wird's also?“

„Es wird.“

„Dann gratuliere ich Ihnen, lieber Hans, das Kronprinzen-Theater und Ihre Aufführung sind gerettet.“

„Aber, teuerste Freundin, das war doch schon vor vier Wochen . . .“

„Es kommt alles immer anders,“ sagte Neumann tiefsinnig und verschwand in der Richtung, von der man das dramatische R der Szekal hörte.

„Und wie ist es mit den Änderungen, lieber Hans?“ fragte Mascha.

„Du lieber Himmel, teuerste Frau Mascha. Ich habe darüber nachgedacht, im Wasser und während die Herrschaften ihre Siesta hielten. Die Siesta

kann ich mir nämlich nicht angewöhnen. . . . Es ist nicht anders möglich, als daß ich die Szene im Büßergewand zum vierten Akte zuschlage und daß die Königin im letzten Akte noch einmal mit ihrem ganzen Gefolge auftritt. Aber ich suche vergebens nach einem Grunde des Wiederauftretens. Sie werden sehen, die Einfachheit des Aufbaues wird leiden."

„Das thut nichts. Das Publikum will was für sein Geld haben; die Szekal hat ganz recht, entweder großartige Kostüme oder gar keine Kostüme. Es ist überhaupt so mit Stücken. Entweder furchtbar sittlich oder ein bißchen Nudität. . . . Das verstehen Sie nicht? O du himmlische Unschuld! . . . Nicht, Felix? Findest du meinen Bohrmann nicht entzückend unschuldig? . . . Nicht böse sein, Bohrmann! Ich bin heute so ausgelassen! Ich möchte . . . In der Sprache haben Sie, glaube ich, das Richtige getroffen. Diese biblische Ausdrucksweise ist oft sehr pikant."

„Ich habe mir gar nichts dabei gedacht."

„Jedenfalls hat es Herr Petters sehr pikant gefunden. Sie müssen sehr artig gegen ihn sein. Verraten Sie nicht, daß Sie nicht rauchen. Das nimmt man in Bremen übel. Vielleicht können wir ihn veranlassen, daß er Ihnen das Stück abkauft, dann haben wir gewonnen."

„Das thut man auch? Ein Stück abkaufen?"

Der Assessor erzählte lachend die Geschichte eines Dramas, das im vorigen Winter öfter als alle

anderen gegeben worden war. Der Name des Verfassers war so berühmt, daß auch Bohrmann ihn gut kannte; schon auf seinem Dorfe hatte er von ihm gehört. Von den Einnahmen dieses Stückes gehörte am Tage der Aufführung weder dem Direktor etwas, noch dem Dichter. Es war in eine Art Aktiengesellschaft verwandelt worden, weil der Dichter einmal im Klub 20 000 Mark verloren hatte.

Der Gewinner habe schließlich das Stück auf dem Halm in Zahlung genommen, natürlich erst auf die Bitten seiner Frau, welcher der Dichter den Hof machte. Diese Rechte habe der Gewinner der hübschen Mea abgetreten, die wieder mit dem Direktor irgend welche Geschäfte und andere Dinge trieb. Dieser Direktor sei eigentlich weder Besitzer noch Pächter seines Theaters.

„Schrecklich, schrecklich! Und Sie glauben im Ernste, teuerste Freundin, daß man auf mein Drama so überschwängliche Hoffnungen setzen wird? Daß es dem Prinzen gut gefallen habe?“

„Lieber Bohrmann, thun Sie mir den einzigen Gefallen und nennen Sie den Prinzen nicht mehr. Ich selbst habe Sie ja gern so neugeboren, so . . . aus dem Ei heraus. Aber mein Vetter da . . . Sie werden doch der Szekal nicht eine Silbe glauben? Das kann man ja nicht mehr lügen nennen, wie die redet. Das sind nur noch Verzierungen.“

Herr Petters mit Doktor Raskel und Doktor

Kattowitzer kam dicht an dem Strandkorb vorüber. Hinter ihnen tauchten die Szekal, Neumann und Doktor Hantinger auf.

„Gemacht?“ rief Mascha.

„Ich bin gemacht,“ antwortete Petters.

„Er ist gemacht,“ sang Doktor Kattowitzer parodierend, etwa in der Weise eines schlechten Opernfinales.

„Wir sind gemacht,“ fiel Doktor Raskel in zweiter Stimme ein, und die Herren improvisierten einen albernen Chorgesang auf die Worte: Wir sind gemacht. Dann lachten alle, und Bohrmann mußte die Gesellschaft natürlich in ihr Hotel begleiten, wo ziemlich scharf Champagner getrunken wurde. Alle waren in bester Lage. Jedes sagte dem anderen nur Angenehmes. Besonders Herr Petters mußte sich lange rühmen lassen, bis er auf eine feierliche Bitte der Szekal großmütig zu verzeihen versprach und Lopinsky erscheinen durfte. Lopinsky umarmte die Szekal, dann umarmte er Herrn Petters und gelobte bei den Gebeinen seines unvergeßlichen Vaters, er werde niemals wieder straucheln.

Vollständig wirr suchte Bohrmann spät nach Mitternacht seine Stube auf. Maschas Vetter begleitete ihn in die dreieckige Klappe, „nach den Frankfurter Linden von Ostende“, wie er sagte.

Sie schlossen ganz förmliche Freundschaft auf diesem Wege. Der Assessor, der offenbar viel vertragen konnte, fragte den Lehrer ordentlich aus.

Bohrmann konnte sich am anderen Morgen nur erinnern, daß er geweint und seinem Begleiter seine unglückliche Liebe zu Mascha eingestanden habe.

XXIII.

Der Rechtsanwalt (und Notar) war angekommen und hatte gleich am Morgen eine Schreibstube eingerichtet, im besten Zimmer des Hotels, im Salon der Szekal. Die Damen schienen sich heute wie immer um nichts zu bekümmern, als um ihre eigenen Toiletten und die der anderen. Bei dem neblig schwülen Wetter saßen sie auf der Digue unter dem Zelte des Hotels, keine fünfzig Schritt vom Portal entfernt. Sie lorgnettierten nach dem Badestrande und schwatzten. Aber unaufhörlich gingen einzelne Herren als Boten zwischen ihnen und der improvisierten Schreibstube hin und her.

Die Herren standen vor dem Portal in einem Rudel beisammen. Bohrmann mußte an Berliner Arbeiter vor einer Ausgabestelle des „Intelligenzblattes“ denken, nur daß die Arbeiter sich ruhiger verhielten. Auch fehlte hier der Schutzmann, der die Ordnung aufrecht hielt.

„Soll ich hier ebenfalls warten?“ fragte Bohrmann den Doktor Kattowitzer, weil der nämlich ein Jude war und Bohrmann zu seiner Geschäftskenntnis Zutrauen hatte.

„Sie, edler Dichtergreis? Weshalb sind Sie denn sonst nach Ostende gekommen? Die Lose haben Sie doch in Berlin auch? Wenn Sie von hier abreisen, ohne Kontrakt gemacht zu haben, so sind Sie noch eine höhere Nummer, als ich geglaubt hätte.“

„Was geht denn hier vor?“ fragte Bohrmann. „Ich höre so vieles, aber ich habe bisher nicht recht verstanden. Die Damen und die Künstler kann ich doch nicht danach fragen. Es wäre sehr gütig von Ihnen, lieber Herr . . .“

Bohrmann unterbrach sich, weil er nicht wußte, ob er zu Doktor Kattowitzer Amtsbruder oder gar Kollega sagen durfte.

„Eingeweiht bin ich auch nicht, edler Dichtergreis. Aber was hier vorgeht, das kann ein Blinder bei Nacht sehen. Da macht zuerst Herr Neumann, der schuldenfreie Besitzer des Grundstücks . . .“

„Welches Grundstückes, verehrter Herr Kollega?“

„Der Kunsttempel, welchen Sie Kronprinzen-Theater nennen, Sie letzter Minnesänger, ist vom Standpunkte seines Besitzers ein Grundstück. Ob darauf Kartoffeln wachsen oder Theater gespielt wird, ist Herrn Neumann eengal, wie Herr Neumann mit Recht sagen würde. Er verpachtet also sein Grundstück an Herrn Schmidt-Lefèbvre, weil der eine Konzession hat. Auf Stempelpapier stehen da sehr viele Paragraphen, in denen nicht einmal ich mich zurechtfinden würde, geschweige denn der wilde Konrad, der

viel mehr hätte herausschlagen können, wenn er nicht auch so ein Idealist wäre. Dann schließt Herr Direktor Schmidt-Lefèbvre mit dem Herrn Direktor Stanislaus Lopinsky einen ebenso kniffliehen Vertrag. Auch auf Stempelpapier. Hierauf erst übernimmt Herr Petters die Garantie für die Pachtsumme, ich weiß nicht für wie viele Jahre. Das ist der Hauptvertrag. Und ich wette darauf, die beiden Direktoren bekommen ihr Stempelpapier erst in die Hand, wenn der große Petters unterschrieben hat. Neumann ist ein Gemütsmensch. Es will mich bedünken, daß diese heilige Handlung sich eben vollzogen hat."

Wirklich erschienen in diesem Augenblicke die beiden Direktoren an einem Fenster des ersten Stockwerkes. Lopinsky warf den Damen eine Kußhand zu, hielt sich aber sonst in seinem schwarzen Rocke nicht weniger würdig als an gewöhnlichen Tagen. Schmidt-Lefèbvre sah wie berauscht aus. Er fiel Lopinsky an die Brust und schluchzte.

Die anderen Herren hatten der Auseinandersetzung Kattowitzers ernsthaft zugehört. Jetzt blickten sie alle erwartungsvoll zum Fenster empor. Lopinsky schüttelte Schmidt-Lefèbvre von sich ab und schien ins Zimmer hineinzulauschen. Dann rief er laut hinunter, amtlich wie ein Gerichtsbote:

„Herr Steinlein!"

Der Regisseur stürzte ins Hotel; dann sah man ihn an der Treppe innehalten und gemessenen Schrittes hinaufgehen. Doktor Hantinger kam an

ihm vorbei die Treppe hinuntergeflogen, lief zu den Damen und kehrte sofort mit Gusti Mauerhofer zurück.

„Ein ideales Eheverhältnis,“ sagte Doktor Kattowitzer, „auf gegenseitige Achtung begründet. Es muß aber unserem vortrefflichen Oberregisseur doch eine wahre Herzensfreude sein, wenn seine geschiedene Gattin an seiner Bühne die Naive spielt . . . daß sie aber zu gleicher Zeit Kontrakt machen, das muß was zu bedeuten haben . . . Hören Sie, Raskel, sollten die beiden ein Verhältnis angefangen haben, seitdem sie geschieden sind?“

„Ich muß mir solche Frivolitäten verbitten,“ rief Doktor Raskel sittlich empört. „Sie hätten nur hören sollen, was Gusti im Prozesse über ihren Mann ausgesagt hat.“

„Erzählen Sie doch,“ sagte Herr v. Dahlem.

Raskel aber ging unruhig auf und ab. Endlich erschien Gusti Mauerhofer wieder in der Hausflur. Sie hielt ein Papier in der Hand. Doktor Raskel ging ihr entgegen, nahm ihr das Blatt aus der Hand, reichte ihr den Arm und schritt, aufmerksam lesend, an den Herren vorüber ins Freie.

Plötzlich trat Herr Petters vor das Hotel hinaus. Mit ironischem Pathos öffnete Doktor Kattowitzer seine Arme, dann rief er überlaut: „Meine Herren und Damen!“, als ob er eine Rede halten wollte. Die Damen hatten Petters erblickt, standen auf, winkten mit den Sonnenschirmen und kamen heran,

allen voran die Szekal in einem einfachen Musselinkleide.

„Sind Sie mit mir zufrieden, Afra?" rief Herr Petters ihr zu.

Die Szekal legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Sie glauben gar nicht, meine Damen, was für ein liebes Kerlchen er ist. Auf meiner amerikanischen Tournée war ich doch bei dem großen Vanderbilt eingeladen, dem die Silberminen gehören. Man speiste von Gold. Bleiben Sie bei uns, Afra, sagte er zu mir, und er ist nicht gewöhnt, einen Wunsch erfolglos auszusprechen. Nein, lieber Freund, antwortete ich ihm. Sie mögen in Amerika herrschen. Aber ich habe in Bremen einen Freund, der Otto Petterrs heißt . . ."

Sie sprach den Namen aus, als ob er das entscheidende Wort einer Tragödie gewesen wäre. Herr Petters lachte behaglich auf.

„Immer 'ran, meine Herrschaften," sagte er. „Mein Name steht darunter. Jetzt sind die Verträge etwas wert."

Der Rechtsanwalt oben gönnte sich keine Ruhe. Einen nach dem andern von den mitgebrachten Verträgen las er vor, änderte er ab, erklärte er und ließ er unterschreiben. Er handelte beinahe selbständig. Lopinsky saß zwar feierlich neben ihm und hielt jedesmal eine kleine Ansprache, aber schließlich gab er dem Rechtsanwalt immer mit einer gewährenden

Handbewegung die Erlaubnis zum Abschluß. Herr Neumann erschien von Zeit zu Zeit. Aber er sprach kaum ein Wort dazwischen. Nur bei Lizzis Vertrage, als Lopinsky die hohe Summe mit sorgenvollem Hochziehen seiner Augenbraunen aussprach, wies ihn der Besitzer des Grundstückes grob zur Ruhe. Lopinsky habe vorläufig gar nichts zu sagen.

Auch als Doktor Hantinger, zitternd vor Erregung und unter unaufhörlichem Händereiben, der Vorlesung seines Vertragsentwurfes beiwohnte, mußte Herr Neumann auf Wunsch seiner Frau zugegen sein.

„Das ist nicht die Stellung eines Dramaturgen," sagte Lopinsky erzürnt; „man giebt ihm ja die Rechte eines Beamten."

Gegen Mittag brach ein Streit zwischen den beiden Direktoren aus. Schmidt-Lefèbvre, der sich im Nebenraume, dem Schlafzimmer der Szekal, mit seiner Flasche Direktions-Champagner niedergelassen hatte und der geduldet werden mußte, weil seine Unterschriften notwendig waren, hatte von dort aus gedroht, seinen Freund Stanislaus hinauswerfen zu lassen. Stanislaus sei nur artistischer Direktor, also nicht viel mehr als ein Dramaturg. Er allein sei der wahre Jakob, der Direktor schlechtweg.

Lopinsky und Neumann verhandelten leise und fragten dann den Rechtsanwalt; der schüttelte den Kopf. Schmidt-Lefèbvre sei nicht zu entbehren, denn er habe nun einmal die Konzession.

Man ging heute nicht gemeinsam zum Dejeuner. Nur die Damen mit den Herren Lose, Raskel und v. Dahlem begaben sich zur Table d'hote. Die anderen Herren hatten rasch eine Kleinigkeit gegessen und kehrten dann wieder vor das Portal zurück.

Bohrmann hatte sich ein Beefsteak geben lassen, weil das ein bequemes Wort war und von den Kellnern jeder Zunge verstanden wurde. Auch ein Glas aus einer Flasche Wein hatte er dazu getrunken. Nachher fiel es ihm auf, daß er zum ersten Male seit seiner Ankunft etwas zu bezahlen hatte. Freundlich reichte er dem Kellner einen seiner beiden Hundertfranksscheine und staunte nicht wenig, als er nur etwa 80 Franks herausbekam. Vielleicht hatte der Kellner sich gleich für die letzten Tage bezahlt gemacht. Es war so schwer, sich darüber zu verständigen.

Draußen stieß er auf Doktor Kattowitzer, der ihn lachend anredete:

„Na, edler Dichtersmann, haben Sie Ihren Vertrag in der Tasche?"

„Ich? Einen Vertrag? Worüber?"

„Zum Teufel auch, über Annahme und Aufführung Ihres Stückes."

„Dieses wäre ja zudringlich," sagte Bohrmann. „Aber ich wäre für Ihren Rat in einer andern Angelegenheiten recht dankbar, Herr Doktor. Wie viele Ihrer Glaubensgenossen, scheinen Sie mir ein guter und praktischer Mensch zu sein. Da ist also Fräulein Kläre Reymond, eine junge Künstlerin, der ich

meine höchste Achtung nicht versagen kann. Als ich nun unsere Damen ihre Verträge schließen sah, da kam mir der Gedanke, ob Herr Neumann nicht auch Fräulein Reymond engagieren könnte. Es würde mich in der Seele freuen, wenn gerade sie die Vertraute der Königin von Saba in meinem Stücke spielen wollte."

„Und da möchten Sie sie in dem Geruder mit einschmuggeln? Schau, schau, edler Tugendbold! Sie also auch?"

„Ich versichere Sie . . ." rief Bohrmann errötend.

„Ist sie hübsch?"

„Schön!"

„Gut. So gehen Sie rasch hinauf und sagen Sie Lopinsky einfach, die Reymond sei eine Schönheit ersten Ranges, mache prachtvolle Toiletten, und ich sei ihr Geliebter . . ."

„Herr Doktor! Niemals werde ich . . ."

„So unterbrechen Sie mich doch nicht . . . Also, sagen Sie meinetwegen, Doktor Kattowitzer kenne die Begabung der Dame. Verlangen Sie . . . 100 Mark monatlich. Jetzt, wo die Unterschrift des Herrn Petters kaum trocken geworden ist, wird alles angenommen. Morgen wäre es zu spät."

„Sie wird gewiß engagiert werden. Auch Herr Direktor Schmidt-Lefèbvre ist ihr Freund und wird meine Anregung unterstützen."

„Um Gottes willen, Mensch, Bohrmann, berufen

Sie sich nicht auf den. Der könnte dem Fräulein nur schaden. Aber wie ich höre, sitzt er schon bei seinem Sekt. Nennen Sie nur Frau Lose und mich.“

Bohrmann drückte dem guten und praktischen Manne die Hand; er werde nicht lügen, aber sonst seinen Rat befolgen. Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe empor. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte er sich als Beschützer.

Was seine Nachbarin für ein Gesicht machen wird, wenn er ihr den Vertrag bringt?

Er klopfte und trat ein.

Auf dem blanken, zierlich wie mit Gold eingefaßtem Tischchen standen Weinflaschen und Gläser zwischen Papier und Tinte umher. Hinter dem Tische saß majestätisch Lopinsky. Neben ihm, scheinbar demütig in seinem Glücke, reckte Doktor Hantinger sein Raubvogelgesicht empor. Oberregisseur Steinlein stand aufmerksam neben einem eleganten Schreibtische, an dem vor dem Fenster der Rechtsanwalt Platz genommen hatte. Als Bohrmann eintrat, blickte ihn dieser Herr, der eine kranke Leber und keinen Humor zu haben schien, fragend an.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie?“ sagte Lopinsky feierlich.

Aus dem Nebenzimmer ertönten die Reden von Schmidt-Lefèbvre. Er werde einen Karl Moor hinlegen, daß jeden Tag hundert Photographien von ihm verkauft würden. Alle seien seine Sklaven.

Neumann sei sein Sklave, der Artistische sei sein Sklave und Hantinger sein Stiefelputzer.

Oberregisseur Steinlein machte eine Handbewegung nach dem Nebenzimmer, als ob er sagen wollte, er nehme diese Reden wie ein Schallrohr in sich auf, kein anderer brauche zuzuhören.

„Wer sind Sie?“ wiederholte Lopinsky noch feierlicher, als Bohrmann ganz verdutzt nicht geantwortet hatte.

„Wir kennen einander doch, Herr Direktor.“

„Gestatten Sie gütigst, Herr Direktor,“ sagte Hantinger. „Herr Johannes Bohrmann, der Dichter des Hohen Liedes.“

„Nennen Sie ihn nicht Direktor!“ schrie Schmidt-Lefèbvre herein. „Er ist mein artistischer Sklave.“

„Ach so,“ murmelte Lopinsky und strich seinen Stallmeisterschnurrbart liebevoll mit Daumen und Zeigefinger auseinander. „Das Lustspiel.“

„Nicht ganz, Herr Direktor,“ flüsterte Hantinger. „Es ist ein Stück in Versen. Hochpoetisch. Die Szekal wird die Königin kreïeren.“

„Das ist also das,“ sagte Lopinsky nachdenklich und schnippte ein Stäubchen von seiner Weste. „Eine nicht üble Arbeit. Noch nicht ganz bühnenreif, aber nicht übel. Wir werden es herausbringen, wie noch kein Drama in Versen herausgebracht worden ist. Es ist nämlich in Versen, Herr Rechtsanwalt.“

In seiner Freude vergaß Bohrmann Fräulein Reymond.

„Man hat eine Änderung von mir verlangt. Wann soll die Aufführung stattfinden?“

„Ja, wann?“ erwiderte Lopinsky in tiefem Nachdenken. „Der Tag! Der Tag ist im Bühnenleben immer das Wichtigste. Erst gestern abends sagte ich zu meinem Dramaturgen. . . .“

„Mein Dramaturg!“ brüllte Schmidt-Lefèbvre herein.

„Herr Direktor, ich muß bitten!“ rief Lopinsky zurück.

Schmidt-Lefèbvre erschien an der Thürschwelle und lehnte sich gegen den Pfosten. Oberregisseur Steinlein eilte zu ihm hin und legte ihm seine Hand auf die Brust.

„Ruhe! Ruhe! Er nennt Sie ja seinen Direktor.“

„Erst gestern abends also sagte ich . . . zu dem Herrn Dramaturgen . . . was sagte ich doch zu Ihnen, lieber Hantinger?“

„Gestatten gütigst, Herr . . .“ — Hantinger sprach das Wort „Direktor“ undeutlich aus, um den Zorn Schmidt-Lefèbvres nicht zu reizen — „Sie meinten, Mitte Dezember wäre wohl die beste Zeit für ein Drama in Versen.“

„Ganz recht. Es wundert mich selbst, daß ich in diesem Drange von Geschäften sofort die richtige Zeit erfaßt habe.“

„Herr Doktor Kattowitzer riet mir jedoch . . . er meinte . . .“

„Was meint Herr Doktor Kattowitzer?“ fragte Lopinsky verblüffend scharf, stemmte beide Fäuste gegen den Tisch und sah aus wie ein Minister, der die Audienz aufheben will.

Mit tonloser Stimme fragte der Rechtsanwalt von seinem Schreibtische her, ob der Autor einen schriftlichen Vertrag wünsche.

„Wenn es nicht gegen den Gebrauch wäre,“ antwortete Bohrmann und staunte über seine eigene Kühnheit.

Lopinsky sah schön aus, wie er jetzt eine Zorn=ader auf seiner Stirn markierte.

„Verträge mit Autoren? Sind Sie Sardou?“

„Gestatten gütigst,“ flüsterte Hantinger, und Bohrmann glaubte die Namen Lose und Petters zu verstehen. Lopinsky lehnte sich in seinen Stuhl zurück, dann sprang er auf, als wollte er einen Wahnsinnigen spielen.

„Das ertrage ich nicht länger! Herr Direktor Schmidt=Lefèbvre, setzen Sie sich an meine Stelle! Alle reißen an mir! Jeden Blutstropfen saugen Sie mir aus! Ich habe mein Wort gegeben, und Sie sprechen von Verträgen!“

„Nichts von Verträgen, nichts von Übergabe!“ schrie Schmidt=Lefèbvre.

„Hantinger,“ fuhr Lopinsky fort, „Sie allein kennen meine Seele! Habe ich jemals mein Wort

gebrochen? Heißt es nicht von mir: Lieber tot als ehrlos? 87 Stücke hat man mir seit gestern eingereicht. Die ganze Nacht sind wir aufgeblieben, mein guter Hantinger und ich, und haben doch nur zehn Stücke zu Ende lesen können. Herrliche Sachen! Lauter erste Namen! Und da wollen Sie einen schriftlichen Vertrag haben? Haben Sie nicht mein Wort, daß Ihr Stück bis zum Februar aufgeführt wird?"

„Ruhe," sagte Schmidt-Lefèbvre. Mit festen Schritten kam er schwerfällig heran, reichte Bohrmann seine Hand und sagte:

„Mein Wort, Herr Bohrmann."

„Sie haben gar nichts zu sagen, Herr Direktor," schrie Lopinsky und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Ich bin Ihr Direktor nicht," schrie Schmidt-Lefèbvre zurück. „Sie sind mein Direktor. Und ich entlasse Sie."

„Die Herren stören mich bei meiner Arbeit," sagte der Rechtsanwalt tonlos.

Doktor Hantinger nickte Bohrmann zu.

„Lassen Sie es gut sein, lieber Herr Bohrmann. Ihr Stück kommt in dieser Saison daran, mein Wort darauf."

„Ein Sklave hat kein Wort," rief Schmidt-Lefèbvre.

„Eigentlich," sagte Bohrmann schüchtern, „bin ich gar nicht deshalb heraufgekommen und hätte ohne die Frage des Herrn Rechtsanwalts von einem Ver-

trage gar nicht gesprochen. Ich wollte mir nur erlauben, den Herren eine Dame zu empfehlen . . ."

„Ist sie hübsch?" fragten die beiden Direktoren wie aus einem Munde und sahen einander darauf herausfordernd an.

„Sie ist schön. Und . . . Herr Doktor Kattowitzer interessiert sich für ihr Engagement. Man will mir ja so wohl, mir und meinem Drama, besonders Herr und Frau Lose. Ich aber hätte gern gesehen, daß Fräulein Reymond . . . mit einem y . . . Reymond . . . die Vertraute meiner Königin . . . kreïere."

Lopinsky hatte seine Würde wiedergefunden.

„Lieber Hantinger, geh'n Sie 'mal ans Fenster und fragen Sie Doktor Kattowitzer, ob das Talent des Fräulein Reymond sich auf der Höhe des Kronprinzen-Ensembles befinde."

Hantinger lief und beugte sich zum Fenster hinaus.

„Herr Doktor, ist das richtig, daß Sie sich für Bohrmanns junge Schauspielerin interessieren?"

„Sehr."

„Ist sie gut?"

„Sie wird Furore machen. Wunderbare Toiletten."

„Das wird nicht gehen," sagte Lopinsky sorgenvoll. „Das könnte mir die Szekal übelnehmen."

„Es ist nur eine kleine Rolle," bat Bohrmann.

„So, so . . . für kleine Rollen . . . wie viel?"

„Wie viel?" fragte Hantinger zum Fenster hinaus.

„150 Mark monatlich."

„Sagen wir 100,“ sprach Lopinsky mit tiefer Betonung der Ziffer. „Der Herr Rechtsanwalt wird die außerordentliche Güte haben, einen Vertrag in diesem Sinne auszufüllen. Bitte, Herr Bohrmann. Wie ist doch gleich der Taufname der ... Reymond? Nicht wahr? Ich glaube in Hamburg mit ihr zusammen gespielt zu haben. Sie ist hübsch, recht hübsch, in der That. Aber wer kann alle Taufnamen behalten?“

Schmidt-Lefèbvre war in den Nebenraum zurückgekehrt. Als Bohrmann jetzt gesagt hatte: „Fräulein Kläre Reymond“, und während der Rechtsanwalt sich anschickte, zwei gedruckte Formulare auszufüllen, kehrte Schmidt-Lefèbvre auf die Schwelle zurück und sang:

„Elisabeth! O Macht des Himmels, rufst du den süßen Namen mir?“

Dann stürzte er plötzlich vor wie verwandelt, faßte den Lehrer bei den Aufschlägen seines gelbgrauen Rockes, versuchte ihn zu schütteln und rief, jetzt ganz ein leidenschaftlicher Ferdinand aus Kabale und Liebe:

„Sprich, Elender! Wenn sie nicht rein mehr ist! Bube, wenn du genossest, wo ich anbetete! Wie weit kamst du mit dem Mädchen? Hofmarschall! Wie weit kamst du mit ihr? Ich drücke ab oder bekenne! Wie weit kamst du mit ihr? Du bist des Todes oder bekenne! Ich ermorde dich oder bekenne! Du sahst sie nie? Kennst sie nicht? Weißt gar nichts

von ihr? — Luise ist verloren um deinetwillen! Du leugnest sie dreimal in einem Atem weg! — Fort, schlechter Kerl! Für deinesgleichen ist kein Pulver erfunden."

Steinlein und Hantinger hatten sich sofort auf Schmidt-Lefèbvre gestürzt, um Bohrmann zu befreien. Schmidt ließ sich aber nicht stören. Schmetternd wie auf der Bühne sprach er seine Sätze bis zu Ende, dann schleuderte er Bohrmanns Rockaufschläge beiseite, als wären sie Waffen, und wankte nach einem Sofa, wo er sich erschöpft hinsetzte und schluchzend sein Gesicht in den Händen barg. Und unter wirklichen Thränen murmelte er dabei: „Es muß reizender sein, mit diesem Mädchen zu buhlen, als mit anderen noch so himmlisch zu schwärmen. Luise, Luise! Du meine heilige Elisabeth!"

Steinlein und Hantinger kehrten auf ihre Plätze zurück und schienen das seltsame Treiben des Direktors nicht weiter zu beachten. Bohrmann verstand es nicht recht, aber der Gedanke bewegte ihn schmerzlich, daß zwischen diesem Trunkenbold und Fräulein Reymond ein Geheimnis bestehe, daß gerade dieser Mann jetzt die fertig gewordenen Formulare des Kontraktes unterzeichnen durfte.

Der Rechtsanwalt überreichte sie dem Lehrer. Das Fräulein brauche nur zu unterschreiben. Es sei ein zweijähriger Vertrag mit dem üblichen Probemonat und den üblichen Bedingungen.

Mit widerstreitenden Gefühlen, aber doch im

Herzen froh, eilte Bohrmann zu Doktor Kattowitzer zurück. Der warf nur einen Blick auf den Vertrag und sagte:

„Natürlich, die gewöhnliche Mausefalle. Kann binnen vier Wochen wieder 'rausgeschmissen werden. Die armen Mädel! Aber wenn sie wirklich hübsch ist und was anzuziehen kriegt, ist wenigstens ein Anfang gemacht."

XXIV.

Zwei Stunden später fanden sich die meisten aus der Gesellschaft auf der Estakade zusammen. Nur der Rechtsanwalt hatte sich entschuldigen lassen und Schmidt-Lefèbvre war nicht aufgefordert worden; Steinlein und Doktor Kattowitzer waren im Hotel zurückgeblieben, um „fulminante" Notizen für die Berliner Zeitungen zu verfassen.

Gusti Mauerhofer schlug vor, bei dem trüben Wetter die Zeit mit ein bißchen Fischerei zu vertreiben. Sie besaß auffallend schöne Arme, entblößte sie gern und hatte im Kostüm einer Crevetten-Fischerin selbst bei den Parisern großen Erfolg gehabt. Heute aber wollte man sich mit einem der Netze begnügen, die auf dem hölzernen Steg gegen geringes Entgelt für das Publikum bereit standen.

Die Szekal erzählte eine Geschichte, die ihr mit

dem Fürsten Chose in Biarritz passiert war. Er hatte ihr einmal einen Ring schenken wollen. Als sie das unschätzbare Juwel mit einem Bonmot ablehnte, habe der Fürst den Ring ins Meer geworfen. Nach einiger Zeit habe sie eine Dorade von vier Pfund geangelt und dem Koch des Fürsten zur Zubereitung übergeben. Entsetzt sei dieser Koch, ein Meister seines Faches, bald darauf vor seinem Herrn erschienen und habe zitternd den Ring vorgezeigt. Im Magen des Fisches . . .

Bohrmann, den das Abenteuer in Erstaunen setzte, wollte darauf aufmerksam machen, daß im Altertum etwas ähnliches vorgekommen sei, und daß unser Schiller dieses lehrreiche Spiel des Schicksals sogar in einer Ballade behandelt habe. Doktor Raskel aber unterbrach.

„Das geht wirklich nicht, liebe Afra,“ sagte er. „Ihre Zumutungen werden zu stark.“

Doch die Szekal lehnte bereits an einem der beiden Netze, die von der Gesellschaft mit Beschlag belegt worden waren; sie blickte sinnend in das Meer hinunter, wo allerlei kleines Gewürm umhertrieb, während die Mauerhofer an dem anderen Netze ihre prachtvollen Arme zeigte. Die Geräte waren so eingerichtet, daß das Netz durch das leichte Drehen einer kleinen Kurbel ins Meer getaucht und wieder heraufgezogen werden konnte. Wie an jeden die Reihe kam, versuchte er sein Glück. Die anderen schauten erwartungsvoll zu.

Pariser Jünglinge machten sich laut über die verhungerten Preußen lustig, die hier von ihrem Fang leben wollten. Die Frauenzimmer, die sie bei sich hatten, wetteten mit ihnen auf das Netz der Mauerhofer. Es kam zu einer Unterhaltung zwischen diesen Frauenzimmern und Afra, die in gutem Französisch ein Petersburger Erlebnis zum besten gab und sich dabei selbst als Ungarin vorstellte, „eine halbe Russin also“, wie sie sagte.

Je geringer die Beute war, desto höher stieg die Ungeduld der Fischer und die Neugierde der Zuschauer. Kaum ein paar kleine Seemuscheln oder ein Dutzend Crevetten blieben an den Maschen hängen, und wenn im Netz ein Fisch selbst geblieben war, so war er gewiß so klein, daß er hindurchschlüpfte oder hindurchfiel. Schien das Netz einmal etwas schwer zu sein, so fand sich nachher sicher nichts anderes darin vor als Seetang und ähnlicher Schmutz.

Zu seiner großen Freude hatte Bohrmann dieses Netz plötzlich in seiner Hand. Irgend jemand, der müde geworden war, hatte es ihm übergeben. Er ließ es ins Wasser untertauchen und zog es fast sofort wieder heraus. Ein Jubelruf Maschas machte zuerst ihre Gesellschaft und dann die ganze Estakade auf den Fang aufmerksam. Im Netz wand sich ein dünner, etwa zwei Fuß langer Aal, ein unglückliches Geschöpf, das in seinem Schrecken den Ausgang nicht gefunden hatte. Im Nu hatte Mascha den Aal mit dem kleinen Handnetz herausgeholt und in dem großen

Eimer in Sicherheit gebracht. Jeder wollte das Prachtstück sehen. Bohrmann wurde umschmeichelt. Ungeheuer elegante Pariserinnen nannten ihn „mon cher“ — was er gut verstand — oder sogar „chéri“, was er nicht ganz verstand.

Lizzi, deren Zunamen niemand genau kannte, hatte einen Einfall.

„Der kleine Doktor muß uns eine Aalsuppe spendieren.“

Alle stimmten lärmend zu, nur Bohrmann wußte nicht gleich, daß er der kleine Doktor sei. Als er es endlich verstanden hatte, wurde er ganz stolz. Das war recht! Das war eine glückliche Lösung der Frage, die ihn seit einigen Tagen mitunter beschäftigte. Man war so gütig gegen ihn. Es war überhaupt merkwürdig in Ostende. Die Kellner fragten nie nach seiner Zeche. Außer dem Beefsteak hatte er selbst noch nichts bezahlt. Immer hatte schon jemand die Sache geordnet. Einmal Herr Lose, einmal Herr Neumann, sonst gewöhnlich Herr Petters, und nun gestattete man ihm, auch einmal den Wirt zu spielen. Wie zartfühlend von Fräulein Lizzi, daran zu denken. Eine Aalsuppe war nicht viel, besonders wenn er den Aal dazu lieferte. Aber er wollte auch das Bier spendieren. Es gab in Ostende auch Bier, das hatte er wohl bemerkt. Bier mußte ein Hochgenuß sein nach dem ewigen Sekttrinken. Er verbeugte sich also vor der ganzen Gesellschaft und sagte mit seinem guten, freundlichen Gesicht:

„Ich erlaube mir, alle die Herrschaften, meine hochverehrten Gönner, zu einer Aalsuppe einzuladen.“

„Aalsuppe!“ schrien alle durcheinander, und die Franzosen und die Französinnen klatschten in die Hände, als ihnen die Szekal erzählte, der blonde Herr sei einer der berühmtesten Autoren von Deutschland und gebe eine Aalsuppe zum besten.

Fräulein Lizzi übernahm die Führung. Sie steckte den langen vergoldeten Stock ihres kostbaren Sonnenschirmes durch die beiden Ösen des Eimers, ergriff das eine Stockende und steckte das andere Gusti Mauerhofer in die Hand. Sie hoben beide den Eimer mit dem unglücklichen Aal hoch in die Luft, und mit dem Gesang: „Fischerin, du Kleine“ marschierten sie ab. Hinter ihnen bildete Maschas ganze Gesellschaft den Zug. Wie talentvoll Mascha doch war! Als ob sie einen Maskenball mitmachen würde, so verwandelte sie sich augenblicklich in so ein ausländisches Geschöpf, wie Bohrmann deren seit vier Tagen viele gesehen hatte. Sie schwenkte die Hüften, schlug den Takt und schnitt ein freches Gesicht.

„Fischerin, du Kleine.“

Hinter der wildgewordenen Berliner Gesellschaft blieben die Pariser Jünglinge und ihre Frauenzimmer stehen. Eine bemerkte, es sei eine Schande; Damen, die sich respektierten, sollten sich bei Tag nicht so benehmen.

„Fahre nicht alleine in die weite See hinaus.“

Wie das lachte und tollte. Berlin siegte über

Ostende. Und er, Bohrmann, hatte durch sein Glück beim Fischen diesen Zauber hervorgebracht. Na etwas Geschicklichkeit war wohl auch dabei gewesen.

„Fahre nicht alleine in die weite See hinaus.“

Wie Mascha das sang! Eine geborene Künstlerin, eine herrliche Darstellerin der Sinnenlust.

Tapfer marschierte er hinter Mascha und sang leise mit. Taktmäßiger und richtiger als die anderen. Er war früher, auf seinem Dorfe, ein recht guter Organist gewesen. Doktor Kattowitzer watschelte zu ihm heran und klopfte ihm auf die Schulter.

„Hören Sie, Sie unschuldvoller Mänaderich. Entweder Sie sind ein sogenannter Wüstling oder Sie fallen furchtbar rein. Lizzi kann an einem Tage mit ihren kleinen Zähnen mehr verknabbern, als ein Schulmeister das ganze Jahr verdient. Das Freihalten hätten Sie dem Petters überlassen sollen. Übrigens wenden Sie sich an mich, wenn Sie in Verlegenheit kommen.“

Bohrmann verstand nicht.

„Fahre nicht durch Sturmgebraus in die weite See hinaus.“

Immer nur der Refrain wurde gesungen. Bevor man beim Hotel anlangte, kam Herr Lose in Sicht, Mascha trat aus der Reihe, begrüßte ihn mit ihrem kindlichsten Lächeln und reichte ihm artig den Arm.

„Jetzt nimmt sie wieder ihre Maske vor,“ sagte Doktor Kattowitzer.

„Frau Mascha?“ fragte Bohrmann erstaunt.

„Wie sie jetzt auf die Würde ihres Gatten Rücksicht nimmt! Was?“ sagte Kattowitzer. „Das Balg, das seinen Vater sucht.“

Vor dem Hotel hatte ein Dutzend französischer junger Leute Spalier gebildet. Sie salutierten mit ihren Stöcken, und die Bande mit den Aalträgerinnen an der Spitze zog lärmend ins Hotel. Lizzi übernahm die Bestellung.

„Eine Aalsuppe, Sie wissen schon!“ sagte sie einfach zu dem korrekten Kellner, dessen Spezialität die Bedienung der Deutschen war.

„Und Bier! Et de la bière aussi!“ fügte Bohrmann mit einer höflichen Verbeugung gegen Lizzi hinzu.

„Bravo!“ rief Lizzi. „Servieren Sie meine Mischung.“ Und sie ließ den Eimer mit dem müden Aal auf die Erde rutschen.

In einem kleinen besonderen Saale war das Dutzend Gäste bald um eine improvisierte Festtafel versammelt.

Schon nach zehn Minuten wurde eine köstliche Aalsuppe serviert.

Merkwürdig. Entweder der Aal hatte sich beim Kochen stark vergrößert, mehr als die Wärme die Körper ausdehnt, oder der gute Wirt hatte aus Eigenem hinzugefügt.

Bohrmann saß zwischen Mascha und Lizzi und bat, nur tüchtig zuzugreifen. Ihm gegenüber auf einem halb leer gebliebenen Stuhle, soweit nämlich

Frau Kietz ihn vom Nachbarstuhl aus frei ließ, zwängte sich auf einmal Hantinger ein. Er habe von einer Aalsuppe erfahren und erlaube sich nebst dem Oberregisseur um eine Einladung zu bitten.

„Nehmen Sie nur!“ rief Bohrmann. „Ich habe nämlich den Aal gefangen.“

Die Reden schwirrten durcheinander. Alle waren lustig. Selbst den Doktor Hantinger mochte das Gefühl beleben, daß er nächstens Geld haben würde.

In einer schönen Glastonne wurde das Bier serviert. Merkwürdig, wie es aussah, beinahe schwarz. Und wie es schmeckte! Köstlich! Bohrmann hatte kaum zwei Gläser hinuntergestürzt, als er die Lust in sich aufsteigen fühlte, auf den Tisch zu steigen, Mascha neben sich hinzustellen und sie für das herrlichste Weib des Erdenrunds zu erklären. Er that es nicht, aber nachdem er diese Selbstüberwindung geübt, war ihm alles einerlei. Einerlei, daß Mascha das schwärzliche Bier so rasch wie er hinunterstürzte und dabei dem Vetter zunickte, einerlei, daß Lizzi ihn begeistert in den Oberarm kniff, einerlei, daß eine ganze Schar von Kellnern — es war unheimlich, wie sie immer nur kamen und gingen und gingen und kamen — daß sie die Aalsuppe abräumten und die merkwürdigsten Fische mit Saucen von merkwürdigen Farben herumreichten, daß Lizzi das Bier regelmäßig nur Porter und Sekt nannte, daß seine Gäste ihm bei jedem neuen

Gang Lobsprüche machten, und daß Herr v. Dahlem einmal über den Tisch herüberrief:

„Das dürfen Ihre Vorgesetzten nicht erfahren! O, diese Gemeindeschullehrer!“

„Wenn Sie in Verlegenheit sind, wenden Sie sich an die Kietz,“ sagte Mascha plötzlich zu Bohrmann.

„Ich komme nie in Verlegenheit!“ rief Bohrmann entrüstet und trank ein Glas von dem köstlichen Bier auf die spezielle Gesundheit von Mascha.

Direktor Lopinsky brachte einen Toast aus auf die fünfundzwanzigste Aufführung des Dramas . . .

Er blickte nach Hantinger hinüber. Wie hieß doch das verdammte Drama? Aber er brauchte sich nicht anzustrengen.

„Auf die fünfzigste Aufführung! Auf die hundertste!“

Jeder rief irgend eine Ziffer herüber, und so hoch stieg die Begeisterung, daß selbst Doktor Kattowitzer einen Augenblick lang überzeugt war, „Das hohe Lied“ von Bohrmann würde aufgeführt werden. Doktor Hantinger, der berauscht wurde, wenn er zu viel aß, geriet in furchtbare Erregung. Er war so rot wie Frau Kietz neben ihm.

„Gnädige Frau,“ flüsterte er ihr zu, „da wäre ein großartiges Geschäft zu machen! Wenn man dem unbewußten Menschen die Tantiemen für einen Pappenstiel abkaufen könnte! Bei der hundertsten Aufführung wäre man ein reicher Mann.“

„Haben Sie jetzt gar nichts?“ fragte die Kietz mitleidig und trocknete sich mit einer Serviette den Hals bis unter die Bluse.

„Nichts, gar nichts, und wenn ich ein reicher Mann wäre, müßte ich nicht Dramaturg sein. O, gnädige Frau, wenn ich nur nicht Dramaturg sein müßte!“

„Liebes Kind,“ sagte Frau Kietz und blies von sich, daß die Blätter der Rosen im Tafelaufsatz sich bewegten. „Ich will Ihnen gerne helfen. Aber mehr als zweihundert Thaler kann ich nicht geben.“

„Ich habe auch nur Spaß gemacht!“

Doktor Hantinger sagte das grinsend. Aber seine Geieraugen flogen hin und her. Wenn Bohrmann sich in Schulden stürzte? Wenn man ihm die Tantiemen abkaufen könnte! Oder gar das Stück! Die Autorschaft!

Draußen auf der Estakade hatte die Gesellschaft die Wärme des Tages behaglich gefunden. Jetzt, in dem geschlossenen Raum, war die Hitze unerträglich geworden. Die Damen riefen nach Eis und die Herren nach Cognac und Cigarren. Alle wandten sich mit ihren Wünschen an Bohrmann. Der hatte es inzwischen gelernt, zu befehlen. Eis, Kaffee, Cognac bestellte er bei dem korrekten Oberkellner.

„Und etwas Rauchbares!“ rief Herr v. Dahlem.

„Etwas Rauchbares. Une très-bonne cigare!“ sagte Bohrmann.

„Un cigare superbe,“ sagte der Oberkellner. „Eine recht gute Marke ist die neue Bock zu dreitausend Franks.“

Es gab Bohrmann irgendwo in seinem Denken einen Stoß. Aber das Rad war im Rollen. Er steckte selbst eine von den Cigarren ein, trank einen Cognac, den der verwöhnte Doktor Kattowitzer lobte, und ließ sich von Lizzi etwas Erdbeereis aufnötigen.

Die Kälte des Gefrornen weckte ihn plötzlich. Er fand seine Besinnung ein wenig wieder. Was hatte er gethan? Zu einer Aalsuppe hatte er seine Freunde und Gönner eingeladen, und nun drohte ihm gewiß eine Rechnung von . . . wer weiß wie viel. Er konnte es nicht gleich überschlagen, aber fünfzig oder sechzig Mark konnte die Sache machen, ja noch mehr. Und ein Trinkgeld mußte er auch geben, reichlich, nur so mit der Hand hingeschoben, wie er das von den anderen Herren gesehen hatte.

Viele von den Gästen waren aufgestanden. Auch Bohrmann ging auf und nieder, nötigte zuzugreifen und überlegte dabei, ob er seine eigene Cigarre weiter rauchen sollte.

Er war ja nicht geizig, der Himmel wußte es, er war nicht geizig. Wenn aber die Herren und Damen den Cognac so weiter tranken, so wurde die Rechnung noch viel, viel größer. Von einer Flasche zu fünfunddreißig Franks sprach eben Herr Neumann. Aber das mußte ein Irrtum sein.

„Auf Ihr Wohl, Herr Bohrmann!“

„Danke, lieber Hantinger! Bitte, langen Sie nur zu! Der Cognac ist gut, nicht wahr?“

Hantinger nahm ihn unter den Arm.

„Sie Heuchler, jüngst schickten Sie mich fort, da ich einen kleinen Pump versuchen wollte, und jetzt werfen Sie ein paar hundert Franks für ein Frühstück fort. Ja, ja, die Tantiemen.“

„Langen Sie nur zu,“ sagte Bohrmann mechanisch, mußte sich aber setzen, so war er erschrocken. Dann erhob er sich vorsichtig und bat den Dramaturgen, ihm zu folgen.

Draußen im Flur versuchte er seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Ich bitte Sie, mein lieber Herr Doktor Hantinger, ich bin so unerfahren. Ich habe die Gesellschaft zu einer Aalsuppe und etwas Bier eingeladen. Bitte, bitte, selbstverständlich habe ich meine Unerfahrenheit zu büßen, um jeden Preis. Aber nicht wahr, das war ein Scherz mit den vielen hundert Mark? Ich habe nur überhaupt kaum zweihundert als Reisegeld bei mir.“

„Machen Sie sich auf eine Rechnung von rund fünfhundert gefaßt, Herr Bohrmann.“

„Meine armen Kinder,“ flüsterte Herr Bohrmann und blickte ins Meer hinaus und überlegte, wie weit ein guter Schwimmer dorthin müßte, um zu ertrinken.

Hantinger sah im Grunde selbst aus wie ein

Verzweifelter, aber wie einer, der die Rettung sieht. Der Schweiß stand auf seiner Stirn und seine Zähne schlugen wie vor Angst zusammen; er rieb seine Hände, ließ die Gelenke knacken, und wendete dabei kein Auge vom Lehrer.

„Bohrmann!“ rief er wie im Fieber, „Ihr Stück wird höchstens einmal aufgeführt werden und dann nicht wieder. Die Lose kann es durchsetzen durch Herrn Neumann. Aber glauben Sie ja nicht, daß es ... es kann keinen Erfolg haben. Mein Ehrenwort darauf, es wird keinen Erfolg haben. Höchstens zwei bis drei Aufführungen. Dabei könnten zur Not ein paar hundert Mark für Sie herausschauen. Herr Bohrmann, ich meine es gut mit Ihnen. Unter gewissen Bedingungen kaufe ich Ihnen Ihr Stück ab, jetzt auf der Stelle, und nehme dafür diese ganze Aalsuppe auf mich. Wenn Sie wollen, lassen Sie die Rechnung vorher machen. Oder ich verpflichte mich, sie unbesehen zu bezahlen.“

„Dessen wären Sie fähig?“ rief Bohrmann dankbar. „Mein Retter! Sie wissen nicht, was Sie gethan haben! Meinem Siegfried haben Sie ...“

Es knackte gefährlich in Hantingers Gelenken. Er mußte vor Aufregung einige Male die Augen schließen in seinem Raubvogelgesicht.

„Sie haben meine Bedingungen noch nicht gehört. Ich riskiere viel, ich will auch was dafür haben. Sie müssen sich verpflichten ... um Lebens oder Sterbens willen ... einen Revers zu unter-

schreiben, daß ich, Paul Hantinger, an dem Stücke mitgearbeitet habe, daß ich als Mitarbeiter auf dem Theaterzettel stehen darf und daß alle Tantiemen zur Ausgleichung des Ihnen geleisteten Vorschusses mir gehören."

„Wenn das Hohe Lied aber nachher nicht einmal so viel abwirft, wie die Rechnung hier beträgt? Dann kämen Sie ja zu Schaden! . . . Ach Gott Diese Aalsuppe! . . . Und Sie wollten wirklich die Güte haben, sich meinen Mitarbeiter zu nennen?"

„Ich mache die gewünschten Änderungen und zahle die Rechnung, hören Sie, wenn Sie sofort den Revers ausstellen, daß ich auf dem Zettel stehe. Mit Ihnen. Von Bohrmann und Paul Hantinger. Entschließen Sie sich, bevor die Damen drin erfahren, daß Sie ohne Geld nach Ostende gekommen sind."

„Mein bester Herr Doktor," sagte Bohrmann flehentlich, „das thäte ich ja von Herzen gerne, wenn Sie nur wirklich die Güte haben wollten, mir zu helfen und die Änderungen zu machen. Es muß mir ja eine hohe Ehre sein, wenn ein Mann in der Stellung eines Dramaturgen sich meinen Mitarbeiter nennt. Das ist ja, wie wenn ein Schulinspektor meine bescheidenen Aufsätze in der Allgemeinen Lehrerzeitung mit unterschreiben wollte. Wie Sie mich beschämen, Herr Doktor! Sie bieten mir großmütig irdische und geistige Hilfe zugleich."

Hantinger lachte vor nervöser Aufregung.

„So werden Sie alles das sofort unterschreiben?"

„Mein Retter! Alles, was Sie wollen, wenn Ihnen mein Wort nicht genügt.“

„So kommen Sie.“

Hantinger ließ den Lehrer nicht mehr los. In das reich mit Ledertapeten und schweren Eichenmöbeln ausgestattete Comptoir des Hotels schleppte er ihn und verlangte dort kurz die Rechnung für die Aalsuppe. Ein auffallend feiner französischer Herr hatte die Summe binnen wenigen Minuten ausgerechnet. Es war furchtbar: Mehr als fünfhundert Franks. Bohrmann wollte wieder alle Hoffnung verlieren. Wenn Hantinger nicht Ernst machte? Der aber schleppte ihn in den Saal zurück, wo die lustige Gesellschaft auf den Fensterbrettern und auf Schaukelstühlen umhersaß. Bohrmann mußte sich neben Lizzi niederlassen und Hantinger, dessen Aufregung sich noch gesteigert hatte, rief ihm zu:

„Sie rühren sich nicht von der Stelle!“

Dann ging der Dramaturg auf die Kietz zu, die in einer Sofaecke einzuschlafen drohte. Verwundert riß sie die Augen auf, machte aber nach den ersten Worten des Dramaturgen ihr gütigstes Gesicht. Sie sagte etwas, faßte Hantinger bei der Hand, um so leichter aufstehen zu können, und begab sich mit ihm schwerfällig in den Vorraum. Bohrmann verlebte eine angstvolle Minute. Er hörte kaum, wie Lizzi ihm zuflüsterte, er sei ein ganz abscheulicher Mann, aber wenn er nett sei, so wollte sie sich von ihm

für einige Wochen nach der Insel . . . entführen lassen. Der Name der Insel klang englisch.

Da kam schon Hantinger zurück. Sein Auge glänzte wie unter Freudenthränen. Die rechte Hand hielt er in der Hosentasche, zeigte aber dem Lehrer im Vorübergehen, daß er ein Blatt festhielt.

„Er hat einen Check," sagte Lizzi mit Kennermiene.

Hantinger hatte Herrn Neumann aus dem Kreise der Szekal herausgeholt und schien mit ihm zu unterhandeln.

Sie verließen den Saal, und wieder verlebte Bohrmann angstvolle Minuten, während Lizzi ihm klar machte, daß sie in einem Pelzumhang von blauem Fuchs ganz unvergleichlich schön aussehen würde. Endlich riß Hantinger wieder die Thür auf. Diesmal hielt er die gefüllte Faust in seiner Hosentasche.

„So kommen Sie doch!"

Bohrmann folgte ihm.

Im Comptoir zahlte er die fürstliche Rechnung und steckte dann noch zwei Banknoten in die Tasche zurück. Vor den Augen der Hotelbeamten, die sich niemals über etwas zu wundern schienen, fiel er dem Dichter des Hohen Liedes um den Hals und küßte ihn stürmisch auf den Mund.

„Sie müssen ein berühmter Dichter werden! Das sind Sie mir schuldig! Ich zuerst habe an Sie geglaubt, ich allein habe etwas auf Sie gewagt! Ich habe viel riskiert! Ich habe fast alles riskiert!"

XXV.

Die Gesellschaft war im Begriff, sich aufzulösen, als Bohrmann hoch aufgerichtet zu ihr zurückkehrte.

„Noch nicht aufbrechen," rief er, im Gefühle der Rettung, fast weinend vor Glück. „Noch ein Gläschen Sekt, Herr Doktor Raskel? Aber Herr Neumann, Sie werden mir doch die Schande nicht anthun, meine Gastfreundschaft zu verachten!"

Aber Doktor Raskel hatte die Mauerhofer schon hinausgeleitet, und Herr Neumann erwiderte, zugleich gegen seine Frau gewandt, die allein — wenn auch mit hochgeröteten Wangen — würdevoll und ruhig dasaß:

„Ich habe Fräulein Lizzi versprochen, ihr den Leuchtthurm zu zeigen."

Durch das geöffnete Fenster sah man den rotglühenden Nebel, in welchem die Sonne unterging. Es roch fade im Speisesaal.

Bohrmann trat mit starken Schritten an Mascha heran. Er trank noch von dem superben Cognac und kam sich wie ein Sieger vor. Wie einer, der sich eine Beute heimholt vom Schlachtfeld. Es fiel ihm jetzt ein, daß Lizzi vorhin sehr freundlich gewesen war. Sie hätte vielleicht einen Kuß gestattet. O Gott! Aber was war ihm Lizzi? Er fühlte sich als Sieger, und die Erinnerung an Maschas Küsse durchschauerte ihm den Leib.

Mascha saß zwischen ihrem Vetter und dem Herrn

v. Dahlem. Sie lachte in unschöner Weise über irgend etwas Häßliches, das Dahlem erzählte. Bohrmann blickte sie strafend an, und das Gespräch verstummte.

„Das kann man doch in der besten Damengesellschaft erzählen," sagte Herr v. Dahlem nach einer kleinen Pause.

Mascha sprang auf. Sie war bleicher als sonst und ihre Augen flimmerten.

„Geben Sie mir den Arm, Hans Bohrmann. Wir wollen noch ein bißchen spazieren gehen."

„Jawohl," antwortete der Assessor. „Ein getreuer Freund begleitet . . ."

Während der Assessor sich im Vorraume Hüte und Schirme geben ließ, flüsterte Mascha:

„Ich liebe dich, Hans! Du mußt etwas erfinden! Ich muß mit dir allein sein! Nimm mich!"

Der Assessor stand wieder neben ihnen.

„Du bist indiskret, Felix," sagte Mascha ruhig, aber ihr Arm zitterte in Bohrmanns Arm. „Ich habe mit dem armen Dichter etwas Geschäftliches zu besprechen."

„Diskretion ist Ehrensache. Ich werde mit Dahlem in schicklicher Entfernung folgen."

Draußen sagte Mascha leise:

„Es war mir Ernst, Sie dürfen sich keine Blöße geben. Verzeihen Sie mir die Frage: Sind Sie nicht in Verlegenheit gekommen? Ist die Geschichte hier im Hotel geordnet?"

„Ich habe mir erlaubt, meine Freunde zu einer Aalsuppe einzuladen,“ sagte Bohrmann gemessen, „und die Aalsuppe ist von meinem Dichterhonorar bezahlt.“

„Nicht die Kietz?“

„Ich habe mit Doktor Hantinger ein geschäftliches Abkommen getroffen.“

„Bravo,“ flüsterte Mascha und preßte Bohrmanns Arm an sich. „Sie lernen schnell! So gefallen Sie mir . . . wenn Sie wüßten, wie Sie mir gefallen! Ich meine . . . ich liebe dich, Hänsel. . . . Wir müssen allein sein.“

Wieder preßte Mascha Bohrmanns Arm, und es durchfuhr ihn wie von einem ihrer Küsse.

„Wenn wir auch auf den Leuchtturm gingen,“ murmelte er und erwiderte sehnsüchtig den Druck des weichen Armes.

„Oben auf dem Leuchtturm!“ rief Mascha und kniff die Augen ein. „Aber nein! Er ist uns ja auf den Fersen.“

„Dann, meine teure Mascha, bleibt uns nichts übrig, als zu entfliehen. Wir nehmen eines der kleinen Ruderbote, und ich fahre dich hinaus aufs heilige Meer, in den Nebel hinein. Mein Arm hält fest. Der Assessor holt mich nicht ein.“

„Ja, mein Geliebter! Komm'! Nimm mich mit dir hinweg! . . . Aber vorsichtig . . . wir springen plötzlich in eins der kleinen Bote . . . laß mich nur machen . . . nachher mag er schimpfen, so viel er will . . . nachher.“

Die beiden Herren kamen langsam näher und schlossen sich Mascha wieder an. Sie lustwandelten bis zu dem stillen Hafen und blieben dort in der Nähe der Fischerbote stehen.

Ganz unbefangen entfernte sich Mascha von den Herren und plauderte mit einem der Fischer. Sie ließ sich die kleinen Bote zeigen, die zu vermieten waren. Sie spielte mit der Kette des kleinsten von diesen schnellen Fahrzeugen und rief dann plötzlich:

„Kommen Sie doch her, Hans Bohrmann.“

Schon saß sie am Steuer, schon hatte Bohrmann an der Ruderbank Platz genommen und die Riemen ins Wasser getaucht. „Fischerin, du Kleine!“ sang Mascha wie berauscht.

Der Vetter war herbeigelaufen. Er versuchte sich zu mäßigen, rief aber doch scharf, fast drohend:

„Das darfst du nicht, Mascha. Das ist . . .“

„Fischerin, du Kleine . . . wer mich liebt, der folge mir . . . es ist ja nur ein Spaß.“

Herr v. Dahlem zog lachend sein Opernglas aus der Tasche. Bohrmann ruderte hinaus, und Mascha winkte den Herren am Ufer mit Blicken und Fingern zu.

Erst nach einigen Minuten ließ sie das sein. Müde und wie erschlafft streckte sie sich aus, daß ihre Fußspitzen die Füße des Ruderers berührten; sie kniff die halbgeschlossenen Augen zu und flüsterte kaum hörbar:

„Nimm mich, nimm mich!“

Als Bohrmann die Riemen mit der linken Hand

festhielt und seine Rechte begehrend nach ihr ausstreckte, lachte sie auf.

„Jetzt nicht! Weiter hinaus! ... bis ich dir zurufen werde: Küsse mich. Nur weiter! Schneller, schneller! ... Nein, langsam, langsam! ... Kümmere dich nicht um mich! Nicht um das, was ich rede! Ich bin ja wie verrückt! Ich liebe dich! Nimm mich, nimm mich!"

XXVI.

Noch zwei Tage blieb Bohrmann in Ostende unter den fremden Nationen. Bei Tage quälte ihn die Erinnerung an seine Schuld und an die entsetzlich irdische Seite von Mascha. In seinen Träumen quälte ihn noch mehr ein wildes Umherfliegen mit zuchtlosen mythologischen Figuren, die alle so wie Mascha waren, Mascha mit einem Pantherfell oder auch Fräulein Lizzi mit einem blauen Pelz. Und noch eins marterte ihn über alle Maßen. Als er am Morgen nach dem Sündenfall aus einem unverzeihlichen Traume erwachte, legte er sich die Worte zurecht, mit denen er seine Geliebte zu begrüßen gedachte. Aber Mascha trat ihm am Arme ihres Vetters, der ganz ausgesöhnt zu sein schien und ihn sogar ganz boshaft ansah, unbefangen entgegen. Die Gleichgiltigkeit war heute so gut gespielt, daß sie ihn verletzte.

Was ging in der Seele dieses Weibes vor? War sie nur ein Weilchen mit ihm allein, so schien sie ihn so heiß zu lieben, wie es ihren Worten und Handlungen entsprach, ewig und bis in den Tod. Dann ließ sie sich sogar immer von ihm, und mit bösen Worten über Hilde, Treue schwören, so schamlos, daß nur die wahnsinnige Liebe es erklären konnte. Waren aber andere zugegen, so machte sie sich ein wenig, ganz leise aber doch hörbar, über ihren Dichter lustig, selbst vor Herrn v. Dahlem und vor ihrem Schwager Neumann. Nicht gerade über sein Stück spottete sie oder über die Mängel seiner Bildung. Er vernahm nur einen Ton, der ihn verletzte.

Wenn Mascha am Ende ebenso von Gewissensbissen geplagt wurde, wie er selbst!

Bohrmann nahm in seiner Seelenangst eine oder die andere Mahlzeit allein, trotzdem er sich vor den Kellnern und ihren sicheren Manieren fürchtete. Wieder erlebte er die Überraschung, daß jedesmal ein Zwanzigfranksstück verschwand, sobald er in die Tasche griff. Einen „Louis“ nannten das die Herren in ihrer Gewohnheit, eine große Summe kurz auszusprechen.

Am dritten Morgen nach der Aalsuppe waren die Schwimmer der Gesellschaft draußen im heiligen Meer. Plötzlich bemerkte Bohrmann, wie Mascha mit Hilfe ihres Vetters die Planche machte. In einem Tone, der gewiß ungehörig war, rief er ihr zu:

„Was thun Sie da, Frau Mascha?“

Es erfolgte keine Antwort. Aber sie sprach nicht mehr mit ihm; bei der Table d'hote erst, als von Schmidt-Lefèbvre die Rede war, der seinen gestrigen Riesenrausch noch nicht ausgeschlafen habe, sagte sie ruhig und bestimmt, als ob es zwischen ihnen verabredet gewesen wäre:

„Sie müssen also heute abend schon abreisen, lieber Herr Bohrmann. Ihre Ferien gehen freilich zu Ende wie Sie sagen. Da können Sie unseren guten Direktor mitnehmen und in Berlin irgendwo versetzen."

Bohrmann hatte in der großen Gesellschaft doch schon viel gelernt. Er ließ die Gabel nicht fallen, er brach nicht in Thränen aus, er sagte einfach, die Ferien seien allerdings in vier Tagen zu Ende, die Reise dauere — Unfälle nicht mitgerechnet — zwei Tage, und den Rest werde er wohl brauchen, um sich wieder in die kleine Welt seiner Schule einzuspinnen.

Bald nach dem Dejeuner besuchte ihn Herr Lose in seiner dreieckigen Stube. Er war sehr artig und redete etwas von Schadloshalten, die Reise sei doch im Interesse seines Schwagers Neumann gemacht. Und er reichte dem Lehrer zwei Schnellzugbillets, für ihn und den Direktor, die ihn zu einer Fahrt erster und zweiter Klasse berechtigten. Bohrmann fühlte, daß man ihn fortschicke wie den Direktor. Auch wohl wegen eines Rausches. Er dankte beschämt, ohne innere Dankbarkeit.

Und doch hätte er froh sein müssen. Wohl hatte

er den Preis für sein dreieckiges Zimmer ausbedungen. Da er jetzt zahlen wollte, stellte sich ein kleiner Irrtum heraus. Was er für eine Woche verstanden hatte, galt für einen Tag. Als er mit Sonnenuntergang seinen Rucksack gepackt hatte, um die Stube nicht noch für eine Nacht zahlen zu müssen, war er fast mittellos.

Sein Zug ging gegen Mitternacht fort.

Die Gesellschaft war im Kursaal. Da getraute er sich nicht hinein, und anderswo hatte er kein Heim mehr in Ostende.

Mit dem Rucksack auf den Knien saß er an einem Tischchen vor dem Kursaal und versuchte keinen Widerstand, als ihm ein Kellner die Auswahl unter verschiedenen Erfrischungen anbot. Er bestellte das giftig grüne Zeug, das Absinth hieß. Das kannte er schon. Aber es schmeckte ihm nicht.

Auf einmal trat Mascha harmlos ins Freie; sie lächelte zufrieden und kindlich, als sie ihn erblickte. Sie setzte sich zu ihm, sie nippte von dem Liqueur und plauderte. Von seinem Treuschwur, von seinem Stück, von seiner Frau.

Er gestand ihr ein, daß sie ihm in seinen Träumen als mythologische Figur erschienen sei. Er wollte nur andeuten, sie aber preßte und saugte alles aus ihm heraus. Er sprach und sprach, was niemals hätte Wort werden dürfen in seinem Munde. Mit halb geschlossenen Augen hörte sie zu, netzte ihre Lippen mit dem Zünglein und streckte die Handschuhspitzen

nach ihm aus. Dann bemerkte sie, daß der Vetter sie suchte; freundlich reichte sie dem Lehrer die Hand und sagte:

„Auf Wiedersehen in Berlin also . . . Treu sein!“

Dann ging sie zierlich in den Kursaal zurück.

Er hielt es nicht länger an dieser Stelle aus. Er ging nach dem Bahnhof, und so lag Ostende hinter ihm.

Im Wartesaal vergingen die Stunden. Bohrmann dachte an seine Arbeit für die Allgemeine Lehrerzeitung, an das Geheimnis des Fräuleins Reymond und an die Zukunft Siegfrieds.

Gegen elf Uhr erschien Doktor Hantinger mit dem Direktor Schmidt-Lefèbvre. Er übergab den halbberauschten Mann dem Lehrer. Dann sprach er von der gemeinsamen Arbeit, dem Hohen Liede. Die Änderung müßte sehr einschneidender Art sein. Er habe sich das Manuskript von Petters geben lassen und sich die Sache überlegt. Zu einer unerhörten Ausstattung müsse Gelegenheit gegeben werden, nicht nur zu einem neuen Kostüm für den eitlen Pfau, die Szekal. Sehr viel Ausstattung. Alles unter einem weihevollen Titel, das habe das Publikum jetzt gern. Lopinsky werde sich übrigens nicht lange halten können.

„Sie werden noch von mir hören, Doktorchen. Sie werden den Tag segnen, an welchem Sie sich mit mir eingelassen haben. Ich darf noch nichts

verraten, aber bald habe ich Neumann in der Tasche."

Bohrmann erinnerte sich. Er hatte einmal ein Stück geschrieben, „Das hohe Lied", und hatte sich an Doktor Hantinger verkauft. Der sollte nun die Änderungen machen und den Ruhm mit ihm teilen.

Hantinger brachte seinen Dichter und seinen Direktor noch in den richtigen Wagen, dann machte er sich aus dem Staube.

Bis in den hellen Morgen hinein konnte Bohrmann seinen wirren Gedanken nachhangen. Schmidt-Lefèbvre schlief wie ein Kind. Als er erwachte, war auch er melancholisch.

Auf einem Bahnhofe irgendwo mußte Bohrmann mit ihm Brüderschaft trinken. Johannes! Konrad! Von da ab erzählte der Direktor seine Lebensgeschichte. Endlos und unzusammenhängend. So viel nur erfuhr Bohrmann, daß Schmidt-Lefèbvre eigentlich nur Schmidt heiße, in Halle Theologie studiert habe und dann nach ernsten Glaubenszweifeln und einigen Versuchen, umzusatteln, Schauspieler geworden sei.

Wieder nach einem längeren Aufenthalte, der zu einer Anfeuchtung des Gedächtnisses Gelegenheit bot, wurde Konrad ganz elegisch. Er hatte auf der Strecke unmittelbar vorher durch gewagte und laute Reden eine Familie vertrieben, die mit ihnen das Coupe teilte. Jetzt waren sie allein.

„Weißt du, Bruderherz, was uns allen fehlt?

Der Ruach. Das ist Hebräisch. Ich habe das in Halle gelernt. Ich könnte heute noch die Kanzel besteigen, wenn ich ein Heuchler werden wollte. Der Ruach ist also der Geist. Und: wer den Dalles hat, der hat keinen Ruach. Und wer keinen Ruach hat, der stürzt sich eines Tages auf ein Schürzenstipendium, wie eine Sau auf den Futtertrog. Wir können uns nachher schlagen, lieber Bruder, wenn es dich rempeln sollte, aber sagen muß ich's dir. Unsere ganze Blase in Ostende, lauter Schürzenstipendiaten. Und die Weiber, na du weißt schon. Der Petters ist natürlich keiner mehr. Der hat keinen Dalles, der hat den Ruach, das ist ein anständiger Mensch. Aber sein Vater oder sein Großvater ist ein Schürzenstipendiat gewesen. Ich wette darauf! Und jetzt gründet auch er Schürzenstipendien, und du, Bruder ..."

Bohrmann versicherte, daß er die Bedeutung des Wortes nicht verstehe.

„Mein unglücklicher, kaum noch geborener Bruder, überleg' dir's! Komm lieber nicht auf die Welt. Sie ist zu schlecht. Sag', daß du nicht willst, und wenn du doch auf die Welt kommen mußt, lass' dir vorher Ruach einblasen. ... Jetzt bin ich was, jetzt habe ich eine Konzession, jetzt bin ich gerade soviel wie Petters. Wir verhandeln von Macht zu Macht. Und wenn ich bei Sinnen bin, bin ich mehr als Petters, denn ich habe eine Konzession und er hat keine. ... Weißt du, Bruder, immer bin ich nicht so

vornehm gewesen wie jetzt. Ich habe meinen Tag von Damaskus gehabt. Lass' mich dir beichten. Da war in Stettin ein Direktor Lefèbvre. Der hat eine Konzession gehabt. Er hat sie auch mit Schmutz bekommen! Wir sind alle Lumpen, du auch Bruder . . . sei nur still, wir können uns nachher schlagen, wenn es dich rempelt. Der Direktor Lefèbvre ist gestorben, und es war hohe Zeit. Der hat eine Witwe hinterlassen, die war noch älter als er. Und um der Konzession willen habe ich sie zur Frau genommen. Sie ist auch tot, Gott hab' sie selig. Und ich habe jetzt die Konzession. Aber glücklich bin ich nicht, Bruder. Der Ruach, der Ruach!"

Bohrmann glaubte, sein Freund phantasiere, und suchte ihn zu beruhigen. Der aber war einmal ins Beichten geraten und beichtete abscheuliche, widerwärtige Dinge. Der Lehrer war nur froh, mit ihm allein zu sein. Dann hob sich plötzlich wieder Konrads Mut. Man glaube, ihm die Konzession schon abgekauft zu haben. Aber man täusche sich in ihm. Lopinsky werde bald abgewirtschaftet haben. Er allein werde die Zügel der Direktion in die Hand nehmen, er werde den Karl Moor spielen und den Franz Moor dazu, an einem Abend, und den Kerl, von dem jetzt so viel die Rede sei, na, den Kerl mit dem Säuferwahnsinn und den Gespensterstücken, den werde er Sonntag nachmittags aufführen, die Gespenster bei bengalischer Beleuchtung und verdunkeltem Zuschauerraum. Gespensterstücke müßten sein. Und

einen Schiller-Cyklus werde er zusammenschlagen, daß das königliche Schauspielhaus wackeln solle. Wackeln! Den ganzen Wallenstein an einem Abend werde er herausbringen, und den Wallenstein werde er selber hinlegen, in einem ganz neuen Panzer und mit hohen Lederstiefeln. Da, im ersten Teil, komme ein schönes Lied vor, das werde er ganz allein singen. Er habe eine schöne Stimme. Jeden Tag könnte er predigen.

„Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!“

Bohrmann war trotz seiner poetischen Ader zu fremd in der Litteratur, um alle Irrtümer seines Freundes zu bemerken. Nur daß das Räuberlied nicht in den Wallenstein gehöre, fiel ihm auf, und er korrigierte es.

Das sei ganz einerlei, rief Konrad. Das sei Pedanterei. Schürzen-Stipendiaten sollten keine Pedanten sein. Er habe sich auch nur versprochen. Er wisse ganz gut, als Wallenstein habe er zu singen: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ Und ein Pferd werde er auf die Bühne bringen, daß die Spießer bis auf die siebente Reihe zittern sollten. Einen Rappen! Mit den hohen, gelben Stulpenstiefeln werde er sich auf den Rappen schwingen. Und überhaupt, er werde den halben Wallenstein zu Pferde spielen.

„Nuancen wird das geben, Bruder, Nuancen, sag' ich dir! Ohne Nuancen ist Alles Quark.“

Es war merkwürdig, wie sachlich er sprach, wie hübsch und überzeugt er aussah, wenn dieser Geist über ihn kam. Bohrmann glaubte nicht, daß der Direktor noch die sittliche Kraft zu seinen Reformen haben werde. Aber es lebte doch offenbar ein edles Streben in ihm.

Von Zeit zu Zeit erwachte in Bohrmann das Behagen daran, unter so ernsten Gesprächen, so vornehm und mit so rasender Schnelligkeit durch die Welt zu fahren. Von den Einrichtungen der ersten und zweiten Klasse wollte er seinem Siegfried erzählen, und auch der treuen Freundin seines Sohnes, der edeln Kläre Reymond, die so aufmerksam zuzuhören wußte.

Er tastete nach seiner Brusttasche, ob der Vertrag für Fräulein Reymond noch da sei. Das war wenigstens ein Glück ohne Reue, das er aus Ostende mitbrachte.

Je mehr sie sich Berlin näherten, desto häufiger mußte er an Fräulein Reymond denken. Er hatte nichts Arges im Sinn, aber er hätte sich für sein Leben gern über das Geheimnis beruhigen lassen, das zwischen Konrad und Fräulein Kläre Reymond bestand.

Die Sonne war untergegangen, und sie hatten nur noch eine Stunde bis Berlin. Da sagte Bohrmann leichthin:

„Nicht wahr, Konrad, Fräulein Reymond ist doch ein großes Talent, für die Bühne?“

Konrad antwortete nicht gleich. In der Dämmerung blickte er zum Fenster hinaus, als ob er nicht gehört hätte. Dann kam es aber wie aus einer geöffneten Schleuse. Johannes solle sich schämen, solle nicht so neugierig sein. Kläre sei das vornehmste Geschöpf, das er auf seinen Lebenswegen kennen gelernt habe. Ihr einziges Geheimnis sei ihm heilig. Eher werde er sich die Zunge abbeißen, als es verraten.

Und ohne sich zu unterbrechen, gab er das Geheimnis zum besten; ausführlich, mit predigerhafter Moral und dann wieder boshaft, erzählte er, was er wußte und was er dachte.

„So ist sie zu mir gekommen,“ schloß er. „Die eine unselige Stunde mit D . . . hat keine Folgen gehabt. . . . Eine andere hätte geschwiegen oder hätte sich aufgeblasen mit der Liebe des berühmten und schönen Heldenliebhabers. Kläre aber handelte nach dem vierten Gebot, sie ging hin zu ihrem Herrn Vater und beichtete ihm alles. Und dieses übertünchte Grab, dieser alte Esel, dieser Rektor an der Bürgerschule, dieser Pharisäer, dieser geschminkte Tragödienvater hat sie aus dem Haus gejagt. Mach' dir die Sache klar, Johannes, und du kannst es auf die Bühne bringen. Der Herr Rektor erzieht sein Kind zum Deklamieren und zum Paradepferd der Klasse. Der Herr Rektor macht sein Kind verrückt, der Herr Rektor setzt ihr die Raupen in den Kopf, der Herr Rektor läßt sie von dem berühmten und schönen Heldenliebhaber bei Gelegenheit seines Gast-

spieles prüfen. Der Herr Rektor schickt das siebzehnjährige Ding dem Heldenliebhaber in sein Hotelzimmer. Allein! Zu ihm! Und nachher jagt er sie aus dem Hause. So ist sie zu mir gekommen. Ich hatte damals ein famoses Ensemble in Halle. Der berühmte D . . . spielte bei mir. Lauter volle Häuser. Im Egmont habe ich selbst den Oranien gespielt, großartig sage ich dir. Da empfiehlt mir nach der Abrechnung, das war bei mir immer nach dem zweiten Akt, der Kerl das arme Mädel. Ich sollte sie nicht verachten, weil sie sein war. Wir haben beide gelacht, wir Schufte. Und so habe ich sie engagiert. Laß mich in Ruh, Johannes, und wenn du an Gott glaubst, so freue dich, daß dereinst ein herrlicher Engel mehr vor dem himmlischen Thron singen wird."

Konrad streckte sich aus und schloß die Augen. Bohrmann schwieg tief erschüttert. So habe auch dieses arme Fräulein Reymond eine Schuld zu bereuen! Das hätte er nie geglaubt. Aber gut war sie doch, und er nahm sich vor, sie nicht merken zu lassen, daß er ihren einzigen Fehltritt kannte. Er mußte bitterlich weinen.

Stoßweise, wie aus dem Schlafe, begann Konrad wieder:

„Und jetzt glaubst du, sündiger Mensch, sie sei nachher meine Geliebte gewesen . . . Alles habe ich ihr geboten, alles hat sie abgelehnt . . . durch den Schmutz ist sie geschritten, und selbst der Rand ihres

Gewandes ist rein geblieben wie ein Tautropfen in einer Rosenknospe . . . nichts hat sie verführt . . . nicht einmal meine Konzession. Meine Schuld war es nicht, daß sie ein Engel geblieben ist in meiner Nähe . . . dann freilich bin ich selbst brav geworden, ein braver Schuft, ein reuiger Sünder . . . wie ein treuer Hund . . . vor ihrer Kammerthür, hinter den Kulissen . . . wie ein treuer Hund, und seitdem weiß sie . . . nichts hat sie gelernt, nicht den Kopf gerade halten, und nicht einen Arm bewegen . . . auf der diesseitigen Bühne wird sie nie die Arme bewegen können . . . drüben aber, vor dem himmlischen Throne, wo man in die Augen sieht, ins Herz, in die Nieren, da werden die himmlischen Heerscharen kommen und sie begrüßen . . . Sie ist die Kunst . . . sie ist die Reinheit . . . heilige Elisabeth . . . was? . . . laß mich schlafen."

XXVII.

Auf dem Bahnhofe Alexanderplatz erst hatte sich Konrad erwecken lassen. An Ort und Stelle mußte die siegreiche Heimkehr trotz Bohrmanns Widerstreben mit einer Flasche Wein begossen werden, die der Direktor fast allein austrank. Dann mußte eine Droschke genommen werden, obgleich Konrad gar kein Gepäck besaß und der Lehrer nur seinen Rucksack.

Als sie kurz vor zehn Uhr vor dem Hause hielten, fühlte Bohrmann ein beängstigendes Gefühl. Er mußte plötzlich an den Tag seines Examens denken. Er hatte zwar jeden Tag eine der merkwürdigen internationalen Postkarten, über und über beschrieben, nach Hause gesandt, aber seine Ankunft hatte er nicht rechtzeitig angezeigt. Er sehnte sich danach, Frau und Kinder wiederzusehen und ihnen von den Wundern des Meeres, von den Tagen unter fremden Nationen zu berichten. Aber er hatte noch mehr zu verschweigen, als zu erzählen.

Er stieg aus der Droschke und wollte von Konrad Abschied nehmen.

„Nein, Bruderherz, du wirst mich nicht preisgeben! Ich wüßte ja doch nicht, wo ich mein Haupt niederlegen soll in dieser ungewöhnlich schwarzen Nacht, denn ich glaube, ich bin bezecht. Ich weiß, ich bin ein Lump, aber bringe mich zu deiner Frau. Mascha Lose hat mir deine Frau empfohlen. Wenn ich nicht bezecht wäre, ich würde zu dir sprechen: Gehe links, ich will rechts gehen. Aber ich bin ein Lump und bin bezecht, und du mußt mich zu deiner Frau bringen. Thu's, Bruderherz, und denk', Gottes Wege sind wunderbar.“

Oben gab es Schrecken, Überraschung und Freude. Hilde hatte mit einer fremden Frau und Lenchen bei einer Punschbowle gesessen. Reste von Kartoffeln und Häringen waren beiseite geschoben. Die fremde Frau, die rasch ein buntes Tuch um die Schultern

warf und eine große schwarze Tasche an sich nahm, machte sich zum Fortgehen bereit, um nicht zu stören. Sie habe den Ankauf der Plüschgarnitur vermittelt, für einen Spottpreis.

Während die Frau eilig fortging, bemerkte Bohrmann erst, daß die gute Stube ordentlich gefüllt war mit dieser dunkelblauen Plüschgarnitur. Hilde schien ein schlechtes Gewissen zu haben. Aber das war ihm lieb; so hatte auch er etwas zu verzeihen. Siegfried kam im Hemdchen hereingelaufen und schien glücklich, Vater wiederzusehen. Doch er schlief auf Bohrmanns Arm sofort wieder ein, bevor dieser noch die Mitbringsel für die Kinder ausgepackt hatte.

Konrad hatte sich recht gewandt der Frau Lehrerin vorgestellt. Er sei der Direktor des Kronprinzen-Theaters. Wo das Drama . . . Dingsda . . . sie wisse schon . . . ein hochpoetisches Werk . . . aufgeführt würde.

Mit Siegfried auf dem Arm, mit Lenchen auf dem Schoß, fing Bohrmann durcheinander zu erzählen an. Von den fremden Nationen und von der Brandung, von den französischen Speisen und den Kellnern. Gewaltsam mußte er andere Erinnerungen unterdrücken. Um sich zu fassen, that er Conrad gern mit einem Glase Punsch Bescheid.

Hilde fragte nach diesem und jenem und bald auch, wie er mit seinem Gelde ausgekommen sei.

Errötend reichte er ihr seine Börse, die noch

einiges deutsches Geld und — zum Andenken — zwei französische Silbermünzen enthielt.

Als Lenchen endlich über Müdigkeit zu klagen anfing, bemerkte Hilde, daß Direktor Schmidt-Lefèbvre eingeschlafen war. Ausgestreckt lag er auf dem Blauplüschenen.

„Er ist an keine Ordnung gewöhnt,“ sagte Bohrmann entschuldigend. „Ihm hat wohl immer eine bürgerliche Häuslichkeit wie die unsere gefehlt. Ich werde ihn wecken und es ihm vorhalten, daß er das neue kostbare Stück nicht geschont hat.“

„Lass' nur,“ sagte Hilde. Sie betrachtete träumerisch den schlafenden Mann, legte ihm dann ein Küchenhandtuch unter seine Stiefel, ließ ihren Rock hinuntergleiten und breitete ihn sorgsam über die Beine des Schläfers.

„Lass' nur,“ wiederholte sie fast herzlich. „Das könnte mir eher an ihm gefallen, daß er sich gehen läßt. Nur nicht immer so gebildet ... Also dein Stück wird jetzt bestimmt aufgeführt? ... Ach, bist du schläfrig! ...“

Bohrmann wachte spät auf. Als er ins Wohnzimmer trat, verletzte ihn jetzt, bei Tageslicht, die Farbe der neuen Plüschmöbel. Noch mehr verletzte ihn die Art, wie Hilde und Konrad, gleich alten Kameraden, am Frühstückstische saßen, weniger achtsam gekleidet, als sich das wohl selbst zwischen Mann und Frau schickte. Konrad hatte keinen Kragen und keinen Schlips umgelegt; Hilde hatte

ihr Haar nicht gemacht und ihre Füße in Pantoffeln stecken.

„Du mußt dem Herrn Direktor," sagte sie lachen, „einen Kragen borgen, du hast ja jetzt genug davon."

Lebhaft fuhr Konrad in der unterbrochenen Erzählung fort. Er habe lauter vorteilhafte Verträge abgeschlossen: mit dem reichen Petters, mit den ersten Künstlerinnen Deutschlands, mit den besten Autoren, nur sein Direktor Lopinsky sei — die Freundschaft in Ehren — ein ganz erbärmlicher Hallunke.

Die Kinder kamen, und Bohrmann mußte ordentlich erzählen.

Vom Rauschen der Nordsee, von Ebbe und Flut und von der ersten Eisenbahnklasse. Die Kinder horchten auf, und Lenchen wollte wissen, wie die Damen im Wasser gekleidet gingen. Hilde lachte. So ein Racker. Aus dem Modejournal wußte sie alles besser als Bohrmann es an Ort und Stelle beobachtet hatte.

Von Zeit zu Zeit blickte der Lehrer tadelnd nach dem Halse Konrad's. Endlich bat er ihn offen, sich doch in seinem Schlafzimmer fertig zu machen. Ungern schien Konrad zu gehorchen. Bohrmann legte ihm Kragen, Stulpen, Wasser und Seife zurecht und ließ ihn allein. Er wollte die Gelegenheit benutzen, Hilde ebenfalls auf die Unordnung in ihrem Äußern aufmerksam zu machen. Da kam

er aber schlecht an. So laut, daß Siegfried erschrak, und daß der Gast es im Nebenzimmer wohl hören mußte, rief sie:

„Den Kindern natürlich hast du was mitgebracht. Die hast du lieb. Mir nichts als gute Lehren! Die kannst du dir sauer kochen! Und was du mit der Würde einer Lehrersfrau meinst, das kannst du mir 'mal aufschreiben, sonst versteh' ich's nicht. Die Würde einer Lehrersfrau ist nicht so viel wert, als 'ne Katze auf dem Zagel fortträgt. Schaff' an, daß ich mir 'n Mädchen halten kann, dann werde ich auch im Wasser frisiert herumwatscheln wie die Lose. Der . . . Direktor? Das ist ein sehr vernünftiger Mensch. Und wenn dein Direktor ohne Kragen herumgeht, so brauchst du auch nicht auszusehen, wie ein Küster am Sonntag."

Bohrmann suchte nach etwas, dem Streit ein Ende zu machen.

„Man hat mich in Ostende nicht wie einen Küster behandelt," sagte er mit leisem Vorwurf. „Man hat auf mein Wort sehr viel gegeben. Auf meine Empfehlung hat man Fräulein Reymond engagiert. Es ist unrecht, daß ich ihr die Freudenbotschaft nicht schon gestern abends gebracht habe. Jetzt will ich es aber nicht mehr versäumen."

In Wahrheit hatte er gestern abend Siegfrieds Freundin vergessen. Bei Nacht aber, als er aus schweren Träumen auffuhr, beruhigte ihn der Ge-

danke an Fräulein Reymond und daß er wenigstens ihren Dank verdienen konnte.

Mit den beiden Verträgen in der Hand trat er auf den Treppenabsatz hinaus.

Natürlich. Für die dumme Gans habe er immer Zeit übrig. Er solle sich was schämen mit seinen ewigen Durchstechereien. Die Reymond könne bis Nachmittag warten. So verhungert wie sie sei, käme es auf ein paar Stunden nicht an.

Aber Bohrmann beeilte sich hinüberzugehen. Er hörte das alte Weib keifen. Sie verstummte bei seinem Klingeln, aber das Gesicht, mit dem sie öffnete, versprach nichts Gutes.

„Heil zurückgekommen von den Türken, Herr Bohrmann? Sie natürlich habens dazu. Bezahlen ist die Hauptsache. Sie können gut und gern alles gehört haben! Wer nicht bezahlen kann, den kann ich 'rausschmeißen, wann ich will. Und wer nicht bezahlen kann, der hat sich nicht so zu haben.“

Bohrmann hielt den Vertrag in die Höhe und lachte freundlich.

„Sie sollen sehen, Frau Spindler! Wo ist Fräulein Reymond? Ich habe ihr eine recht gute Nachricht zu bringen.“

Sofort trat Fräulein Reymond auf den Flur heraus. Sie sah verängstigt aus, blaß und abgehärmt. Aber das graue Kattunkleidchen war sauber wie immer und die Scheitel lagen sorgfältig um die hohe Stirne.

„Willkommen, Herr Bohrmann! Was haben Sie gesagt?“

„Eine recht gute Nachricht, mein liebes Fräulein. Hier bringe ich für Sie einen Vertrag mit der Direktion des Kronprinzen-Theaters. Sie brauchen nur Ihren Namen darunter zu setzen, mein liebes Fräulein . . . man, man schätzt Ihr Talent in der Direktion . . . man hält sehr viel von Ihnen . . . Sie sollen in meinem Stücke die Vertraute der Königin kre . . . kreïeren.“

Frau Spindler riß ihm die Blätter aus der Hand und lief damit in die helle Stube hinein ans Fenster, um sich von der Wahrheit zu überzeugen.

„Da brat' mir 'mal einer einen Storch! Und hundert Mark monatlich. Is doch 'ne jute Seele, der Herr Bohrmann.“

Fräulein Reymond war neben Bohrmann stehen geblieben. Zitternd an allen Gliedern, hatte sie seine beiden Hände gefaßt. Jetzt beugte sie sich plötzlich herab. Er erschrak über alle Maßen. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm die Hand küssen, niedersinken, vielleicht nur vor Schwäche. Stark und rasch faßte er sie um. Sie lehnte wie ohnmächtig an seiner Brust.

„Wenn die Not am größten,“ flüsterte sie.

Frau Spindler trat wieder auf den Flur.

„Habe ick's nich immer gesagt? So'n hübsches Mächen und so talentvoll! Mit die hundert Mark monatlich is es noch nich alle! Sie müssen wissen,

Herr Bohrmann, wenn sie erst auf dem Zettel steht, dann sind die Herren noch ganz anders. Und wegen det bißchen Miete? So is die Spindlern nich, die Spindlern kann warten."

Fräulein Reymond konnte vor Freude immer noch nicht lesen. Angstvoll und mit Freudenthränen fragte sie nach den Bedingungen des Vertrages. Bohrmann hatte die Hauptpunkte wieder vergessen oder gar nicht bemerkt. Frau Spindler wußte aber schon alles. Vom ersten September an war sie verpflichtet, und am ersten September schon bekam sie die ersten hundert Mark, in weniger als vier Wochen.

Fräulein Reymond nahm eine kleine Photographie vom Nachttisch und küßte sie.

„Mein Vater! Wenn er doch noch eine Freude durch mich erführe!"

„Ich habe von ihm gehört ... Er ist wohl sehr streng?"

„Er ist ein außerordentlicher Mensch, mein Vater. So hart wie er gegen mich einmal war, ein einziges Mal, so hart ist er immer gegen sich selbst ... als er durch eigene Studien seinen Kinderglauben verloren hatte, bekannte er das vor dem Pfarrer. Dann aber setzte er es durch, daß er blieb. Der Pfarrer kann ihn nicht leiden, weil das ganze Städtchen auf meinen Vater schwört. Er war auch vielleicht nur so hart gegen mich, weil er fürchtete, Schwäche gegen mich könnte das Werk seines Lebens zerstören. Er hat mich so lieb! Und ich ihn erst! ... Darum

eben sollte ich ja einen Lehrer heiraten, einen Gehilfen und Fortsetzer für ihn."

„Ich wäre ihm wohl zu fromm gewesen, Fräulein Reymond?"

„Ach, Herr Bohrmann, scherzen Sie nicht mit so etwas! . . ."

„Schreiben Sie Ihrem Vater wenigstens oft?"

„Nie. Ich werde ihn nie anbetteln und nie ihm mein Leid klagen."

„Und wenn Sie ihm Erfolge zu berichten haben?"

„Dann vielleicht. Darum dachte ich ja eben an ihn. Sonst nie! Ich müßte um Verzeihung bitten. Nie!"

„Sagen Sie das nicht, Fräulein Reymond."

„Für mich nie!" rief sie heftig; dann fügte sie weicher hinzu: „Es müßte denn für einen andern sein. Für einen andern könnte ich mich wohl demütigen . . . Wie soll ich Ihnen danken? Wie kann ich's?" . . .

Still zog sich Bohrmann zurück, um seine Freude nachzugenießen. Im Wohnzimmer waren inzwischen die Kinder erschienen und feierten die Rückkunft des Vaters mit Kaffeekuchen.

Da Hilde sofort wieder anfing, jetzt zu Konrad gewendet, auf die dumme Gans, die Reymond, zu schimpfen, setzte sich Bohrmann zu Siegfried und flüsterte ihm zu, er solle nur tüchtig essen. Auch Fräulein Reymond habe eben eine große Freude gehabt.

XXVIII.

Bohrmann wartete den ganzen Tag darauf, daß sein Direktor davon anfinge, er wolle sich eine Wohnung suchen oder so ungefähr. Konrad aber schien sich ungemein behaglich zu fühlen. Er machte bei Fräulein Reymond einen frühen Besuch und betrachtete sich vorher sogar im Spiegel; „als ob er zur Kirche ginge," mußte sich Bohrmann sagen. Von der Reymond kam er in Zerknirschung zurück, erholte sich aber bald wieder, nachdem er Kragen und Manschetten wieder abgelegt und in der Küche eine Flasche Bier getrunken hatte. Er trieb sich überhaupt viel um Hilde herum, erzählte seine Schwänke und Abenteuer entweder ihr allein oder auch wohl den Kindern, wenn diese sich nicht verscheuchen ließen. Und es freute den Lehrer, den pädagogischen Takt des wüsten Mannes zu beobachten, der seinen Ton jedesmal für die Kinderseelen änderte und sich auch durch Lenchens vorwitzige Fragen nicht verleiten ließ, in ihrer Gegenwart seine wilden Coulissenschwänke zum besten zu geben. Am Schlüsselloch erhorchte sie wohl nicht viel.

Als Bohrmann am Montag zum ersten Male wieder von seinen Schulkindern nach Hause zurückkehrte, empfing ihn Hilde mit der Frage, ob er denn den Direktor ewig in seinem Hause dulden werde. Er sei ja soweit ein gebildeter und hübscher Mensch und wolle schon heute abend mit ihr in ein Theater

gehen, aber es sei doch nicht Platz genug in der Wohnung, und er habe freche Reden geführt.

Hilde sagte das alles nicht mit dem Nachdrucke, mit welchem sie sonst ihren Willen kund zu thun pflegte. Bohrmann gab zu, daß er den guten Konrad nur für einen Tag aufzunehmen geglaubt habe; aber man könne ihn doch nicht einfach aus dem Hause weisen, das verbiete die Pflicht der Gastfreundschaft; Hilde werde schon das richtige Wort finden, um ihn zum Abzug zu bestimmen.

„Ich sage dir aber, er ist frech gewesen, sehr frech.“

„Ja, ja, so ist er. Ich hoffe aber, er war nicht bezecht.“

Nein, das werde sie nicht zulassen, so lange sie ihn bei sich beherberge.

„Das ist edel von dir, meine liebe Hilde. Und beleidigen wollte und konnte er dich nicht mit seinen Reden. Ich habe das auf der Reise selbst empfunden. Weißt du, das ist mehr poetisch als beleidigend, wenn er so schimpft. Das ist, wie wenn in den Räubern von Schiller alle Menschen eine heuchlerische Krokodilenbrut genannt werden. Man bezieht das nicht auf sich und bleibt ruhig im Theater sitzen... Ich glaube wirklich, ich habe durch meine Reise weitere Gesichtspunkte gewonnen. Konrad ist ein richtiges Genie, wenn auch ein mißratenes Genie. Er scheint sogar Laster zu haben, aber die Nähe der edlen Weiblichkeit wird ihn heilen.“

„Wie du meinst, Johannes. Das sage ich dir aber, wenn er immer zu der Reymond hinüberläuft, so muß er aus dem Hause. Wir haben keinen Platz, und es ist auch der Kinder wegen. Lenchen ist sehr schlau für ihr Alter."

Die Gatten sprachen nicht weiter über die Sache, und Konrad blieb. Das neue Blauplüschene wurde zu seiner Schlafstelle bestimmt. Da lag er noch und schnarchte, wenn Bohrmann mit seinen Büchern und Heften zur Schule ging. Wenn er einmal schon munter war, drehte er sich wohl um und hielt den Lehrer mit schlecht angebrachten Redensarten auf. Es sei nicht menschenwürdig, sein Leben an die Kinder fremder Leute zu wenden. Johannes sollte wie ein echter Dichter den dummen Beruf an den Nagel hängen, möglichst lange schlafen und auf den Ruach warten. Alle Genies seien Langschläfer.

Bohrmann ließ sich solche Reden nicht anfechten. Wenn Faulheit zum Wesen des Genius gehörte, so war er eben kein Genius. Denn ihm machte sein anstrengender Beruf rechte Freude. Nur daß ihm das Berlinertum seiner Schüler immer noch fremd war, daß er sich oft nach seinen lieben Dorfkindern sehnte. So ging er eben an Konrad vorüber in seine Schule.

Es war ihm dann auch nicht angenehm, wenn er beim Nachhausekommen in seiner Arbeitsstube Spuren von Konrads Anwesenheit vorfand. Der Direktor wusch sich nicht regelmäßig, dann aber mit

einem solchen Eifer, daß auch der Schreibtisch vollgespritzt wurde. Das war schon der Schulhefte wegen unrecht von Konrad.

Bohrmann beschwerte sich wohl einmal bei Hilde. Die aber ging bald fast täglich mit Konrad in irgend eines der Sommertheater. Sie verteidigte den Gast nicht und wiederholte, es sei kein Platz für ihn im Hause. Aber er sei doch wirklich ein reizender Mensch und habe eine sehr geachtete Stellung; er sei doch viel mehr als ein Gemeindeschullehrer, denn er habe überall Freibillets und werde sie im Winter sogar ins Opernhaus führen. Da komme es doch auf ein paar Wasserflecke nicht an, wo doch die Hefte von Tintenklecksen voll seien.

So wußte sich Bohrmann nicht zu helfen und war sich auch nicht klar über die Grenzen, welche etwa der heiligen Gastfreundschaft zu ziehen wären. Übrigens war Konrad wirklich ein angenehmer Hausgenosse. Er spielte hübsch mit den Kindern, belebte das Mittagessen mit seiner Munterkeit und hatte einen guten Einfluß auf Hildes Stimmung. Sie lachte viel mit ihrem Gaste und war auch gegen ihren Mann und Siegfried freundlicher als sonst.

Nur zu Fräulein Reymond durfte Konrad nicht mehr hinübergehen. Dafür bezwang sich Hilde und nannte sie, wenn sie von ihr sprach, nicht mehr mit unziemlichen Worten. Konrad duldete es nicht. Daß der Verkehr zwischen Konrad und dem Fräulein aufhörte, war dem Lehrer angenehm; noch an-

genehmer war ihm, daß Hilde die häßlichen Titulaturen sein ließ. Merkwürdig, wie sie sich von diesem Konrad bessern ließ, trotzdem er ihr in manchem ähnlich war.

So verging die erste Schulwoche, und am Sonntag schlief Konrad immer noch auf dem Blauplüschenen.

Das gemeinsame erste Frühstück am Sonntag war für Bohrmann immer die beste Stunde der Woche gewesen. Er konnte da vom Berufe ausruhen und die Pflichten eines Hausvaters voll und ganz erfüllen; er nahm dann wohl Lenchens Schulhefte vor, ließ sich von Siegfried erzählen und versuchte es auch seit Jahren, Hilde durch Sonntagsgespräche zu sich emporzuheben, da ihm seine Frau doch einmal durch ihre Unpünklichkeit und durch ihren Sinn für äußere Fragen den regelmäßigen Kirchenbesuch abgewöhnt hatte.

Heute quälte es ihn, daß Konrads Bett noch nicht gemacht war und der Gast selbst ganz unsonntäglich, ja des heißen Morgens wegen recht liederlich gekleidet, dasaß. Bohrmann hatte zum ersten Male wieder seit Ostende seinen gelbgrauen Anzug angelegt, und so empfand er den Anblick seiner Umgebung wie eine arge Störung. Aber gerade heute wäre er nicht im stande gewesen, dem Gaste zu zürnen. Aus seiner Hosentasche, die immer zerrissen war und in der doch immer eine Menge Dinge — nur kein Geld — zu finden waren, holte Konrad zwei

Theaterbillets für den Nachmittag hervor. Zu einer Kindervorstellung. Hilde könne ihre beiden Kinder auf den zweiten Platz bequem mitnehmen.

Das war ein Jubel. Besonders Siegfried wurde rot vor innerer Lust. Er habe außer einer Parade noch nie so etwas gesehen. Und Lenchen habe ihm soviel davon erzählt. Ob es wahr sei, ob wirkliche Engel in Theaterstücken vorkämen?

Für den Abend gab es dazu noch zwei Billets für die Sommeroper, wo Konrad dann Hilde hinführen wollte, wenn Johannes nichts dagegen habe. Es wurde zwar nur der „Freischütz“ gegeben, aber man saß wenigstens nicht in seinen vier Wänden.

Bohrmann hatte für den Abend freilich eine Besprechung mit einigen Lehrern verabredet, in einem Garten sogar, bei einem Glase Bier. Aber die Kinder könnte die Reymond übernehmen, sagte Hilde. Die hätte ja doch vorläufig nichts anderes zu thun, und für ihren Vertrag wäre das das Geringste, was sie thun könnte.

Bohrmann ging daher hinüber, um diese Gefälligkeit von Fräulein Reymond zu erbitten. Sie war gern bereit, schien aber in ihre gewohnte Traurigkeit zurückgefallen zu sein. Bohrmann hatte sie seit dem letzten Sonntag nicht gesehen und war überrascht, fast gekränkt. Ihre Freude jüngst hatte ihm so wohlgethan. Warum freute sie sich nicht mehr?

Sie bat Bohrmann, Platz zu nehmen, und fragte ihn nach diesem und jenem, nach Hilde und dem

Direktor, auch nach den Kindern. Bohrmann erzählte, was er wußte, und gab auch deutlich zu verstehen, daß er Konrad gern anderswo untergebracht wüßte, wenn ein solcher Wunsch nicht gegen die Pflichten der Gastfreundschaft verstieße. Fräulein Reymond hörte aufmerksam zu und versprach dann mit einem ernsten Blicke ihrer großen Augen, sie wolle selbst mit dem Direktor sprechen.

Das war dem Lehrer lieb. Konrad sei ein gutmütiger Hausgenosse, aber sein geniales Wesen habe doch mitunter etwas Störendes, namentlich für ein stilles Lehrerheim. Und Bohrmann erzählte von seinen Sorgen und Gedanken: daß er zum ersten Male einen seiner kleinen Aufsätze für die Lehrerzeitung nicht zu stande bringe, daß er in seinen heiligsten Überzeugungen schwankend geworden sei, daß eine große Verwandlung in ihm vorgehe, daß er zwar seinen Christenglauben nicht bedroht sehe, wohl aber seine bisherige blinde Unterwerfung unter die Kirchenbehörde und die kirchliche Partei.

Mit niedergeschlagenen Augen sprach er von Mascha. Er fürchte, daß dieses ungewöhnliche Weib ihn ganz und gar zu einem neuen Menschen mache. Er wäre sich aber seiner Abtrünnigkeit vielleicht gar nicht bewußt geworden, wenn ihm nicht die Aufsätze für die Allgemeine Lehrerzeitung auf der Seele lägen.

Wieder hatte Fräulein Reymond aufmerksam und still zugehört. Als er schwieg, ergriff sie mit

ihren beiden großen Händen Bohrmanns rechte Hand und sagte freundlich und dabei doch langsam, fast feierlich:

„Sie haben mir wiederum eine große Freude gemacht, lieber Herr Bohrmann. Nein, glauben Sie das nicht, daß der Umgang mit dieser Frau und mit diesem Kreise Sie abtrünnig gemacht habe. Diese Kreise könnten nur zur Heuchelei verführen, nicht zum Abfall ... Wollen Sie mir eines versprechen, lieber Herr Bohrmann?“

„Alles, meine liebste, beste ... Freundin.“

Fräulein Reymond hatte seine Hand losgelassen. Jetzt ergriff sie dieselbe wieder mit ihrer Rechten und sagte:

„Ich danke Ihnen ... mein Freund ... versprechen Sie mir, daß Sie die beiden Aufsätze nicht schreiben werden, bevor Sie nicht zur Klarheit über sich selbst durchgedrungen sind. Daß Sie nachher nicht gegen Ihre Überzeugung schreiben werden, das weiß ich.“

„Das ist doch auch gar nicht möglich,“ sagte Bohrmann einfach.

Fräulein Reymond lächelte und sagte:

„Möglich muß es wohl sein ... und wie einem Lehrer zu Mute ist, der seinen Kinderglauben nicht mehr festhalten kann, davon verstehe ich etwas ... Mein armer Vater! ... Von den Hilfslehrern war ihm keiner recht nach seinem Herzen. Mit den Frommen fühlte er sich nicht eins; mit den In=

differenten — so nennt er die Lauen und Gleichgültigen — verband ihn kein gemeinsamer Schmerz. . . . Oft sagte er: nur die einmal geglaubt haben, sind ganze Menschen."

Fräulein Reymond zog ihr Taschentuch hervor und trocknete sich die Augen. Jetzt hätte sie ihm gewiß endlich etwas aus ihrem Leben erzählt, hätte vielleicht die kurzen Andeutungen Konrads ergänzt, aber Bohrmann konnte nicht bleiben. Frau Spindler schrie von der Küche herein:

„Herr Bohrmann, Ihre Frau ruft Sie. Sie sollen gleich hinüberkommen und Frieden eenen Katzenkopp geben. Ihre jute Frau is wohl eifersüchtig. Jott, was sind die Frauen dumm! Wo sie doch selber so 'ne hübsche Frau ist."

Bohrmann eilte, Hilde zu beschwichtigen, und ging dann auf seine Stube, um die Worte seiner neugewonnenen Freundin und seine beiden Aufsätze einmal so recht gründlich durchzudenken. Aber heute konnte er wirklich zu keiner Sammlung kommen. Hilde wollte nicht nur sich selbst, sondern auch die Kinder für das Theater herausputzen, und so gab es den ganzen Vormittag immer nur Suchen und Zanken und Puffen. Noch während des Mittagessens, dem eigentlich nur Konrad Ehre erwies — namentlich die Kinder waren zu aufgeregt — suchte Hilde in der Kommode nach einem Zopfband für Lenchen und nach einem Senkel für Siegfrieds Schnürstiefel.

Nach Tische wurde dann die Kleidung etwas stürmisch vollendet, und Hilde zog mit den Kindern ab.

Als die beiden Freunde allein waren, wollte sich Konrad zu seinem gewohnten Nachmittagsschläfchen niederlegen, und da er nicht gern allein war und Johannes an seinem Schreibtische zu thun hatte, streckte sich der Direktor auf des Lehrers Bett aus und schnarchte bald behaglich, während Bohrmann halblaut den angefangenen Aufsatz über die Karte von Palästina durchlas.

Bohrmann hatte aus den Worten seiner Freundin Kläre etwas wie Zustimmung herausgehört. So griff er jetzt mit einem plötzlichen Entschluß zur Feder und vollendete die kühne, ja fast freidenkerische Arbeit. In den Blättern, die bereits vorlagen, hatte er ziemlich deutlich der Heimatskunde vor der heiligen Geographie den Vorzug gegeben. Nun aber war es plötzlich über ihn gekommen, wie der echte Geist Luthers. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Er fragte geradezu, ob die Überladung mit Gedächtnisstoff die richtige Art sei, den Kindern das Wertvollste beizubringen, die Religion. Das Christentum sei doch mehr Herzenssache, sei doch nicht allein Gedächtniskram. Gerade wem es heiliger Ernst sei um den Glauben an die Erlösung durch Christum, der werde an seiner Stelle dazu beizutragen suchen, daß den Kindern das Christentum nicht verleidet werde dadurch, daß die Schule Handlangerdienste leiste für die Kirche.

Und indem Bohrmann damit seinen Aufsatz über das Verhältnis von Kirche und Schule bereits im Geiste vorhersah, führte er aus, wie auch auf dem Gebiete der Geographie dem Kaiser und der Schule gegeben werden müsse, was des Kaisers und der Schule sei, und Gott, was Gottes sei.

„Was wir den Kindern schulden," so schloß er, „das ist die christliche Religion und eine deutsche Geographie. Die Geographie des heiligen Landes mag ein Juwel sein unter den Kenntnissen der Gelehrten. An die Schulwand aber gehört vor allem ein Bild der Heimat. Den Ankauf der Reliefkarte von Palästina können wir darum nach unserer heiligsten Herzensüberzeugung erst in zweiter Reihe empfehlen."

Sorgfältig und sauber wie immer hatte Bohrmann geschrieben, trotzdem seine Seele den Gedanken vorausflog.

Als er sich jetzt erregt und zufrieden in seinem Stuhle zurücklehnte, wachte Konrad von dem Geräusche auf.

„Aus dir kann nie was werden," sagte er gähnend. „Wer am Sonntag Nachmittag arbeitet, der ist ein Sabbatschänder, und die Sabbatschänder sind verdammt, in Gehenna zu bleiben und Düten zu kleben bis zum jüngsten Tage. Was hast du da geschrieben, Sabbatschänder? Ist es wenigstens ein Drama, in dem ein König umgebracht wird?"

Lächelnd verneinte Bohrmann und las auf eine

freundliche Aufforderung Konrads seinen Aufsatz mit guter Betonung vor. Als er geendet hatte, gähnte Konrad zweimal lange und gründlich, dann sagte er:

„Das hättest du mir vor dem Einschlafen vorlesen sollen. Jetzt wirkt es nicht mehr recht . . . aber ich will dir einen Vorschlag machen, weil ich dich schadlos halten will für deine Gastfreundschaft, du mein höchst unwahrscheinlicher Zeitgenosse. Nicht wahr, dein Stück spielt doch auch in Jerusalem? Wir wollen bei der ersten Aufführung eine Karte von Palästina auf den Zettel drucken lassen und darunter eine Annonce von einem Reisebureau, das kann was einbringen. Wenn dann die Juden nicht ins Theater gehen, dann weiß ich nichts mehr.“

Da klopfte es an der Thür, und Fräulein Reymond bat, ob die Herren nicht zu ihr in die Wohnstube kommen wollten, sie hätte mit beiden zu reden.

Mit einem Satz sprang Konrad aus dem Bette. Während Bohrmann sich sofort seinem Besuch zur Verfügung stellte, kramte Konrad, als ob sich das von selbst verstünde, in des Lehrers Wäschekasten umher und machte sich fein. Nur seine Stiefel konnte er hier nicht anziehen, weil sie in der guten Stube hinter dem Blauplüschenen standen. So trat er also in seinen Pantoffeln hinein, machte der Freundin eine linkische Verbeugung und entschuldigte, daß er sie so lange nicht gesehen hätte. Seine vielen Direktionsgeschäfte, die ewigen Unterhandlungen mit

Agenten, Schauspielern und Autoren. Er wagte dabei Fräulein Reymond nicht anzusehen.

„Ich verstehe, Direktor," sagte Fräulein Reymond ruhig und bestimmt. „Und bin ich einfach herübergekommen, weil ich mit Ihnen zu sprechen habe."

Anstatt sie aber ihr Anliegen vorbringen zu lassen, bemühte sich Konrad auffallend, von gleichgültigen Dingen zu reden. Er erinnerte an alte Mitglieder seiner einstigen Schauspielertruppe, an verdorbene und gestorbene Bühnengrößen der kleinsten Städte; er erzählte Anekdoten und suchte die Erinnerungen des Fräulein Reymond aufzufrischen. Sie blieb schweigsam und schien geduldig darauf zu warten, daß sie zu Worte käme. Als aber nach der völligen Erschöpfung Konrads nun auch Bohrmann den Versuch machte, die Aussprache zu verhindern, da unterbrach sie ihn lächelnd und sagte:

„Ich bin nicht allzuviel nütze, aber von meinem Willen bringt mich so leicht niemand ab. Ich bin herübergekommen, um meinem guten, alten Direktor die Leviten zu lesen und um zwischen Ihnen beiden Aufrichtigkeit herzustellen. Ihre Anwesenheit hier im Hause, mein lieber, guter Direktor . . ."

„Dein lieber Direktor mag ich sein, Elisabeth . . . zieh' kein Gesicht, Johannes, ich habe alle meine Leute geduzt, und wenn ich die vom Kronprinzen-Theater nicht duzen mag, so ist es eine Schande für sie, nur für sie . . . dein lieber Direktor, ja.

Aber dein guter Direktor bin ich nicht. Wer darf sich gut nennen? Hast du die Erbsünde vergessen? Elisabeth, du hast nicht Theologie studiert, sonst würdest du nicht sagen, daß ich gut bin. Du urteilst nach dir. Aber den heiligen Augustinus hast du nicht gelesen. Durch die Erbsünde sind wir allesamt schlecht geworden, und wenn mir nicht mein Katholizismus heilig wäre, weiß der Kuckuck, ich würde übertreten, bloß eurem Luther zuliebe, weil der den heiligen Augustinus und die Erbsünde richtig verstanden hat. . . . Ein grundschlechter Kerl bin ich und muß es sein, damit ich erlöst werden kann. Sieh' zum Beispiel . . . wir sitzen da um den runden Tisch herum, und es steht nichts darauf. Warum muß ich immerfort an Bier oder Sekt denken, trotzdem ich dich sehe, meine Elisabeth? Weil ich ein grundschlechter Kerl bin. Also hat der heilige Augustinus Recht und Luther hat Recht. . . . Deshalb braucht ihr an mir noch nicht zu verzweifeln. Wie der heilige Augustinus in sich ging und heilig wurde, da hatte er ein natürliches Kind. Ich brauche mich also gar nicht zu schämen. Und wenn aus den gefallenen Engeln Teufel geworden sind, so kann auch einmal aus einem Teufel ein Engel werden. Alles ist Gnade und Vorherbestimmung."

Als Konrad innehielt, wollte Bohrmann den Faden aufnehmen.

„Die Vorherbestimmung, lieber Konrad . . ."

Fräulein Reymond sah ihn aber mit lächelndem

Kopfschütteln an, und er verstummte. Es blieb lange still in der Stube, dann sagte sie:

„Es ist nämlich, lieber Direktor, daß Sie die Gastfreundschaft des Herrn Bohrmann schon zu lange in Anspruch nehmen. Er würde es Ihnen nie selbst gesagt haben, und auch mir hat er sich nicht anvertraut. Aber als Nachbarin und als seine Freundin . . . nicht wahr, Herr Bohrmann? . . . da habe ich ein Recht, zu sehen und zu sprechen."

Wieder wurde es still. Dann sprang der Direktor auf und warf sich auf das Sofa. Er drückte seinen Kopf in die Ecke, und nur undeutlich vernahm man, was er sprach:

„Kain! . . . Unstet und flüchtig . . . meine Schuld stinkt zum Himmel, denn ich habe meinen Bruder erschlagen."

Dann setzte er sich mit verstörtem Gesicht auf das Sofa hin, riß Kragen und Krawatte und beide Stulpen herunter, warf sie zu Boden und rief:

„Also gut, ich bin ein Schuft! Und hier hast du deine sieben Sachen wieder, mein armer Bruder. Aber aus dem Paradiese vertreiben lasse ich mich nicht! Fällt mir gar nicht ein! Zu dumm! Niemals wieder werde ich es so gut haben wie hier . . . setz' dich zu mir, Elisabeth. Ich will dir das erklären. Ich muß mich nämlich ausleben . . . hier aber habe ich alles auf einmal . . . ich habe die heilige Elisabeth in meiner Nähe, so daß meine unsterbliche Seele niemals Schaden leiden kann durch

die Gemeinheit meiner Sterblichkeit. Ich muß in deiner Nähe bleiben, Elisabeth, sonst verschwinde ich aufs neue in dem Venusberge, der da heißet die Kneipe. O, o, Elisabeth, wenn du wüßtest, wie viele Venusberge die fromme Stadt Berlin in ihren Mauern beherbergt und wie der Gast da behandelt wird! Ja, selbst die Gattin meines Bruders Johannes kann ich nicht mehr entbehren! . . . Wenn ihr wüßtet, wie mir ihre Nähe wohlthut und ihre Übereinstimmung . . . es ist geradezu zauberhaft . . . im Theater, immer derselbe Geschmack. Und wenn ich nur daran denke, draußen ein Glas zu trinken, manchmal mitten im Akte, dann sagt Frau Hilde auch schon gewiß: Finden Sie es nicht langweilig, Herr Direktor?"

Bohrmann begann zu stottern, er werde gewiß einen Freund nicht gegen seinen Willen vertreiben. Fräulein Reymond aber unterbrach ihn und sagte mit fester Stimme:

„Seien Sie doch nicht so schwach! Der Direktor muß fort. Der Kinder wegen muß er fort! Um der Kinder willen werden Sie gehen, lieber Direktor . . . es ist nicht wahr, daß Sie schlecht sind. Sie sind gut, Sie sind gut."

„Ich bin schlecht!" schrie Konrad, legte sich wieder aufs Sofa und warf sich umher wie ein eigensinniges Kind. „Ich bin schlecht! Ein Hundsfott bin ich und will es bleiben! Die Erbsünde! Ich lass' mir nicht sagen, daß ich gut bin. So ist sie immer, meine

Elisabeth. Sie sagt mir, daß ich gut bin, und damit schlägt sie mich breit; aber ich will nicht, ich will nicht! Ich bin nicht gut, ich bin nicht gut!"

Er schrie es, als wollte er die Erinnerung an die Stimme des Mädchens übertönen.

Fräulein Reymond war aufgestanden und beugte sich zu ihm herab.

„Sie sind ein guter Mensch, lieber Herr Direktor."

Da schwieg Konrad still und lächelte ganz glücklich.

„Hexe!" sagte er herzlich. „Hast eigentlich recht."

Behaglich stand er auf und holte sich die Stiefel hinter dem Sofa hervor. Er zog sie an die Füße und sagte dabei:

„Alles ist eitel. Auch diese Oderkähne werden nicht mehr lange halten. Und so will ich das Paradies verlassen, augenblicks! Grüßt mir Frau Hilde und sagt ihr: Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder."

Das ginge nicht, unterbrach ihn Bohrmann. Hilde würde ihrem Gatten mit Recht zürnen, wenn sie den gemeinsamen Freund nicht mehr vorfände. Um Siegfrieds willen sollte Konrad alles in Ruhe mit Hilde besprechen, bis morgen bleiben und dann in der Nähe eine Wohnung suchen.

„In der Nähe der Frankfurter Linden?" rief Konrad. „Niemals! Der Direktor des Kronprinzen-Theaters muß unter den wirklichen Linden wohnen. Eine feine Garçonwohnung. Ihr werdet schon sehen."

Fräulein Reymond blieb noch ein Weilchen, Bohr-

mann erzählte ihr, er habe seinen Aufsatz über die Karte von Palästina vollendet, und sie lobte ihn dafür. Dann ging sie, um Frau Hilde nicht argwöhnen zu lassen, daß der Entschluß des Direktors von ihr beeinflußt worden sei.

Als Hilde eine Stunde später nach Hause kam, um die Kinder abzugeben und den Direktor zur Sommeroper abzuholen, erfuhr sie die Neuigkeit, während Siegfried, sich überstürzend, die Erlebnisse im Theater berichtete und auch Lenchen eifrig dazwischensprach. Zu Bohrmanns freudiger Überraschung nahm Hilde die Nachricht gut auf. Man könne aus der Entfernung gut Freund bleiben. Es sei vielleicht besser so. Sie werde morgen früh, wenn es dem Direktor recht sei, mit ihm zusammen eine möblierte Stube suchen gehen.

Einstweilen ging sie mit ihm ganz heiter fort, und Bohrmann brachte die Kinder zu Fräulein Reymond. Am liebsten wäre er heute bei Siegfried geblieben, um sein Geplauder anzuhören; aber er habe die Verabredung mit den Lehrern, und er wolle noch vorher den Aufsatz über die biblische Geographie zur Post tragen.

XXIX.

Direktor Konrad Schmidt-Lefèbvre hatte die Wohnung verlassen und für seine erste Einrichtung etwas von Bohrmanns feiner Wäsche mitgenommen;

er war fort, aber sonst hatte sich kaum etwas verändert. Hilde ging immer noch, fast jeden Tag, mit ihm ins Theater und hatte daheim nicht viel von ihrer schläfrigen Freundlichkeit eingebüßt.

An einem solchen Abend, während Bohrmann Hefte korrigierte und die Kinder unter Siegfrieds Leitung, wie sie jetzt öfter thaten, Theater spielten, erschien kein Geringerer als Doktor Kattowitzer bei Bohrmann. Er habe das Original in seinem Milieu sehen wollen. Bohrmann war ein wenig stolz auf den berühmten Gast und brachte unklare Entschuldigungen vor. Er wußte selbst nicht, was er entschuldigen sollte.

Doktor Kattowitzer sprach von der Eröffnung des Kronprinzen-Theaters und von seinem eigenen Lustspiele „Die gelbe Katze“ wie von Dingen, die jedermann wissen müßte. Wenn das Kronprinzen-Theater mit der „Iphigenie“ eingeweiht würde, dann gäbe es „Die gelbe Katze“ eben am zweiten Abend, dann war „Iphigenie“ eben nur ein Lever de rideau.

Doktor Kattowitzer wollte sich ausschütten vor Lachen, als Bohrmann antwortete, Goethes „Iphigenie“ sei doch ein Trauerspiel, und als er hinzufügte, er verstehe nicht alles, weil seine Frau zwar Mitglied eines Lesezirkels von Familien-Journalen sei, er selbst aber nur Abonnent auf die Allgemeine Lehrerzeitung. Ein politisches Tagesjournal halte er nicht; in dieser Richtung wolle er und dürfe er sich nicht weiter bilden.

„Jetzt sagen Sie noch,“ rief Kattowitzer, „daß Sie nicht wissen, was ein Freibillet ist, und ich lasse Sie auf dem nächsten Schriftstellertage hinter Glaswänden ausstellen.“

Doktor Kattowitzer schien zu wissen, daß Fräulein Reymond Bohrmanns Flurnachbarin sei. Denn im Laufe des Gespräches äußerte er plötzlich den Wunsch, diese vielversprechende junge Dame endlich auch persönlich kennen zu lernen, nachdem er in Ostende für sie gebürgt habe. Die Proben zur „Gelben Katze“ würden am 1. September losgehen, und vielleicht ließe sich eine kleine Rolle für die famose Schönheit finden.

Bohrmann beeilte sich, seinen Besuch hinüberzugeleiten. Fräulein Reymond las eben „Die Jungfrau von Orleans“, und so bat sie der einflußreiche Autor, nachdem einige Redensarten gewechselt worden waren, ihm doch einmal den ersten großen Monolog vorzusprechen.

Kattowitzer hatte eine freundliche Beschützermiene angenommen; er strich der Anfängerin wohlwollend über die schöne große Hand und erklärte, daß sie offenbar vorzügliche Mittel habe, und daß ihm das Zuhören ein Vergnügen sein werde.

Man könne zwar eine vorzügliche Jungfrau sein und doch nichts für „Die gelbe Katze“, aber der Monolog sei auch ganz hübsch. Er lerne immer gern von dem Kollegen Schiller.

Während sie die Verse sprach, schüttelte Doktor

Kattowitzer zwar einige Male verwundert den Kopf; nach seiner eigenen Erklärung bedeutete das aber, daß ihm dieses Mitglied des Kronprinzen-Theaters gefalle. Nach der Deklamation bat er den Lehrer, ihn mit der Künstlerin allein zu lassen; er habe einige technische Ausstellungen zu machen, welche die junge Dame gewiß lieber ohne Zeugen höre. Als sich Doktor Kattowitzer nachher bei Bohrmann kurz empfahl, lautete sein Urteil nicht gerade günstig, fast verdrießlich; sie sei nicht übel, sehr interessant sogar, wisse aber offenbar noch nicht, worauf es beim Theater ankomme.

Infolge dieses Besuches bestellte Bohrmann sofort eine Berliner Tageszeitung und wählte das Blatt, für welches Doktor Raskel schrieb. Doktor Kattowitzer hatte ihm ans Herz gelegt, diesen „Halunken“ günstig zu stimmen. Bohrmann fiel es schwer, sich an diesen scherzhaften Ton unter seinen neuen Freunden zu gewöhnen. Er lernte aber jetzt in Doktor Raskel einen hervorragenden Ästhetiker kennen.

Bohrmann hatte keine Zeit, in seinem Blatte mehr zu lesen, als das Theater-Feuilleton. Und hierin schon war des Anregenden, ja fast Ablenkenden fast zu viel. Er hätte nie geglaubt, daß es in Berlin täglich so viele Theaterereignisse gebe. Auf den Anschlagssäulen sah man wohl die Zettel, aber man hatte doch niemals Zeit oder Lust, lange stehen zu bleiben; auch verstand man ja nur selten, welche

Wichtigkeit die Worte auf diesen Zetteln hatten. Aus seinem Feuilleton erst erfuhr er, welche Bedeutung für das Kunstleben der Gegenwart alles hatte, wie das Publikum zu allen diesen Stücken drängte, und wie unzählig viele Künstler Berlin besaß.

Und nun gar das Kronprinzen-Theater!

Keine Nummer ohne ein Wort über das Kronprinzen-Theater und immer an der ersten Stelle des Feuilletons. Es kränkte ihn ein wenig, daß dabei von seinem Drama niemals die Rede war; er nahm sich vor, Doktor Raskel demnächst seine Aufwartung zu machen, wenn er auch entschlossen war, nicht durch Fräulein Mauerhofer um seine Gunst zu buhlen. Aber schön wäre es gewesen, so oft genannt zu werden, wie Freund Kattowitzer.

„Die gelbe Katze,“ die in Paris mehr als zweihundert Aufführungen erlebt habe, werde in Berlin in einer Bearbeitung (keiner Übersetzung) unseres unerschöpflichen Kattowitzer gegeben werden. Der unübertreffliche Kattowitzer habe den starken Stoff fast unberührt gelassen, habe aber die Pariser Lokalwitze durch eine Anzahl von echt Berliner Einfällen ersetzt, in denen seine Laune sich zu überschlagen scheine. Einmal hieß es, „Die gelbe Katze“ werde genau nach dem Pariser Muster einstudiert werden, und der artistische Direktor, der unermüdliche Lopinsky, sei deshalb mit dem Besitzer des Theaters und einer der schönsten Darstellerinnen nach Paris gefahren; dann hieß es wieder, „Die gelbe Katze“ habe

bekannten Künstlern Gelegenheit zu genialen Zeichnungen für Kostüme und Dekorationen gegeben. „Die gelbe Katze“ werde die Geldkatze der neuen Direktion Lopinsky werden. Um die Kreïerung der Titelrolle sei ein Wettkampf ausgebrochen zwischen den besten Soubretten von Berlin und Wien. Natürlich habe die Soubrette aller Soubretten, Fräulein Gusti Mauerhofer, die Palme davongetragen.

Wieder ein andermal standen im Feuilleton die Namen aller Künstler, auch der für Berlin neuen, die in der „Gelben Katze“ mitwirken würden. Auch Fräulein Kläre Reymond: „ein vielversprechendes Talent, welches nur eine gewisse künstlerische Sprödigkeit abzulegen habe, um eine ihrem Talente ebenbürtige Stellung in der Welt zu gewinnen.“

Auch über die Finanzverhältnisse des Kronprinzen-Theaters standen ab und zu kleine erfreuliche Andeutungen im Feuilleton des Doktor Raskel. Von einem echt hanseatischen Großindustriellen war einmal die Rede, der da im neuen Berlin eine Goldgrube entdeckt habe und sie mit königlicher Weitherzigkeit auszustatten entschlossen sei, während einheimische Kapitalisten diesmal ihren sonst bewährten Unternehmungsgeist vergessen hätten. Bohrmann erkannte, daß von Herrn Petters aus Bremen die Rede war, und seine Achtung vor dem schlichten Manne stieg bedeutend.

In diesem Zusammenhange war einmal sogar von Konrad die Rede. Kein anderer als Konrad

Schmidt-Lefèbvre konnte gemeint sein, wenn es hieß: Die eigentliche Geschäftsleitung liege in den bewährten Händen eines tüchtigen Provinzdirektors, eines überaus nüchternen Mannes, der in seinem Ordnungssinne und seiner Umsicht jedem preußischen Beamten zum Muster dienen könnte. Ja, ja, hier hätten sich die Kapitalisten der Tiergartenstraße einmal ein Geschäft und eine Position zugleich entgehen lassen. Was die artistische Leitung betreffe, so werde Stanislaus Lopinsky mit seiner unübertrefflichen Regiekunst dem verfahrenen Theaterleben Berlins einen neuen Anstoß geben; Lopinsky sei die Seele des Kronprinzen-Theaters.

Bohrmann stutzte, als er vier Tage später an derselben Stelle las:

„Wie sich unsere Leser erinnern werden, sind wir nicht müde geworden, darauf hinzuweisen, daß kein anderer als der Dramaturg Doktor Hantinger die Seele des Kronprinzen-Theaters sei. Dieser merkwürdige Kopf, der nicht umsonst in die Schule der neuesten Franzosen, der Russen und der Skandinavier gegangen ist, wird mit seiner symbolischen Richtung diesem Kunstinstitute erst das Weihesiegel aufdrücken. Wir können schon heute verraten, daß eine der ersten Novitäten des Kronprinzen-Theaters ein Mysterium sein wird, welches Doktor Hantinger — man merke sich diesen Namen — nach einem vorhandenen Stoffe bearbeitet hat."

Bohrmann mußte in seine Schule und hatte

nicht Zeit, die Nummern der letzten vierzehn Tage darauf durchzusehen, ob Hantinger wirklich schon genannt worden sei. Die Mitteilung von dem Mysterium gab ihm zu denken. Dieser Hantinger hatte offenbar eine glückliche Hand. Er wird auch „Das hohe Lied“ bearbeiten, und eines Tages wird Doktor Raskel auch darüber zu berichten haben. Denn das sah Bohrmann wohl ein, daß Doktor Raskel dem Kronprinzen-Theater recht freundlich gesinnt war.

Fröhlichen Herzens ging Bohrmann heute zur Schule. Er konnte ja warten, er war ja nicht ohne eine erfreuliche Beschäftigung. Und während er seine Kinder die Geographie und die Geschichte Preußens lehrte, widmeten sich berufene Kräfte seinem Drama. Vielleicht saßen sie in dieser frühen Morgenstunde gerade um einen grünen Tisch herum und berieten über eine neue, kostbare Dekoration. Und eines Tages nahm ihn dann der Schulinspektor beiseite und sagte zu ihm: „Ich habe eben auf einem Zettel gelesen . . .“ oder: „Ich habe eben in der Zeitung gelesen . . .“ oder: „Man hat mir eben gesagt, das Drama Das hohe Lied sei von einem Lehrer namens Hans Bohrmann. Das sind doch nicht wohl gar Sie selbst?“

„Doch, Herr Schulinspektor. Doch, doch! Ich war so frei . . . in meinen Mußestunden . . .“

Am Abend des Tages, an welchem in Doktor Raskels Feuilleton Doktor Hantinger plötzlich, Ruhm

verheißend, genannt worden war, klingelte es zu später Stunde, gegen neun Uhr, an Bohrmanns Thür. Es war wieder Doktor Kattowitzer, der sich freute, den Kollegen Bohrmann zu Hause zu treffen.

Hilde war heute mit Lenchen im Theater. Konrad lag mit einem furchtbaren Brummschädel auf dem Blauplüschenen.

Es mußte irgend etwas vorgefallen sein, was ihn gezwungen hatte, seine Wohnung plötzlich zu räumen. Bohrmann hatte ihn wieder für eine Nacht aufgenommen und Hilde versprochen, daß er ihm kalte Umschläge auf die Stirne machen würde. Mit Essig, und nicht so ungeschickt, wie er sich sonst anstellte.

Doktor Kattowitzer war schlechter Stimmung, die sich noch zu vermehren schien, als er den Direktor erblickte.

„Schöne Geschichte!“ rief er.

„Ich weiß von nichts, mein Name ist Hase,“ antwortete Konrad stöhnend. „Übrigens bin ich bekanntlich nur ein Strohmann und für Lopinsky nicht verantwortlich . . . mein Kopf! . . . Was nützt mir meine Konzession, wenn ich nichts mehr vertragen kann! Wenn ich nichts mehr vertragen kann, brauche ich auch nichts mehr zu trinken, und wenn ich nichts mehr zu trinken brauche, dann gebe ich meine Konzession dem hohen Polizeipräsidium zurück oder ich vergrabe sie auf einem Berliner Rieselfelde, wo es am tiefsten ist . . . mein Kopf . . . Reden Sie nicht so viel, Herr Kattowitzer . . . haben Sie

doch Achtung vor der unbefleckten Unschuld meines Freundes Johannes, der da steht wie der Herr vor Bileams Esel, oder wie Bileam selbst, als er seinen Esel nicht verstand."

„Eine nette Unschuld!" rief Doktor Kattowitzer. „Und ich habe ihn für eine Nummer gehalten! In die Lotterie gesetzt hätte ich auf ihn, für eine so gute Nummer habe ich ihn gehalten! Und dieser biedere Schulmeister hat vier Wochen früher als wir alle anderen das Geschäft gewittert. Vor vier Wochen hat er mit Hantinger einen Vertrag abgeschlossen und sich wer weiß was für Vorteile gesichert."

„Johannes, ich verstoße dich! Ich enterbe dich!" rief Konrad und erhob sich mühsam.

Er hatte nichts an, als eine neue, helle Sommerhose und eines von Bohrmanns feinen Wollhemden. Als er aufstand und die Kleidung festhielt, fiel ihm der nasse Umschlag von der Stirne.

„Johannes, du bist ein Verräter ... mache mir einen frischen Umschlag, nimm dazu kälteres Wasser und mehr Essig ... Johannes, du bist Judas geworden ... alles hätte ich dir verziehen! Aber daß du nicht dumm bist, das ist eine Gemeinheit von dir ... jede Gemeinheit muß bestraft werden, und so fühle ich mich zu dieser Stunde als deine Zuchtrute und werde dich ... mein Kopf!"

Kattowitzer nahm das Wort:

„Hantinger hat jetzt offenbar alle in der Tasche, Frau Neumann selbstverständlich, die Mauerhofer

durch Raskel, und sogar die Szekal hat er dem Lopinsky abspenstig gemacht. Er hat herausgerechnet, daß Stanislaus an einem Freitag geboren ist und seit dreizehn Jahren mimt. Lauter Unglückszeichen! Nur Frau Lose ist gegen Hantinger, niemand weiß so recht, warum. Wenn der Assessor auf der richtigen Fährte ist, so möchte sie den schönen Heldenliebhaber Dracklin durchsetzen, den Hantinger nicht bezahlen will. Da müssen Sie Ihren Einfluß geltend machen . . . Sie müssen ihr den Dracklin ausreden. Dreißig Tausend und den langen Urlaub, das hält das Theater nicht aus! Daß diese Frau Lose auch in ihren Kreisen für eine Autorität in Kunstsachen gelten muß! So ein Blödsinn!“

„Alle Neumanns haben ihre Mascha,“ sagte Konrad.

„Ich verstehe wirklich nicht, meine Freunde.“

Nun sprachen Konrad und Kattowitzer durcheinander. Kattowitzer nannte den Lehrer einen Heuchler, und Konrad nahm ihn in Schutz. Gewissermaßen sei er doch ein Lamm Gottes. Er wenigstens — Konrad — habe nichts erzählt. Und nun sprachen beide von Dingen, die nicht in Doktor Raskels Feuilleton standen hatten, die also Bohrmann nicht wissen konnte. Schreckliche Dinge, wenn seine beiden Freunde gut berichtet waren.

Lopinsky habe sich ganz unmöglich gemacht. Zum zweiten Male habe er es verstanden, die Kostüme und Dekorationen, die ihm doch gar nicht gehörten, zu verpfänden. Wieder wären fünfzigtausend Mark

notwendig, um die neue Lücke auszufüllen. Petters sei plötzlich schwierig geworden, weil die Szekal umsonst auf eine Entlassung der Mauerhofer gedrungen habe. Raskel sei jetzt der Herr der Lage. Durch seine Vermittlung sei das Geld geschafft worden. Ein reicher Freund der Mauerhofer habe es hergegeben. Geld sei nicht schmutzig, jedenfalls sei Doktor Raskel im Geheimen Mitbesitzer des Theaters geworden, wenn nicht Mitbesitzer, so doch Mitpächter oder so etwas. Raskel protegiere den Hantinger, und wenn Neumann sich durch Mascha noch länger gegen Hantinger einnehmen lasse, so gebe es binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Krach und Skandal vor aller Welt. Raskel sei zu allem fähig; er werde in seiner Zeitung Anspielungen auf Frau Lose machen. Damit solle der Lehrer sie zu schrecken suchen.

Als die Herren endlich schwiegen, war Bohrmann so verwirrt, daß er nichts weiter fragen konnte, als:

„Ist denn Mascha wieder in Berlin?“

„Seit drei Tagen,“ antwortete Kattowitzer verdrießlich, „mit der ganzen Blase. Sie, Bohrmann, hätten doch als anständiger Mensch die Verpflichtung, aufzupassen.“

Bohrmann errötete. Seitdem er mit Loses verkehrte, vernahm er gerade von den näheren Freunden jenes Hauses solche unfaßbare Äußerungen über Mascha. Und es gab da etwas, was ihn verhinderte, eine männliche Antwort zu geben.

Und dann hatte es ihm so einen Ruck gegeben, plötzlich zu erfahren, daß Mascha wieder in Berlin war. Seit seiner Rückkunft hatte er ihrer immer weniger und weniger gedacht. Im wachen Zustande wenigstens nicht. Zögernd sagte er:

„Frau Lose hat mir noch keine Nachricht gegeben.“

„Natürlich!“ rief Kattowitzer. „Sie ist immer für das mündliche Verfahren. Dafür ist sie bekannt . . . aber warten Sie nicht bis zu dem großen Zauberfeste. Rücken Sie ihr auf die Bude und zeigen Sie ihr die Zähne. Sie soll ihre Intriguen gegen Hantinger aufgeben. Sagen Sie ihr, daß wir sonst alle gegen Dracklin vorgehen. Nennen Sie den Namen aufs geratewohl.“

Bohrmann erinnerte sich, daß im Feuilleton des Doktor Raskel einmal auch der Name Dracklin genannt worden war, als der eines Schauspielers nach dem Herzen der höheren Töchter.

„Was hat dieser Herr Dracklin mit der ganzen Geschichte zu thun?“ fragte Bohrmann, nun doch ein wenig gereizt.

„Mimen Sie doch nicht!“ rief Kattowitzer.

Konrad lag wieder auf dem Sofa.

„Wir haben ihm Unrecht gethan, edler Herr v. Kattowitz. Es ist zum Durchbruch gekommen bei mir, er ist doch ein Lamm. Nur eine Mutter oder ein Lamm Gottes kann solche Umschläge machen.“

Es entstand eine verlegene Pause. Bohrmann

suchte nach einem versöhnenden Worte und sagte endlich:

„Wenn nur Fräulein Reymond eine ihres Talentes würdige Beschäftigung findet. Nicht wahr, Herr Doktor Kattowitzer, Sie haben der jungen Künstlerin auf ihrem dornenvollen Wege nicht schaden wollen? Ohnehin ist Doktor Raskel nicht ihr Freund. Er hat ihr mit Unrecht eine gewisse Sprödigkeit vorgeworfen. Wenn es nicht zu spät wäre ... sie hat mir jüngst die berühmte Kerkerscene aus Goethes Faust vorgesprochen. Ich habe weinen müssen wie ein Kind. Wenn es nicht zu spät wäre, möchte ich beinahe anfragen ..."

„Geben Sie sich keine Mühe, rätselhafter Bohrmann. Sie hat mich eben 'rausgeschmissen. Aber seien Sie nicht ängstlich, Kattowitzer ist ein guter Kerl und nicht nachtragend."

„Verzeihen Sie ihr das, lieber Herr Doktor Kattowitzer," sagte Bohrmann erschreckt. „Wenn sie Ihren Besuch abwies, so wird das die späte Stunde verschuldet haben, gewiß nicht ..."

Konrad aber hatte sich erhoben. Mit der Linken hielt er seine Hose fest, in der Rechten schwang er die nasse Essigkompresse.

„Johannes," sagte er, „daß du ein Lamm bist, freut mich immer, daß du aber ein Schaf bist, das thut mir mitunter weh. Collegium logicum! Nicht abgewiesen hat ihn Elisabeth, unsere heilige Elisabeth, sondern rausgeschmissen. Hast du das Wort nicht

vernommen, Johannes? Merkst du immer noch nicht, daß Elisabeth Gnade gefunden hat vor den Augen dieses Orientalen, und daß er sie mit Anträgen verfolgt, die auch nur anzudeuten meine keusche Seele schaudert?“

„Ich bin wirklich ein guter Kerl, Bohrmann,“ sagte Kattowitzer, „und will Ihnen also die Freude machen. Ja, es ist unglaublich, aber die Person hat mir einen Korb gegeben. Sie muß furchtbar verliebt in Sie sein.“

„Hinaus,“ schrie Bohrmann, der sich plötzlich erhoben hatte, „hinaus, unsittlicher Mensch! O Gott, o Gott, welch eine Welt! Und ich gehöre dazu! Ich habe kein Recht mehr, den Richter zu spielen.“

Schluchzend setzte Bohrmann sich wieder nieder und barg den Kopf in den Händen.

„Hinaus,“ schrie aber jetzt auch Konrad, „hinaus, unsittlicher Mensch! Oder ich belange Sie wegen Hausfriedensbruches! Ich bin der Vicewirt und schmeiße Sie hinaus. Sie sind ein frivoler Mensch. Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Ritter der heiligen Elisabeth, und hier sind meine Waffen.“

Kräftig schleuderte er die nasse Kompresse nach Doktor Kattowitzer und setzte sich dann wieder stöhnend aufs Sofa. „Mein Kopf!“

Die Kompresse war klatschend gegen die Wand geflogen. Doktor Kattowitzer hatte den Kopf fortgebeugt und nahm jetzt ruhig Hut und Stock.

„Es freut mich übrigens, daß mein erster Ein=

druck doch der richtige war. Bohrmann ist und bleibt eine Nummer. Sie auch, Direktor. Sie beide sind Nummern.“

XXX.

Seit dem Besuche des Doktor Kattowitzer war in Bohrmann das Bild Maschas wieder lebendig. Nach seiner Rückkunft von Ostende hatte er die Erinnerung an seine Sünde mühsam zu verscheuchen gesucht, bis er nach einigen Tagen wahrnahm, daß dieser Gedanke ihn eigentlich nicht so recht quälte. Anfangs lastete noch die Verpflichtung auf ihm, in der alten Weise häufig Briefe zu senden. Als er aber den Ton nicht fand und erst acht Tage ohne einen Brief hatte verstreichen lassen, da verblaßte Mascha vor ihm. Freilich nur bei Tage, um in entsetzlichen Träumen desto gewaltsamer von seiner Seele Besitz zu ergreifen. Er wollte sich's gar nicht eingestehen, was er träumte. Unsittlich, nichtswürdig waren diese Vorstellungen, am nichtswürdigsten, wenn er Mascha in den Armen anderer Männer sah. Als ob sie eine Dirne gewesen wäre.

Während er aber bis zum Besuche Kattowitzers dabei ruhig seinem Berufe nachgehen konnte und Mascha eben nur im Traume vor ihm erschien, während er sich sogar sagen mußte, daß er nicht

immer träumte, sondern oft recht gut schlief, trieb es ihn jetzt wieder umher.

Mascha in Berlin! Bei Tag und Nacht verfolgte ihn der Gedanke, daß sie für ihn wieder erreichbar sei, daß sie ihn liebe, daß sie ihn weiter küssen lehren werde. Im Schulzimmer konnte es geschehen, wenn er von der weißen Frau im Berliner Schloß erzählte, oder bei den harmlosesten Anlässen, daß er vor den unschuldigen Schulkindern plötzlich stockte, weil Mascha vor ihm erschien, wie sie damals im Boot ihm erschienen war. . . .

Und erst in der Dunkelheit . . . es war grauenhaft . . . er schämte sich vor seinem Siegfried, so laut, so schmetternd rief es wieder in seine Träume hinein: „Nimm mich, nimm mich!“

Die ganze Woche verging ihm so, scheinbar friedlich, aber unter entsetzlichen Seelenqualen. Am Sonntag machte Bohrmann mit Siegfried einen langen Spaziergang in den Humboldt-Hain. Er hatte eine helle Freude daran, wie der Knabe die Bäume und Sträucher unterschied, und ein Dankgebet zu Gott stieg in seinem Herzen auf, als Siegfried gar einige lateinische Namen behalten hatte, wie sie sein Vater bei jedem Besuche dieses Parks von den Täfelchen abzulesen pflegte.

Bohrmann machte ein stilles Gelübde. Siegfried mußte ein Mann von akademischer Bildung werden, die Quellen der klassischen Weisheit mußten für ihn strömen, und dieser Aufgabe, dieser Pflicht mußte

jede andere Absicht, müßte jeder Ehrgeiz, jeder Egoismus, jeder Schmerz weichen. Unklar, aber sonntäglich zog es durch Bohrmanns Seele, während der Knabe plauderte und fragte, wißbegierig und vertrauensvoll, ganz anders als zu Hause, wo die Mutter leider solche Neigungen unterdrückte. Es mußte von jetzt ab anders werden in seinem Heim. Eine rechte Ehe mußte es wieder werden. Er wollte Hilde seine schwere Sünde beichten, auch Fräulein Reymond sollte alles erfahren; dann war es möglich, Mascha und ihren Kreis zu meiden, zu vergessen, ein neues Leben zu beginnen.

Auch seinen Ehrgeiz, seine dichterische Zukunft hätte er, wenn es notwendig gewesen wäre, mitgeopfert.

Als er aber um die Mittagsstunde nach Hause kam und das grundlegende ernste Gespräch mit Hilde beginnen wollte, da hörte sie einfach nicht zu. Sie war dabei, Kartoffelklöße zu bereiten, die Lieblingsspeise Konrads. Sie sagte auch jetzt so wie der Direktor: Erdäpfelknödel, was dem Lehrer wie eine ungebildete Bezeichnung des vortrefflichen Gerichtes erschien.

Hinter ihr, an der Kochmaschine stehend, fuhr Bohrmann in seiner Einleitung fort. Beide müßten sie den alten Adam ablegen. Beide seien sie nicht frei von Schuld.

„Daß ich's nicht vergesse," unterbrach ihn Hilde plötzlich, „es ist ein Brief für dich ge-

kommen. Lenchen, wo hast du Vater seinen Brief hingelegt?"

Es gab Zank und Poltern. Dann fand sich der Brief endlich irgendwo beim Kaffeegeschirr, das unabgewaschen umherstand. Bohrmann erkannte auf den ersten Blick die mangelhaft ausgebildeten Schriftzüge Maschas. Still ging er auf seine Stube und wischte auf dem Wege die Flecken ab, welche die Aufschrift entstellten. In seiner Arbeitsstube setzte er sich schwerfällig in seinen Sorgenstuhl. Er hatte es so treu gemeint, und nun sollte wohl die Sünde wieder anfangen.

Er wagte den Brief nicht zu öffnen. Er nahm einen Bogen vom weißesten Papier und begann ein Gedicht niederzuschreiben, das ihm seit Kattowitzers Besuch im Kopfe entstanden war:

O könnte ich an meine Brust dich drücken,
Ich liebe dich so sehr.
Du lagst berückend auf dem Rücken,
Umarmt, geküßt vom ewigen Meer,
Und buhlend sprangen Wellen ringsumher . . .

Der Anfang gefiel ihm, nur mit der zweiten Zeile war er nicht zufrieden. „Ich liebe dich so sehr" war doch gar zu gewöhnlich. Es fiel ihm kein guter Reim auf Meer ein. Oft schon hatte er sich ein Reimlexikon gewünscht, wie es deren zur Bequemlichkeit deutscher Dichter geben sollte.

Da trat Hilde mit dem Kochlöffel in der Hand bei ihm ein. Er deckte rasch das Linienblatt über

die Verse und fragte, um doch unbefangen zu scheinen: „Ist Konrad schon da?“

Hastig antwortete Hilde:

„Ich habe dich doch nicht gefragt, von wem der Brief ist . . . Was schreibt dir Frau Lose?“

Bohrmann geriet in tödliche Verlegenheit. Er hatte den Brief nicht zu öffnen gewagt, weil er ein Ende zu machen wünschte, weil eine echte Ehe werden sollte zwischen ihm und Hilde, weil er an die rein geistige Liebe Maschas nicht mehr glaubte, weil er sich von dieser Schuld lösen wollte, durch Offenheit gegen Hilde. Sie hatte ihn vorhin nicht anhören wollen. Desto schlimmer oder desto besser! So sollte das Schicksal walten.

Mit einem tapferen Entschluß ergriff er das Schreiben und reichte es seiner Frau.

„Ich habe den Brief noch nicht eröffnet, wie du siehst, mein Kind. Lies ihn selbst zuerst. So wollen wir es fortan halten.“

„Quatschkopp,“ antwortete Hilde. „Mach' ihn nur auf und sage, was drin steht. Ich weiß es nämlich schon. Es wird eine Einladung sein, für uns beide.“

Nicht ohne Unruhe riß Bohrmann jetzt den Umschlag auf, da lag richtig eine gedruckte Einladung: Herr und Frau Lose geben sich die Ehre u. s. w. Mit Tinte ausgefüllt war nur: Herr und Frau Doktor Bohrmann, am 30. August, gefälligst 7 Uhr.

Außer dieser Karte enthielt der Umschlag noch einen Brief.

„Lieber Herr Bohrmann!

Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie mir am 30. mit Ihrer lieben Frau die Ehre geben. Keine große Gesellschaft, ganz gemütlich, nur die nächsten Freunde. Ein engerer Kreis, kaum zwanzig Personen, ist auf 7 Uhr geladen, um der Vorlesung eines gewissen Dramas beizuwohnen. Sie kommen natürlich pünktlich um 7 Uhr, denn das Mysterium wird Sie doch auch in seiner neuen Gestalt interessieren.

Mit herzlichen Grüßen Ihre treulich ergebene

Mascha Lose."

Bohrmann atmete erleichtert auf. Und doch war ihm der fremde Ton, diese Verstellungskunst nicht recht.

„Begreifst du das?" fragte er Hilde, nachdem er alles gewissenhaft vorgelesen hatte.

„Was ist da zu begreifen? Dich natürlich wundert es, daß man deine Frau nicht zu Hause läßt. Aber andere Leute sind aufmerksamer als du. Sie brauchen jetzt den Direktor, weil er wieder was unterschreiben soll. Und der Direktor wird wohl geantwortet haben, daß er ohne mich nicht zu haben ist. Das ist ein Mann!"

Konrad kam pünktlich, sauber herausgekleidet, zum Mittagstische und lachte froh, als er vom Eintreffen der Einladung hörte.

„Schauen Sie nur, Frau Hilde! Man ist also doch nicht ganz ohne Einfluß, wenn man eine Konzession hat. Und Erdäpfelknödel giebt's heute? Dafür soll Mascha Lose mit mir zufrieden sein, ich will mich benehmen, daß die Kerls nicht wissen sollen, ob ich König Philipp oder der Großinquisitor bin. Ich führe Hilde zu Tisch, und sie läßt mich nicht zu viel trinken. Das ist abgemacht. Will ich über die Schnur hauen, Frau Hilde, so sagen Sie immer nur ‚Kardinal' zu mir. Dann will ich das Meinige thun . . . und du, Siegfried, paß auf, und wenn du schon zählen kannst, wie viele Erdäpfelknödel Onkel Konrad vertilgen wird, dann mußt du später einmal Finanzminister werden oder Pauke schlagen. Die haben beide furchtbar viel zu zählen."

„Ja, aber was ist das für ein Mysterium, das mich interessieren soll? Die Vorlesung eines gewissen Dramas? Wenn es das hohe Lied wäre, müßte ich es doch selbst vorlesen!"

„Du hast doch immer solche Nebensachen im Kopf," sagte Hilde.

XXXI.

Am 30. August ging es lebhaft in Bohrmanns Wohnung zu. Hilde zog sich für ihre erste große Gesellschaft an.

Ein Stubenmädchen aus dem Vorderhause hatte

sie frisiert und war dageblieben, um zu helfen. Hilde hatte ihren ganzen Staat auf der Plüschgarnitur ausgebreitet und war immer noch nicht entschlossen, was sie auswählen sollte. Im Unterrock führte sie das neidische Stubenmädchen vor alle ihre Herrlichkeiten und wiederholte immer, sie wolle ganz einfach gehen, wie es sich für eine arme Lehrersfrau schicke. Schmuck habe sie doch nicht.

Das Stubenmädchen besaß eine Brosche, zwei Tauben mit einem kleinen Diamanten. Hilde nahm es an, daß das Mädchen nach Hause lief, ihr die Brosche zu borgen.

Inzwischen klagte Bohrmann aus seinem Zimmer, daß ihm das und jenes fehle. Eifrig sprang Lenchen von Papa zu Mama und half überall.

Eben war das Stubenmädchen zurückgekommen, und eben hatte sich Hilde dafür entschieden, ihren neuen Rock von schwarzer Seide und darüber die ausgeschnittene Bluse von rosa und grün schillernder Seide anzulegen, als der Direktor erschien. Er war in einem guten Gesellschaftsanzuge, nur fehlten ihm Stulpen, Kragen und der weiße Schlips. Er habe auf der Straße Aufsehen erregt, erzählte er. Die Oderkähne, Bohrmanns Stiefel nämlich, seien oben noch vortrefflich, nur regnen dürfe es bei Loses nicht, sonst würde er sich einen Schnupfen holen.

Hilde schrie plötzlich auf. So vor einem Fremden zu erscheinen! Wenn sie noch einen seidenen am Leibe gehabt hätte! Der Direktor mußte zu Bohr=

mann hineingehen und seine Wäsche vervollständigen. Johannes hatte es ja dazu.

Aber einen zweiten weißen Schlips besaß Bohrmann doch nicht. So ersuchte der Direktor um etwas Geld und lief hinunter, das „Marterinstrument“ selbst einzukaufen. Da hatte Hilde noch Aufträge für ihn. Ein Paar schwarze Strümpfe, wie sie jetzt Mode sein sollten, und eine neue Art Ösen für ihre Bluse. Der Ausschnitt war für eine so feine Gesellschaft nicht tief genug.

Als der Direktor zurückkam, war Hilde bis auf die Fußbekleidung fertig. Nur daß die Bluse offen um das Mieder herumhing. Das Stubenmädchen hatte die alten Ösen abgetrennt. Der Direktor erbot sich, Frau Hilde selbst zu „drapieren“. Ein Theaterdirektor verstehe sich darauf aus dem ff. Und wirklich hatte er nach wenigen Minuten die Bluse mit Stecknadeln so geordnet, daß der schöne Hals Hildes so tief wie möglich zur Geltung kam und doch die anständige Grenze nicht überschritten wurde. Mit ehrlichem Entzücken holte er ein Stück Spiegel aus der Küche und hielt es der Freundin vor.

„Sie werden schöner sein als alle anderen.“

„Nicht wahr, Mama ist schön?“ sagte Lenchen glücklich.

Auch Hilde betrachtete sich mit Wohlgefallen.

„Wenn ich wollte, könnte ich gerade so viele Liebhaber haben, wie Mascha Lose,“ sagte sie nachdenklich. „Aber ich mag nicht!“ und sie reichte

dem Direktor die Hand, die er mit frohem Gesicht küßte.

Nun kam aber Bohrmann in tadellosem Gesellschaftsanzug herein. Er war verlegen, er trug das kostbare Zeug zum ersten Male.

Lenchen bewunderte auch ihren Vater. Er aber drängte zur Eile.

„Schaff' mir zwei Schneiderinnen an, wenn ich zur Zeit fertig sein soll," sagte Hilde heftig, wie aus Gewohnheit; eigentlich war sie ganz guter Laune. Das Stubenmädchen aus dem Vorderhause mußte ihr die neuen Strümpfe — diamantschwarz — anziehen, und der Direktor nähte zu gleicher Zeit kunstgerecht die Ösen und Haken an Stelle der Stecknadeln. Ihm war wohl dabei. Wie in einer seiner alten Theatergarderoben kam er sich vor! Durch die offene Korridorthür traten Frau Spindler und Fräulein Reymond herein. Fräulein Reymond, um die Kinder zu holen, wie sie versprochen hatte, Frau Spindler, um sich den Staat der Nachbarsleute anzusehen.

„Essen Sie nur nicht zu ville Gurkensalat, Frau Bohrmann," sagte sie, „wo Sie doch so feste geschnürt sind. Da kann einer den Tod von haben. Und fein soll es auch nich sind."

Bohrmann machte vor Fräulein Reymond scherzweise eine tiefe Verbeugung, als bäte er um einen Tanz. Fräulein Reymond schlug die Augen nieder.

„Finden Sie nicht auch, Fräulein," rief Lenchen, „daß Onkel Konrad doch viel schneidiger aussieht,

als Vater? Vater ist schöner, aber Onkel Konrad ist schneidiger."

Hilde war mit ihrem Anzuge fertig geworden.

„Wo sind die Blumen?" fragte der Direktor scharf.

„Als ob Johannes jemals an etwas dächte!" rief Hilde und schlüpfte vorsichtig in ihren Regenmantel.

„Nicht wahr, Direktor, den Hut brauche ich nicht aufzusetzen?"

„Wir nehmen ja eine Droschke," sagte Konrad. „A propos Hut. Der elende Johannes besitzt nur Einen Claquehut für uns beide. Ich dachte anfangs, er könnte den Deckel behalten und ich die Krempe mit dem Futter. . . . Krempe mit Futter sieht sehr gut aus . . . aber der Filz will nicht, ich meine Johannes . . . auch will er mir den Hut nicht überlassen und sich mit der Hutschachtel begnügen, der treulose Freund. Ich habe also nachgegeben und will den Abend über auf den Claquehut verzichten. Nur beim Eintreten muß ich ihn in der Hand haben. Ohne Claquehut betrete ich keine feine Gesellschaft."

Hilde war schon auf der Treppe, und die beiden Herren folgten ihr. Fast überall standen die Dienstmädchen an den Flurtreppen und sahen zu, wie die Lehrersleute in vornehme Gesellschaft gingen.

XXXII.

Bei Loses war beinahe die ganze Gesellschaft schon versammelt, als Bohrmanns eintraten. Der Claquehut in der Hand des Direktors Schmidt-Lefèbvre wurde nicht beachtet, den Direktor selbst nahm Herr Neumann sofort in Beschlag. Da Bohrmann dicht daneben blieb, um seinen Hut wiederzubekommen, mußte er die Unterhaltung anhören.

„Wir brauchen Ihre Unterschrift, Herr Direktor,“ sagte Neumann. „Ihr Freund Lopinsky ist ein Erzgauner. Er verläßt sich darauf, daß wir keine Strafanzeige machen, und ist noch patzig. Aber wir haben ihn heute zum letztenmale eingeladen. Der Szekal wegen, die sich noch nicht entschieden hat.“

„Wer wird's,“ fragte Konrad. „Dracklin oder Hantinger?“

„Wahrscheinlich Hantinger. Meine Frau und ich, wir sind beide für Hantinger. Aber Mascha ist ja reene verrückt mit dem Dracklin. Und gegen Mascha mache ich nischt in dem Theatergeschäft. Sie hat den feinsten Geschmack, ich meine, so 'nen Riecher. Wäre Hantinger nicht so ein gerissener Kunde, ich hätte Angst für ihn. Und dann der Tanz mit meiner Frau!“

Doktor Hantinger kam mit vorgestrecktem Kopfe herbei und tuschelte etwas mit Neumann. Es mußte ihm gut gehen, er sah wohlgenährt aus und war ebenso fein gekleidet wie Bohrmann. Darüber hatte

der Lehrer überhaupt zu staunen, daß alle Herren so kostbar gekleidet waren. Er besaß jetzt seinen Claquehut wieder und hielt ihn bald wie der eine, bald wie der andere Herr, am liebsten wie der Assessor, gegen den rechten Schenkel gestemmt.

Es war derselbe Kreis wie in Ostende. Nur einige ihm unbekannte Mitglieder des Kronprinzen-Theaters waren neu. Den Mittelpunkt bildeten zwei Herren, die miteinander befreundet schienen. Der eine war der Schauspieler Dracklin. Wirklich ein auffallend schöner Mann. Er erinnerte Bohrmann mit seinem etwas starken, glattrasierten Gesicht an ein Bild des Kaisers Nero in den Geschichtsbildern für die deutsche Jugend. Dieser Dracklin benahm sich merkwürdig. Er ging Mascha nicht von der Seite, faßte sie im Gespräch bald an der Hand, bald am Arm, lächelte und seufzte, wahrhaftig, als ob er ihr Bräutigam gewesen wäre.

Der andere Herr war den Eintretenden immer nur als unser Stahr vorgestellt worden. Er sollte einer der berühmtesten Dichter Deutschlands sein Bohrmann wunderte sich, daß er den Namen Stahr nicht näher kannte. Er mußte ihn wohl einmal gehört haben, aber nicht mit solcher Anerkennung. Der Mann sah verdrossen und gelangweilt aus. Er hatte ein Alltagsgesicht und war außer Bohrmann der einzige, der nicht viel sprach. Er verbeugte sich nur immer, wenn er angeredet worden war.

Bohrmann achtete wenig auf ihn. Wenn Mascha

ihn am Ende plötzlich aufforderte, sein Drama vorzulesen? Er war nicht vorbereitet.

Plötzlich faßte ihn Doktor Hantinger nervös an einem Frackärmel und zog ihn in eine Fensternische.

„Sie wissen, lieber Herr Kollege, was zwischen uns verabredet worden ist? Ich hatte keine Zeit, buchstäblich keine Zeit, vorher zu Ihnen zu kommen. Sie werden also erst heute bei der Vorlesung erfahren, was aus dem Stücke geworden ist.“

„Aus welchem Stücke? Was wird vorgelesen? Wer liest vor?“

„Hat Frau Lose Ihnen nicht alles mitgeteilt? Sie wollte doch . . .“

„Was haben Sie aus meinem Stücke gemacht?“

„Aus Ihrem Stücke? Sie wissen, daß Sie mir alle Rechte überlassen haben. Haben Sie etwa Ihr Geld nicht richtig erhalten? Ich riskiere mehr als Sie! . . . Ich werde also zwei Akte daraus vorlesen. In Ihrem Interesse sind wir übereingekommen, Ihren Namen heute gar nicht zu nennen. Frau Lose ist ganz meiner Meinung gewesen. Hören Sie ruhig zu. Es ist etwas ganz anderes daraus geworden. Raskel ist beteiligt. Ihre Skizze ist kaum wiederzuerkennen. Besuchen Sie mich 'mal nachher. Wir sprechen dann geschäftlich über Ihre Autorrechte! Da kommt Frau Mascha . . . Sie ist sonst nicht ganz auf meiner Seite. Aber auf Ihrer auch nicht.“

Mascha, die ihren Hans Bohrmann vorhin freundlich und fremd begrüßt hatte, trat jetzt herzu.

„Sie sehen, ich habe Wort gehalten, lieber Herr Bohrmann. Das Stück wird bei mir vorgelesen . . . aber Sie sind ja . . . der Frack steht Ihnen ausgezeichnet . . . aber Sie sind ja ein vollendeter Schauspieler. Was haben Sie mir die ganze Zeit über vorgemimt? Seit Ostende stecken Sie mit Hantinger unter einer Decke! Sie intrigieren gegen mich."

„Frau Mascha," rief Bohrmann bestürzt. „Ich? Gegen Sie? Frau Mascha, was machen Sie aus mir?"

Doktor Hantinger beugte seinen Kopf vor.

„Frau Mascha," sagte er mit einer Art zitternder Frechheit, „Sie werden Ihren Willen nicht durchsetzen. Geben Sie lieber nach und seien Sie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß. Sie kennen mich nur noch nicht. Ich habe einen eisernen Willen. Zu Ihren Füßen bitte ich Sie . . ."

Feindlich, aber doch neugierig blickte Mascha dem Doktor Hantinger in sein Raubvogelgesicht.

„Nachher auf ein Wort," sagte sie. „Nach der Vorlesung. Jetzt muß Herr Bohrmann dem . . . noch den Hof machen."

Bohrmann vernahm deutlich einen der berühmtesten Namen; Mascha hatte einen lebenden Dichter genannt, der sogar beinahe in der Schule gelehrt wurde.

„Der ist auch hier?" fragte Bohrmann erstaunt.

„Wo waren Sie denn bisher?" fragte Mascha

ärgerlich. „Ich habe Sie doch gleich beim Eintreten unserm Star vorgestellt.“

Und sie führte Bohrmann zu dem verdrossenen Herrn, der auf des Lehrers Verbeugung und auf Maschas übertriebene Komplimente nur mit einer Kopfneigung antwortete.

Dann fragte die Hausfrau, ob es ihm genehm sei, die Vorlesung anzuhören. Wieder eine Kopfneigung, und Mascha gab mit einer silbernen Klingel ein Zeichen.

„Darf ich die Herrschaften in mein Boudoir bemühen? Ich bin stolz darauf, in diesem Raume einen solchen Star und solche Sterne zu empfangen. Herr Doktor Hantinger wird die Güte haben, aus dem Mysterium ‚Das hohe Lied‘ vorzulesen. Die Dichter wollen vorläufig ungenannt bleiben.“

Die Herren reichten den Damen den Arm und begaben sich durch die beiden großen Räume und durch das Rauchzimmer in Maschas Boudoir, Bohrmann sah seine Frau an Konrads Arm und wurde dann von Doktor Kattowitzer fortgezogen.

„Sie vertreten bei mir die edle Weiblichkeit, Bohrmann,“ sagte Kattowitzer gemütlich. „Nicht wahr, die dumme Geschichte von neulich ist vergessen?“

„Gestehen Sie ein,“ fragte Bohrmann gemessen, trotzdem es ihn in seiner Aufregung Mühe kostete, sich genau der Scene mit Kattowitzer zu erinnern. „Gestehen Sie ein, daß Sie sich gegen Fräulein Reymond unziemlich benommen haben?“

„Natürlich gesteh' ich's ein," sagte Doktor Kattowitzer lachend und hing sich in Bohrmanns Arm ein. „Es versucht es eben Jeder mit Jeder. Das ist doch nicht beleidigend. Ich bin noch lange nicht der Schlimmste."

Auf dem Wege fragte dann Doktor Kattowitzer, ob Mascha für Hantinger entschieden habe. Bohrmann antwortete ausweichend. Ihm ging das kurze Gespräch mit dem Dramaturgen durch den Kopf. Was war mit seinem Drama vorgegangen? Und warum ließ man ihn sein Drama nicht selbst vorlesen? Der Dramaturg verstand das gewiß ganz gut; aber ...

Man war im Boudoir angelangt und nahm Platz. Mascha zwischen dem Star und Dracklin, auf der Chaiselongue. Ans Fenster setzte sich Hantinger, in der Hand ein dickes Manuskript, das nicht Bohrmanns Manuskript war. Die übrigen Gäste nahmen rings umher auf den unbequemen Stühlen und Stühlchen Platz. Für Bohrmann war kein Stuhl übrig geblieben. Er lehnte sich gegen den Kamin und suchte, trüber Gedanken Herr zu werden.

Auf der Chaiselongue, dort wo er küssen gelernt hatte, saß Mascha neben dem schönen Kaiser Nero und schien von ihrem Hänsel nichts mehr zu wissen. Und sein Drama las ein anderer vor.

Doktor Hantinger räusperte sich und begann in einigen wohlgesetzten Worten die kunstverständigen Herren und Damen dieses Kreises über das Wesen

eines Mysteriums aufzuklären. Der ungenannte Dichter habe eine wertvolle dichterische Skizze nach den epochemachenden Lehren des Herrn Doktor Raskel zu einem eigenartigen Gebilde umgearbeitet. Das wahre Kunstwerk der Zukunft sei nicht auf Musik zu begründen, sondern auf die Verbindung von Drama und Kirche. Der fromme Glaube müsse nach einem Worte aus allerhöchstem Munde dem Volke erhalten werden, aber auch die Kunst dürfe man den oberen Zehntausend nicht rauben. Daraus ergebe sich das Zusammenwirken aller Schwesterkünste im Dienste eines frommen Kinderglaubens. Edle Dichtersprache, lebhafte Bewegung, alle Pracht der Dekoration und einer Regie im Sinne der Meininger, nicht zu vergessen die choreographische Kunst, müßten um einen Stoff aus der Bibel, vorläufig um einen aus dem Alten Testamente, den Rahmen bilden, um neue Ziele zu erreichen. In Berlin W werde das unsittliche Sittendrama der Franzosen nachgeahmt; Berlin N werde das Zeichen geben zu dem deutschen Mysterium der dreisten Arbeit und der Gottesfurcht. Berlin N habe Achtung vor den litterarischen Größen, die dem Tiergartenviertel zu deutsch seien.

Doktor Hantinger verbeugte sich gegen den Star, nach dem sich jetzt auch die übrige Gesellschaft hinwandte. Der berühmte Mann grüßte über den kleinen Raum hinüber Doktor Raskel, indem er ihm etwas wie eine Kußhand zuwarf, und sagte:

„Sehr interessant, Herr Doktor. Wirklich, sehr interessant. Es hat Eindruck auf mich gemacht.“

Jetzt lehnte sich Doktor Hantinger in seinem niedrigen Polsterstuhle bequem zurück, wischte sich den Schweiß von seiner zurückfliegenden kleinen Stirn und sprach weiter. Er werde den Herrschaften nur den zweiten und dritten Akt vorzulesen die Freiheit haben. Die Einrichtung sei so zu verstehen, daß jedem Akte unter Tanzbegleitung ein lebendes Bild aus dem Alten Testamente vorausgehe und eines aus dem Neuen Testamente folge. Man solle sich heute nur recht lebhaft die Aufführung vorstellen. Am Kronprinzen-Theater — das stehe schon ganz fest — werde das eigentliche Theaterstück durch den gewöhnlichen schönen Vorhang markiert werden, die Bilder aus dem Alten Testament durch einen blutroten, die aus dem Neuen Testament durch einen schneeweißen Vorhang. Das sei symbolisch. Und wegen der lebenden Bilder habe das Ganze die Bezeichnung „Mysterium“ erhalten. Am 31. Oktober oder am 10. November, an einem der Luthertage, werde die erste Aufführung stattfinden, das stehe schon ganz fest. Einer der berühmtesten Dichter Deutschlands werde den Prolog verfassen; er sei in diesem Saale gegenwärtig. Die Zuhörer dürften heute niemals vergessen, daß es sich um ein Mysterium handle, daß also, wie in der Kirche, die Andacht da anfangen müsse, wo das Verständnis aufhöre.

Alles war still. Nur die Kietz flüsterte ihrer

Nachbarin, einer bildschönen, neuengagierten Schauspielerin, etwas laut zu: „Wenn's nur 'mal was anderes ist.“ Dann griff Hantinger nach dem dicken Manuskript, suchte eine Weile darin herum und begann mit seiner hohen, unruhigen Stimme die eigentliche Vorlesung.

Bohrmann war aufs äußerste gespannt. Die Mitteilung, daß dem zweiten Akte als lebendes Bild „Joseph am Hofe des Pharao“ vorausgehen und dazu die Weiber des Pharao einen feierlichen Reigen tanzen sollten, nahm er ruhig auf. Warum sollte seine Poesie nicht durch solche edle Künste noch gehoben werden? Jetzt aber mußten seine Verse kommen. Er hatte im zweiten Akte drei große Auftritte vereinigt: die gründliche Unterredung, in welcher der König Salomo die Hirtin Sulamith überredet, seine Gattin zu werden, die ebenbürtige Scene, in welcher Sulamith von ihrem Freunde Abschied nimmt, und endlich die rührenden Klagen des Hirtenknaben über die Untreue der Geliebten. Bohrmann verhehlte sich nicht, daß gerade die Einfachheit, ja Kindlichkeit der Handlung wohl Veranlassung gegeben haben konnte, das Ganze ein Oratorium oder ein Mysterium zu nennen.

Wie erschrak er aber, als er schon nach wenigen Minuten erkennen mußte, daß der Bearbeiter des „Hohen Liedes“ nicht allein die Reden in einer geradezu barbarischen Art gekürzt und Vers für Vers geändert, sondern auch ihren Sinn in einer

schrecklichen, ja geradezu unzüchtigen Weise entstellt hatte. Die Überredung des Hirtenmädchens hatte in Bohrmanns sauberem Manuskript genau siebenundzwanzig Seiten ausgefüllt. Das machte bei fünfundzwanzig Zeilen auf jeder Seite — Bohrmann hatte mit den Jahren sich gut im Rechnen geübt, wenn das auf dem Seminar auch sein schwacher Punkt gewesen war — sechshundertfünfundsiebzig Zeilen. In der Bearbeitung war Doktor Hantinger mit dem zehnten Teil ausgekommen. Bohrmann hätte dazwischenschreien mögen: „Das ist ja falsch! Da sind ja wichtige Gedankenglieder übersprungen."

Wenn die Verse noch wenigstens unverändert geblieben wären!

Kaum den vierten oder fünften Teil seines Stückes hatte der Bearbeiter stehen lassen, und das Erhaltene hatte er durchaus geändert, es vergiftet mit Erinnerungen an orientalische Unthaten der Gegenwart, an lüsterne Paschas, an Sklavenhalterei, an Frauenbetrug, ja selbst Eunuchen wurden genannt. Um Gottes willen! So behandelte man doch nicht einen biblischen Stoff! Das war sein Stück nicht mehr!

Bohrmann blickte ratlos nach Mascha hinüber und bemerkte mit neuem Entsetzen, daß der Kaiser Nero mit ihren Fingern spielte, als ob er die Zuchtlosigkeit im Harem des Judenkönigs hätte mimisch darstellen wollen.

Daß Mascha diese Berührung gar nicht bemerkte, das hätte er ihr verziehen. Es war so etwas

Geistiges in Mascha! Daß sie aber auf die Vorlesung seines mißhandelten Stückes gar nicht zu achten schien, daß sie zerstreut war, das schmerzte ihn.

Nach der Angabe Doktor Hantingers sollte dieser Akt mit einem lebenden Bilde des verlorenen Sohnes „im Weiberhause“ beschlossen werden. Das Mysterium bestehe darin, daß die unzähligen Weiber Salomos durch einen Tanz der Dirnen wieder in Erinnerung gebracht würden. Ein Tanz von Dirnen sei wohl sonst auf der Bühne unzulässig; in einem Mysterium aber werde es wohl — auch nach der Meinung des Herrn v. Dahlem — gestattet werden.

Ein beifälliges Gemurmel folgte, und der berühmte Dichter sagte wieder, es sei sehr interessant.

Zum dritten Akte gab Doktor Hantinger die Erklärung, er werde durch einen Siegestanz der Deborah zu dem lebenden Bilde eines jüdischen Heerlagers eingeleitet werden. Dann hätte eigentlich Bohrmanns dritter Akt kommen müssen, von dem der Lehrer sich eine tiefe sittliche Wirkung versprochen hatte. Die Königin von Saba trat auf und teilte ihrer Vertrauten — die eben von Fräulein Reymond gespielt werden sollte — mit, daß sie aus dem fernen Saba nach Jerusalem gekommen sei, um durch ihre in Arabien gerühmte Schönheit, durch die Reichtümer ihres Landes und durch ihren Witz den jüdischen König seinem Gotte Jehovah zu entfremden. Der ganze Akt bestand darauf nur noch aus einer Unterhaltung zwischen der Königin und dem König

und endigte damit, daß die Königin von Saba sich vor dem gottesfürchtigen Hirtenmädchen demütigte, um mit Hilfe des unschuldigen Kindes ihre Zwecke besser erreichen zu können. Hier war etwas mehr vom ursprünglichen Texte stehen geblieben, aber dafür war Zeile für Zeile in der unschicklichsten Weise geändert worden. Und selbst neue Personen und neue Auftritte einzulegen, hatte sich der Bearbeiter nicht gescheut. Als die Königin von Saba sich gegen das Ende hin von zwei Kebsweibern die Gewohnheiten Salomos erklären ließ, sich nachher beim Hirtenmädchen damit einschmeichelte, daß sie Liebestränke lehren könne, und als dann ganz unvermittelt die frommen Schlußworte der Sulamith, die er sich in ganz anderem Zusammenhange gedacht hatte, folgten, da verlor Bohrmann gänzlich seine Fassung.

Er hörte nur noch, daß Doktor Hantinger von der Enthauptung des Täufers sprach, deren Darstellung mit einem frechen Tanze der Herodias den Akt beschließen sollte. Dann brach ein lebhafter Beifall los, und Bohrmann blickte verstört um sich.

Alles war aufgestanden, und Doktor Hantinger hier, Doktor Raskel dort wurden umdrängt und mit Glückwünschen bedacht. Daß Hantinger der Bearbeiter sei, schien man als bekannt oder als selbstverständlich vorauszusetzen; vom Dichter der zu Grunde liegenden „Skizze“ war nicht die Rede.

Hantinger nahm in seiner aufgeregten Weise jedes Lob mit verlegenem Händereiben hin und redete

etwas von einem Dank, den er seinen Mitarbeitern schulde, nicht nur dem genialen Doktor Raskel.

Doktor Raskel sprach selbstbewußter. Er interessiere sich nun einmal für das Kronprinzen-Theater. Man könne heutzutage recht gut die reinsten Kunstforschungen mit einem praktischen Blicke verbinden. Heutzutage müsse man mehr als je den Zeitgeist verstehen und vor allem dem Publikum das ewig Schöne in einem ganz neuen Gewande entgegenbringen. Doktor Hantinger gebühre allein der Ruhm und der Erfolg. Doktor Raskel sei nur der Kritiker.

Bohrmann vernahm das alles, weil er sich da und dort in die Gruppe eindrängte. So stieß er auch auf Hilde und Konrad, die miteinander lachten.

Bohrmann faßte seinen Freund hart an der Hand.

„Was soll ich thun?“ fragte er mit unterdrücktem Grimm.

„Was ist denn?“ fragte Konrad ganz erstaunt, und Bohrmann berichtete ihm mit steigender Aufregung den Sachverhalt.

„Sei froh, daß du für den alten Ladenhüter überhaupt was gekriegt hast,“ sagte Konrad. „Mit deinem König Salomo hättest du keinen Hund hinter dem Ofen hervorgelockt. Wenn die Bande wirklich was damit macht, so macht sie's mit den Tänzerinnen. Ich habe von den bloßen Titeln der Tänze einen Riesendurst bekommen. Das ist ein gutes Zeichen.“

Alle sprachen durcheinander, niemand kümmerte sich um Bohrmann, und so stieg in ihm der Wunsch

auf, von sich zu reden, seinen Namen zu hören, seinen Anteil anerkannt zu wissen. Er trat mit mahnenden Augen vor Doktor Hantinger hin, aber der sah ihn gar nicht an. Er stellte sich drohend Mascha gegenüber, aber sie nickte ihm zerstreut und freundlich zu.

Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter.

„Ist Ihnen was, Herr Clausing?“ fragte Frau Kietz herzlich. „Sie sehen ganz misepetrig aus.“

Die Gäste wurden von Herrn Lose eingeladen, ihm in den Salon zu folgen und dort die gehabten Eindrücke freundlich auszutauschen. Man erwarte zu der bescheidenen Mahlzeit noch weitere Gäste.

Die Herren und Damen fanden es im Boudoir furchtbar gemütlich und wollten gar nicht gehen. Mascha mußte lachend einen nach dem andern hinaustreiben. Dracklin versteckte sich im Scherz hinter einen japanischen Ofenschirm und mußte von da mit scheinbarer Gewalt fortgeholt werden.

Es handle sich um eine Überraschung, erklärte der eingeweihte Vetter den Intimen des Hauses. Für die Vorlesung sei Mascha schwarz und hoch gekleidet gewesen. So an der Tafel zu erscheinen, wäre ein Verstoß gegen die gute Sitte, den Maschalinchen sich niemals zu Schulden kommen lassen würde. Und das neue Kleid sei noch gar nicht anprobiert, es sei erst während der Vorlesung abgeliefert worden. Das Boudoir stoße an Maschas Schlaf- und Ankleidezimmer.

Der Assessor half die Gäste unter Lachen hinaustreiben.

Bohrmann verließ das Boudoir mit den anderen, aber er blieb hinter der Thür stehen und vernahm wie im Traume, daß der Schlüssel abgedreht wurde.

„Was machst du hier?“ hörte er Hildes harte Stimme. „Was machst du überhaupt für Geschichten ... Du siehst halb verhungert aus ... natürlich, keinen Kaffee und dann bis neun aufs Abendbrot warten ... keine zehn Pferde bringen mich mehr her.“

Bohrmann schlich sich auf den Flur hinaus und that, als suche er etwas unter den Hüten und Stöcken. Es kamen neue Gäste. Niemand achtete auf ihn. Er ging leise vor der Flurthür des Boudoirs auf und nieder und lauschte. Von ferne glaubte er Maschas Stimme zu vernehmen. Ihm schwindelte. Ohne zu denken, ohne zu wissen, was er wollte, versuchte er, ob auch diese Thür verschlossen war. Im nächsten Augenblick stand er allein im Boudoir.

Die Thür zu Maschas Schlafzimmer war nur angelehnt. Er hörte Seide knistern und eine fremde Frauenstimme, die Mascha über ihren Teint Schmeichelhaftes sagte.

„Aber hinten muß wo eine Falte sein,“ vernahm er plötzlich Maschas Stimme. „Ich bin doch nicht bucklig! Alle Herren finden immer meinen Rücken am schönsten.“

„Er kommt auch großartig zur Geltung," sagte die fremde Stimme. „Gnädige Frau sollten sich nur von rückwärts sehen können. Es ist wirklich zum Anbeißen."

Bohrmann schleppte sich zur Chaiselongue und sank da völlig kraftlos auf den Teppich nieder. Den Kopf legte er in das Kissen und weinte, er wußte selbst nicht, warum. Das Alles war nur so häßlich, so furchtbar häßlich.

Er hörte nicht mehr zu.

Als er wieder zu sich kam, schien Mascha wieder guter Laune zu sein. Sie plauderte mit ihrem Dienstmädchen, das ihr ebenfalls Schmeicheleien sagte. Bohrmann stand auf und rückte dabei an der Chaiselongue.

„Wer ist da?" fragte Mascha, und das Dienstmädchen kicherte.

„Wer ist da?" rief Mascha noch einmal.

Jetzt hörte Bohrmann, wie sie das Dienstmädchen hinausschickte. Es sei wohl niemand. Dann trat sie auf die Schwelle des Boudoirs mit einem Lächeln auf den Lippen, wie Bohrmann es noch nie an ihr gesehen hatte. Das Lächeln verschwand sofort, als sie Bohrmann erkannte.

„Sie sind es?" rief sie verwundert. „Was wollen Sie denn hier?"

Noch nie war sie dem Lehrer so schön erschienen wie jetzt. Was sie an hatte, sah er nicht. Er sah nur, wie der Kopf und Hals und Busen aus etwas

Hellem, Duftigem, aus etwas wie gemalte Rosenblätter oder wie Spitzen oder wie Spinngewebe, herausleuchteten. Er wußte nicht, was er wollte und was er sprach. Er schlug nur in angstvoller Not die Hände zusammen und rief:

„Mascha, hilf mir! Mascha, was hast du aus mir gemacht?“

Sie lehnte sich an die Thür und strich ein Löckchen hinters Ohr zurück.

„Seien Sie doch nicht kindisch, lieber ... mein lieber Hans! Was wollen Sie denn? Seien Sie doch zufrieden! Sie gehören jetzt unserem Kreise an und werden Ihren Weg schon machen.“

„Mascha!“ rief Bohrmann und rang verzweifelt die Hände. „Was hast du aus mir gemacht! Liebst du mich denn nicht mehr?“

Mascha ließ die Augen über ihn hingleiten. Schon zuckte etwas um ihre Lippen, dann streckte sie sich in ihrem neuen Kleide, daß es knisterte, und sagte rasch:

„Jetzt nicht.“

„Mascha!“

„Was wollen Sie denn?“

Bohrmann stöhnte:

„Küssen!“

Und wild sprang er auf sie zu. Sie hielt ihm den Arm entgegen und rief kichernd:

„Jetzt nicht. Rühren Sie mich nicht an! ... Einen einzigen Kuß meinetwegen. Aber vorsichtig! Hände weg!“

Sie lehnte den Kopf zurück und bot ihm die Lippen.

Begierig beugte Bohrmann sich hinab und berührte die Lippen und preßte ihre Hände, und langsam, langsam fühlte er, daß sie ihn noch liebte, daß sie noch sein war.

Da stieß ihn Mascha plötzlich mit einem heftigen Stoß von sich. Hilde stand mit ihrem träumerischen Gesicht neben ihnen auf der Schwelle des Schlafzimmers.

„Da haben wir's! Esel!“ rief Mascha und stampfte mit dem Fuße auf.

„Verloren!“ rief Bohrmann und stürzte aus dem Boudoir hinaus.

XXXIII.

Auf dem Flur begegnete Bohrmann dem Doktor Hantinger.

„Ich begreife Ihre Aufregung,“ rief dieser ihn an. „Ich suche Sie überall. Hat Mascha Sie trösten müssen? Ich komme nächstens zu Ihnen, und wir machen die Sache ab, schriftlich.“

„Ganz wie Sie wollen,“ sagte Bohrmann gedankenlos. Nur allein sein wollte er, allein mit seinem Gewissen, um rasch und kurz zu einem männlichen Entschlusse zu kommen.

Aber überall waren Menschen, Gäste oder die

Leute von der Dienerschaft. Die Gäste sprachen ihn an, und Diener und Dienstmädchen fragten ihn, wohin er wolle. Einer der Lohndiener fragte gar nicht erst und wies ihm dienstgefällig einen Weg. Bohrmann kehrte entrüstet um und wollte auf die Straße hinunter. Aber hatte er nicht Pflichten gegen Hilde?

Entschlossen öffnete er noch einmal vom Flur aus die Thür zum Boudoir. Er wollte seine Frau in Schutz nehmen oder ihr Rede stehen, je nachdem. Nur nicht feige sein!

Die beiden Frauen mußten das Zimmer verlassen haben. Wer weiß, nach welchen Worten! Einerlei, er war allein. Allein in Maschas Boudoir und dann in Maschas Schlafzimmer, denn auch das war leer, und Bohrmann überschritt die geheiligte Schwelle. Neben ihrem Bette, das mit seiner Seide und den Spitzen und den Engelsköpfen des Betthimmels verführerisch und feenhaft aussah, wie sie selbst, sank Bohrmann in einen kleinen Lehnstuhl.

Er wußte nicht viel von der Welt, aber die weitesten Umrisse seiner Pflicht stiegen vor diesem märchenhaften Lotterlager plötzlich in ihm auf. Er hatte durch seine wilde Unbesonnenheit Maschas Stellung untergraben, er mußte ihr Genugthuung geben, er mußte sie heiraten. Nichts durfte sie aus dem Hause des reichen Mannes mitnehmen, als etwa dieses Feenbett. Sein Beruf, die Arbeit eines Lehrers, mußte sie fortan ernähren.

An Hilde, an die Kinder durfte Bohrmann nicht denken, sonst wären die Thränen frei geworden und hätten sein Pflichtgefühl erstickt.

Er erhob sich, wischte sich die Augen und kehrte durch das Boudoir entschlossen in die Gesellschaftsräume zurück. Ohne Aufschub wollte er zuerst Mascha seinen Entschluß mitteilen und dann auf der Stelle mit Hilde nach Hause zurückkehren.

Die Säle waren gefüllt mit geputzten Menschen. Diese Leute redeten in deutscher Sprache, vielleicht von bekannten Dingen, vielleicht von dem eben vorgelesenen Mysterium. Das ging ihn wohl gar an? Wie denn? Aber Bohrmann sah und hörte nichts. Er suchte Mascha.

Endlich fand er sie, nicht weit vom Eingang, wo sie wieder neue Gäste begrüßte. Bohrmann hätte nicht sagen können, ob er die Eintretenden kannte oder nicht. Auch das Gesicht Maschas sah er nicht deutlich, nur die Erscheinung, wie sie vorhin so verhängnisvoll über die Schwelle des Schlafzimmers getreten war, sah er wieder.

Sie war umringt, und er konnte nicht mit ihr sprechen. Da erblickte sie ihn und lächelte ihm freundlich zu, als ob nichts vorgefallen wäre. Welche Größe des Geistes, ja welche Beherrschung diese Frau besaß. Bohrmann stellte sich ihr feierlich gegenüber und nickte ihr zweimal ernsthaft zu, wobei er zugleich beruhigend die flache Hand erhob. Sie mußte ihn verstehen. Es sollte heißen: Ver-

laſſ' dich auf mich, ich werde dich nicht untergehen laſſen, ich werde dich heiraten.

Dann erſt ſuchte er ſeine Frau, um ſie hinwegzuführen aus dem entheiligten Hauſe. Er ſuchte lange vergebens; endlich entdeckte er ſie zwiſchen Konrad und einem glattraſierten hübſchen, jungen Manne. Sie kam ihm verändert vor. Natürlich, nach einem ſolchen Erlebnis. Aber traurig ſchien ſie nicht. Sie plauderte lebhafter als ſonſt. Nur ihre Augen hatten den rätſelhaften, träumeriſchen Glanz, wie ſo oft, bevor ſie zu zanken anfing.

Sie verſtummte, als Bohrmann auf ſie zutrat. Ihr Nachbar, wohl ein junger Schauſpieler, küßte ihr den Arm über dem neuen ſchwediſchen Handſchuh und ſagte:

„Schaun's, gnä' Frau, Sie müſſen aufs Theater. So ein Goſcherl wie Sie hat keine zweite. Und wie Sie dieſes gräßliche Berliniſch plauſchen, darüber geht nix, darüber geht ſchon goar nix."

„Johannes Bohrmann," ſagte der Lehrer, ſich vorſtellend. „Sie werden gütigſt verzeihen, mein Herr, aber ich habe mit meiner Frau einige Worte zu ſprechen."

„Freut mich furchtbar, Ihre werte Bekanntſchaft zu machen. Freut mich koloſſal . . . ich bleibe in der Näh', gnä' Frau . . . Ihre Frau Gemahlin ſitzt nachher zwiſchen unſerem Direktor und meiner Wenigkeit."

Konrad blieb ruhig ſitzen.

„Bist du verrückt?“ fragte Hilde. „Was willst du denn?“

„Es ist möglich, daß ich wahnsinnig bin,“ sagte Bohrmann schwer atmend. „Ich danke dir, daß du es über dich gewonnen hast, so lange hier auszuhalten. Inzwischen ist mein Entschluß gereift. Komm, wir wollen nach Hause gehen und das Furchtbare zu Hause besprechen.“

„Du bist wahrhaftig übergeschnappt! Jetzt, wo es endlich was zu essen geben wird. Und wo der nette Junge mir den Hof macht. Warum denn?“

„Liebe Hilde, ich danke dir, daß du das Furchtbare selbst vor unserem Freunde verbergen willst. Aber es wird bald kein Geheimnis mehr sein. Nach dem Vorgefallenen können wir natürlich nicht länger bei einander bleiben. Ich darf Mascha nicht untergehen lassen. Wir müssen uns trennen. Die Kinder werden gewiß dir zugesprochen werden. Beide! Nicht einmal die Erziehung Siegfrieds . . .“

Bohrmann konnte nicht weitersprechen. Er setzte sich in den Stuhl, den der junge Schauspieler frei gelassen hatte, und ließ die Thränen seine Backen hinunterrinnen.

„Du bist wohl hops?“ rief Hilde lachend, stand auf und deckte geschickt ihren weinenden Mann, mit dem sie munter zu plaudern schien. Und unter dem Zwang, sich freundlich zu stellen, waren wohl auch ihre Worte freundlicher als sonst. Es sei ja ganz

und gar nichts vorgefallen. Mascha habe ihr die Sache einfach erklärt.

„Du bist begreiflicherweise ganz verrückt geworden über den Schuft, den Hantinger, dem du in deiner Dummheit alle Rechte so gut wie geschenkt hast. Du bist in deiner Verzweiflung zu Mascha Lose gelaufen. Daß sie dein Schwarm ist, das weiß ich doch nicht von heute. Du hast geflennt und ihr dein Leid geklagt. Da hat sie dich getröstet und dich für einen großen Dichter erklärt. Und da warst du endlich einmal vernünftig genug, ihr einen Kuß zu geben. Was ist da weiter daran? . . . Und deshalb will dieser Mensch vor dem Abendbrot nach Hause gehen! . . . Ich stehe mit Mascha besser als je. Hier, dieses Armband hat sie mir für heute abend geborgt und den Fächer."

Jetzt erst bemerkte Bohrmann den großen Fächer von weißen Straußenfedern und das breite Goldband an Hildes Arm. Darum sah sie auch so verändert aus.

Und der schreckliche Auftritt von vorhin sollte weggeweht sein, wie dieser Fächer die heiße Luft wegwehte von seinen brennenden Augen! Die Lüge sollte aufs neue beginnen! Durfte er aber Mascha verraten, wenn sie nur einen ersten Kuß, einen rein geistigen, zugegeben hatte?

„Was soll nun werden, was soll nun werden?" rief Bohrmann.

„Dafür lass' mich sorgen," antwortete Hilde mit

einem bösen Lächeln. „Ich habe bei dieser Gelegenheit erst erfahren, wie das alles gekommen ist, wie du das Geld zu verschlampampen verstehst. Fünfhundert Mark ist ein schönes Stück Geld für so eine Dichterei. Aber nach Hause bringen muß man's! Bitte, bitte! Darüber rege ich mich nicht auf. Es ist nur, daß ich weiß, es ist nischt mit deinen Theatereinnahmen und mit all dem Zeug. Konrad ist ganz meiner Meinung. Was daraus werden soll, wirst du bald erfahren."

Bohrmann blickte fragend auf Konrad, der mit einem unzufriedenen Gesichtsausdruck auf seinem Stuhle saß.

„Das ist alles Bestimmung," sagte er jetzt so langsam, als ob er müde wäre. „Hilde will mich zu einem ordentlichen Menschen machen, trotzdem der Wein des Menschen Herz erfreut. Schick' sie nach Hause. Laß' mich eine Pulle Sekt trinken, und ich will offen gegen dich sein. Man wird mich hinausschmeißen, aber man wird dann einen Ehrenmann hinausschmeißen. Kriege ich nichts zu trinken, so sage ich nicht die Wahrheit. Im Weine liegt Wahrheit. Einen ordentlichen Menschen! Die Höhe kennen wir! So einen, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, einen Heuchler und Pharisäer . . . Bruder, die Hand deiner Frau ruht schwer auf mir . . ."

Der junge Schauspieler kam wieder heran, Hildes rechten Arm zu erbitten: man gehe ja schon zu Tische.

Konrad nahm galant Hildes linken Arm und ergriff im Vorübergehen Bohrmanns Claquehut.

„Mein ist der Helm, und mir gehört er zu ... Wozu brauchst du noch den Deckel, wo du doch den Kopf verloren hast?“

Wenige Augenblicke später stand Bohrmann allein in dem Saale. Nur Frau Rietz kam wieder herein, als suchte sie etwas.

„Sie sind wohl mein Chapeau?“ fragte sie gemütlich. „Und Sie wollen wohl nich? Kommen Sie man.“

An zwei Tafeln saßen heute gegen fünfzig Personen. Bohrmann gegenüber saßen Doktor Raskel und die Mauerhofer. Der Lehrer hörte den Doktor Raskel sagen:

„Heute wird's pikfein, das kenn' ich. Wenn die Wachskerzen brennen, giebt's viele Tischreden und wenig Champagner.“

„Schrecklich,“ antwortete die Mauerhofer. „Wenn die Lohndiener nach dem zweiten Glase Sekt schnappen, so lohnt's gar nicht, anzufangen ... und geschunkelt darf nachher auch nicht werden.“

Auch Doktor Kattowitzer, der neben Bohrmanns anderer Nachbarin, einer schönen, jungen Dame, saß, prophezeite schreckliche Vornehmheit für den heutigen Abend. Als Herr Lose sich nach dem Fisch erhob, spottete Kattowitzer, es werde eine Rede auf den Kaiser geben. Es war aber nur eine Begrüßung der Gäste.

„Was hat denn Neumann?“ fragte Frau Kietz. „Er sieht ja aus wie ein begossener Pudel.“

Doktor Kattowitzer hatte die Bemerkung gehört.

Natürlich sei Neumann bekniffen. Lose habe doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er heute vornehme Gäste bei sich beherberge.

„Wo er recht hat, hat er recht. Er hat heute Geheimräte, Stadtverordnete, einen Professor und einen General, der sich Excellenz schimpfen läßt, da zählen wir vom Theater gar nicht mit.“

Es stellte sich jetzt heraus, daß die bildschöne junge Dame ebenfalls Mitglied des Kronprinzen-Theaters sei. Sie war als Sängerin engagiert worden, aber bis heute war es unsicher, ob auf dieser Bühne überhaupt Operetten gegeben würden.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Fifi,“ sagte Doktor Kattowitzer. „Heute noch hat diese Wirtschaft ein Ende, heute noch kommt eine Entscheidung. Hie Goethe, hie Kattowitzer. Mascha ist augenblicklich noch für Goethe. Aber Sie machen sich doch nicht ernsthafte Sorgen, schönste Fifi? Mit Ihrem Gesichte übrigens braucht man nicht gleich öffentlich aufzutreten.“

„Es soll sehr feine Herren in Berlin geben,“ sagte die Dame, die Fräulein Fifi genannt worden war. „Wie ist der Ton in Berlin? Schadet man sich, wenn man ein Souper annimmt?“

„In meinen Augen nicht,“ antwortete Doktor Kattowitzer lachend. „Was, Herr Bohrmann? Prosit!

Blicken Sie die ganze Tafel hinauf und hinunter und Sie sehen nur feine Herren und feine Damen, die ein Souper von Mascha Lose angenommen haben.“

Doktor Kattowitzer war selbst nervös und unruhig. Er hatte rasch getrunken und gab seine Meinung zum besten.

Die Gruppe der Stadtverordneten, die hier waren, weil sie zur mächtigen Partei des Herrn Lose gehörten, sei durch die norddeutsche allgemeine Reichsfrau drüben zusammengehalten, welche die Geschäfte der Partei besorge und mitunter über die eine oder andere Aufsichtsratsstelle zu bestimmen habe. Der Professor sei nur durch Verheiratung mit einer angejahrten akademischen Tochter zu einer Berliner Berufung gekommen. Der eine von den Geheimräten sei ein armer Bürgerssohn und habe eine reiche Baronesse geheiratet. Aber in den Adern seines ältesten Sohnes fließe kein Tropfen bürgerlichen Blutes. Die bunte Reihe herrsche nicht nur bei Tisch und hinter den Kulissen. Die bunte Reihe von Berlin, die bunte Reihe jeder Großstadt solle leben. Berlin wäre keine Weltstadt, wenn es nicht die bunte Reihe hätte. Auch vom General könnte er, Doktor Kattowitzer, die bunte Reihe in seiner Carriere erzählen. Aber mit dem Säbel habe er lieber nichts zu thun. Offiziere gingen zu leicht los, auch wenn sie alte Generäle wären.

Aber dort, der junge unverheiratete Maler, der

sei echte Großstadtfrucht. Herrenporträts könne er gar nicht malen, nur Frauenporträts, nach Photographien. Sei die Frau alt oder häßlich, so mache er ihr für den Auftrag heimlich den Hof, gründlich und solid; sei sie hübsch, so nenne er sie in der Kneipe seine Geliebte.

Unerschöpflich war Doktor Kattowitzer in seinen Bosheiten und Verdächtigungen. Besonders scharf gegen seinen Kollegen, den Star, der an Maschas rechter Seite sitze, weil die linke ohnehin dem Assessor gehöre. Der „Berühmte“ sei von Natur Weiberfeind, ein echter Weiberfeind. Aber um seiner Stücke willen, um der Besetzung, um jeder Kritik, um jeder Wiederholung willen laufe er von früh bis spät von einem Boudoir ins andere, von einer Schürze zur anderen, von Gräfinnen zu Komödiantinnen, von Friseurinnen zu Modefrauen. Hundert Geburtstage trage der königliche Schauspielhausdichter in seinem Kopfe herum. Seine Stücke verfasse er im Bette; darum seien sie auch so kalt.

Eben erhob sich der Star, um mit einigen hübsch improvisierten Versen die Hausfrau leben zu lassen. Bevor die stürmischen Zurufe noch ganz verklungen waren, sprang schon Doktor Hantinger in seiner verlegen entschlossenen Weise von seinem Stuhle neben Frau Neumann auf und brachte ein Hoch aus auf das Kronprinzen-Theater im allgemeinen, auf die Damen des Kronprinzen-Theaters und insbesondere auf die hohe Muse des Theaters, seine über alles

verehrte Freundin, auf die Schwägerin dieses gastfreien Hauses, auf Frau Marie Neumann.

„Mieze, er uzt dir," rief Herr Neumann dazwischen. Aber alles, was zum Kronprinzen-Theater gehörte, ja auch die Partei des Schauspielers Dracklin, und sogar er selbst that sich ein Gutes nach dem vornehmen Zwange, und laut schallte es zur Decke, als man die Frau des Theaterbesitzers dreimal in vielstimmigem Gesange hochleben ließ.

„Kss, kss," flüsterte Doktor Kattowitzer. „Eine Frechheit hat dieser Hantinger! Das hätte nicht einmal ich gewagt! . . . Ich glaube, die beiden Schwägerinnen reißen sich noch heute gegenseitig die Perücken vom Kopfe, wie Brunnhilde und Kriemhilde vor der Kirche gethan haben sollen."

„Haben denn die beiden Damen einen gemeinsamen Liebhaber?" fragte die bildschöne Fifi.

„Wenn Sie halb so naiv sind wie Ihr Mund, Fräulein Fifi," flüsterte Doktor Kattowitzer lachend, „so ist die Mauerhofer . . ., wie soll ich sagen? . . ., so ist die Mauerhofer eine ausgediente Heldenmutter gegen Sie! . . . Nein, mein Schatz, die beiden Damen sind edle Frauen und uneigennützige Freundinnen der Kunst. Nur daß unsere holde Wirtin den Dracklin protegiert und ihre Schwägerin den gerissenen Kerl, den Hantinger. Solche Sachen wie Liebhaber dürfen Sie nicht sagen, edle Fifi. So unsittlich ist man nur in Berlin W. Da geben Börsenspekulanten und Journalisten, Juden und

Zeitungen, den Ton an. Berlin W ist von Paris angesteckt, dem Sündenbabel. Hier sind wir im Herzen Deutschlands, in Berlin N. Hier gedeiht noch ehrliche Arbeit; blicken Sie auf Neumann, den festbegründeten Hausbesitzer, blicken Sie auf Lose, der sich für das Wohl seiner Mitbürger aufreibt. Hier haben die Frauen keine Liebhaber, gute Fifi. Und wenn sie einander nachher doch in die Haare fahren werden ... Es hat eben ein Vorspiel gegeben."

Und Doktor Kattowitzer erzählte, daß Herr Neumann vor Tische alle Beteiligten zusammengebracht habe, um eine Aussprache über das Theater herbeizuführen. Hantinger habe den Dracklin zu überzeugen gesucht, daß ein mehrjähriger garantierter Vertrag für ihn günstiger sei, als die Direktorsstelle. Da habe Mascha das Gespräch damit unterbrochen, daß sie über die hohe Taille ihrer Schwägerin eine freundliche Bemerkung machte. Eine köstliche, freundliche Bemerkung; sie habe mit keinem Worte gesagt, daß Frau Neumann es nötig habe, hoch zu gehen. Aber Hantinger werde bis an sein Lebensende der Wüstenprediger heißen. Frau Neumann habe sich famos benommen. Er habe an den Zank zwischen Elisabeth und Maria Stuart denken müssen. Sie wissen doch? Das mit der allgemeinen Schönheit, wenn man die gemeine ist für alle. Es war ganz unpersönlich. Niemand brauchte etwas zu bemerken.

„Aber es war doch wunderschön. Ich hoffe und glaube, die Neumann setzt es durch."

Bohrmann hatte alle diese häßlichen Gespräche, die ihn schmerzten, über sich ergehen lassen müssen. Frau Rietz an seiner andern Seite sprach kein Wort und knurrte nur von Zeit zu Zeit bei einem besonders guten Bissen behaglich vor sich hin. Dabei schien sie alle Bemerkungen Kattowitzers zu vernehmen und sie sogar hübsch zu finden. Denn wenn er eine Pause machte, um ein paar tiefe Atemzüge zu holen, so nickte sie dem boshaften Menschen mitunter aufmunternd zu. Einmal hatte sie sogar gesagt:

„Janz so jemeene jeht es uf der Welt zu. Auch in die Rosenthaler Gegend. Aber die Menschen sind doch jut. Darieber muß ick mir immer wundern."

Jetzt atmete sie schwer und ruhig; sie hatte die Gabel hingelegt, sie konnte nicht mehr. Bohrmann erwachte aus seinem Brüten und dachte an irgend eine Unterhaltung, die jetzt anzufangen wohl die höchste Zeit war. Die Rietz kam ihm aber zuvor.

„Nee, lieber Herr Clausing, meinetwegen brauchen Sie sich kein Bein auszureißen. Aber der bildschönen Person neben Ihnen müssen Sie mal sagen, daß sie bildschön ist. Sie wird's nicht übelnehmen."

Bohrmann sann eine Weile nach, drechselte sich im Geiste ein feines Kompliment zurecht, räusperte sich und sagte endlich:

„Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein Fifi . . . entschuldigen Sie, aber ich hörte Sie Fifi nennen und erlaubte mir deshalb . . ."

„So heiß' ich doch.“

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Fräulein Fifi, daß ich bei Ihrem Anblick die alten Römer und Griechen bedauern muß ... die klassischen Völker haben niemals eine so schöne Dame auf der Bühne sehen können.“

„Reden Sie doch keinen Unsinn, Dokterl! Damals haben wir doch nicht einmal ein Korsett getragen, und die Kleider waren durchsichtig. Denken Sie nur an die schöne Helena.

Bohrmann erschrak, dann fuhr er tapfer fort:

„Die Griechen und Römer konnten eine so schöne Dame in ihrem Theater nicht sehen, weil es damals weder auf der Bühne noch im Zuschauerraume weibliche Wesen gab. Nur Männer spielten und nur Männer hörten zu.“

Fräulein Fifi stieß ein Ah! der Verwunderung hervor. Dann sagte sie ruhig:

„Ich weiß, daß ich ungebildet bin. Aber für so dumm müssen Sie mich nicht halten. Die schöne Helena und die Eurydice sind gewiß nicht von Männern gesungen worden. Und dann ... ich glaub's nicht. Die Herren gehen doch nur unsertwegen ins Theater und die Damen der Herren wegen. Es kann also nicht wahr sein, was Sie sagen.“

Doktor Kattowitzer hatte dem Gespräche unter den Zeichen höchster Belustigung zugehört.

„Sie sind nicht nur das schönste Weib, Fifi, Sie sind auch das weiseste Weib.“

Und er redete tolles Zeug über griechische Sitten und Unsitten.

Bohrmann konnte nicht folgen. Seit einer Weile stand der Kaiser Nero, der Schauspieler Dracklin, der mit Herrn Neumann zusammen Lizzi zu Tisch geführt und am Ende der zweiten Tafel gesessen hatte, hinter Mascha und flüsterte mit ihr, ernst und geheim. Denn Mascha wurde unruhig und stand plötzlich auf, während die Gäste beim Naschwerk waren und da und dort schon einer der Herren mit einer Cigarette spielte. Die Beiden flüsterten und Mascha wurde rot. Dann kam sie plötzlich mit dem Champagnerglase in der Hand um den Tisch herum. Sie stieß mit einigen Herren im Vorübergehen flüchtig an, rief ihnen auch wohl einige Worte zu, aber Bohrmann glaubte zu sehen, daß Mascha zu ihm wollte. Sie hatte etwas vor. Jetzt stand sie hinter der Kietz und sagte zu ihr so leise, daß er es wohl nicht hören sollte:

„Liebste, beste Kietz! Du mußt deinem Herzen einen Stoß geben. Der Dracklin! Es handelt sich um eine Lebensrettung. Du mußt mir tausend Thaler für ihn geben. Er schießt sich sonst tot.“

„Der arme Mensch,“ rief die Kietz, und ihre Augen schwammen in Schweiß und Thränen. Daß Mascha sie wieder mal duzte! „Auf der Stelle kann er eine Anweisung auf zweihundert Thaler haben.“

„Das nützt mir nichts,“ rief Mascha erregt. „Sei doch nicht so ein Bock, Kietz. Er braucht tausend.“

„Die kriegt er nicht,“ sagte die Kietz heftig und laut. „So viel giebt es nicht, so viel hat es nicht. Du kennst mich.“

Mit blassen Lippen und freundlichem Lächeln stieß Mascha mit der Kietz und mit Bohrmann an. Dann ging sie heiter und ruhig weiter, nickte jedem zu, plauderte da und dort einen Augenblick, und als sie wieder an ihrem Platze war, schüttelte sie, zu Dracklin gewendet, den Kopf und hob die Tafel auf.

Es dauerte eine ganze Weile, bis alle Gäste einander die Hand gedrückt, die Bekannten einander begrüßt und die Herren ihre Cigarren erhalten hatten. Bohrmann wollte wieder in sein stilles Brüten versinken, als Doktor Kattowitzer mit Doktor Raskel und der Mauerhofer eilig auf ihn zukamen und ihn in eine Ecke drängten.

„Wenn Sie es durchsetzen,“ sagte Doktor Raskel und warf seine blonde Mähne zurück, „so sind wir gute Freunde.“

„Was denn?“ fragte Bohrmann, erstaunt, daß man sich noch um ihn bekümmerte. Sein Drama hatte man ihm aus der Hand gewunden! Mascha wird ihm seine Unvorsichtigkeit nie verzeihen! Was machte er noch hier?

„So geht das nicht, Raskel,“ sagte Kattowitzer. „Mit diesem Manne muß man langsam und deutlich reden. Hören Sie, Bohrmann! Unsere Interessen sind dieselben. Wenn Hantinger nicht Direktor wird, wenn Mascha ihren Dracklin durchsetzt, so ist

das Kronprinzen-Theater für uns alle verloren. Dann macht Dracklin mit der Szekal klassisches Repertoire, dann wird „Die gelbe Katze“ nur als Lückenbüßer gegeben, und dann wird „Das Hohe Lied“ überhaupt nicht aufgeführt . . . aus Rücksicht auf Goethe. Sie verstehen doch? . . . Siegt Dracklin über Hantinger, so siegt die Szekal über die Mauerhofer und der Cigarren-Fabrikant über unsern Freund Raskel. Das verstehen Sie doch, Bohrmann?“

„Gewiß, gewiß, meine Herren.“

„Es ist die höchste Zeit. Mascha hat es über sich gewonnen, ihren Dracklin neben Lizzi zu setzen, nur damit Neumann und Dracklin sich anfreunden. Bohrmann, Mensch, haben Sie denn keine Ehre im Leibe! Sie dürfen sich das doch nicht gefallen lassen! Sie haben ja Mascha Lose in der Hand! Zeigen Sie ihr den Mann. Sie können es verlangen, daß sie den Dracklin preisgiebt.“

„Gewiß, meine Herren,“ sagte Bohrmann, und er fühlte etwas wie Fröhlichkeit im Herzen.

So hatte er zu schwarz gesehen. So achtete man ihn noch als den Dichter des „Hohen Liedes“! So glaubte man noch an Maschas reine Neigung zu ihm!

Zu diesem Doktor Kattowitzer hatte er unbegrenztes Vertrauen. Wohl hatte Bohrmann das Bedürfnis, zu rufen: Es ist alles vorbei! Mein Stück habe ich verkauft und verraten! Und ich selbst bin verraten und verkauft von Mascha!

Aber Doktor Kattowitzer mußte das besser wissen.

„Was soll ich Mascha sagen?“ fragte Bohrmann. Er bemerkte gar nicht, daß er die Freundin vor Fremden einfach Mascha genannt hatte.

„Sie werden doch wissen, wie man solche Weiber behandelt,“ sagte Doktor Raskel. „Mit Zuckerbrot und Peitsche. Sie haben doch eine Peitsche bei sich?“

Bevor Bohrmann noch etwas antworten konnte, trat Frau Neumann zu der Gruppe. Mit ihrer steifen Haltung, in ihrem hohen schwarzen Kleide sah sie aus wie ein Pfarrer auf einer Hochzeit.

„Wie steht's?“ riefen Doktor Raskel und Doktor Kattowitzer ihr zu.

„Ich habe die Überzeugung, daß die Tüchtigkeit und das Recht des Herrn Doktor Hantinger siegen werden,“ sagte Frau Neumann ruhig; dabei aber zuckte es nervös um ihren Mund.

„Frau Mieze, Frau Mieze,“ rief die Mauerhofer. „Wie konnten Sie nur zugeben, daß Dracklin zu Ihrem Manne gesetzt wurde? Ihr Mann hätte sich's verbitten müssen.“

„Ich vertraue blindlings der Klugheit des Herrn Doktor Hantinger,“ sagte Frau Neumann und blickte suchend umher. „Es war gar nicht Maschas Einfall. Neumann hat darum ersucht. Auf den Rat des Herrn Doktor Hantinger.“

„Dann hat Hantinger was vor!“ rief Doktor Kattowitzer.

Leise, wie beschämt von der Nennung des Namens, sagte Frau Neumann:

„Lizzi ist für uns. Fräulein Lizzi sollte für uns arbeiten ... Sehen Sie nur! Hantinger ist doch der Klügste!“

Eben kamen Hantinger und Dracklin wie die vertrautesten Freunde Arm in Arm durch den Saal und begaben sich eilig in die Richtung, wo Herrn Loses Arbeitszimmer lag. Frau Neumann blickte Doktor Hantinger mit glühenden Augen nach; sie schien wie verwandelt. Ihre Nasenflügel bebten, ihr ganzer Körper richtete sich wie im Triumphe empor und ihre dünnen Lippen öffneten sich, als wollten sie sich zu einem Kusse wölben. Sie sah verjüngt aus in ihrer Leidenschaft. Dann glätteten sich die Züge wieder, wie sie auch mit der Hand glättend über den Ärmel hinunterstrich, und ruhig sagte sie:

„Ich glaube, Herr Doktor Hantinger hat wieder einmal seinen Willen gehabt ... er hat einen eisernen Willen ... nicht wahr? Das ist ein Mann!“

Am Arme des Stars erschien Mascha im Saale. Sie sagte ihm wohl eben etwas Schmeichelhaftes; dabei blickte sie aber unruhig umher. Langsam näherten sie sich der Gruppe, die jetzt stumm Frau Neumann umgab. Frau Neumann blickte nicht auf. Aber sie horchte, das sah man ihren gespannten Mienen an. Und mitten im Rauschen und Plaudern der Gesellschaft mußte sie den Schritt Hantingers erkannt und verstanden haben, denn plötzlich leuchteten

ihre kleinen Augen heiß auf, daß sie beinahe schön wurden, und sie sagte:

„Da kommt er. Er hat's erreicht."

Doktor Hantinger und Dracklin traten herein und schüttelten einander die Hände.

„Sie dürfen uns gratulieren, meine Herrschaften," sagte Doktor Hantinger, „besonders Herrn Dracklin. Wir sind einig! Noch zwei solche Siege, und ich bin ruiniert ... fünfjährigen Vertrag bei der Gage! ... Und Schulden wird er morgen nicht mehr haben ... ich will aber nicht indiskret sein."

Aufgeregt wünschte man ihm Glück. Von den übrigen Gästen hatte nur Mascha den Vorgang bemerkt. Sie drückte ihrem berühmtesten Gaste herzlich die Hand und kam herüber.

Langsam nahmen ihre Züge einen bösen Ausdruck an.

„Sie haben sich gefügt?" fragte sie Dracklin.

„Jawohl, teuerste Mascha," antwortete der Kaiser Nero und wiegte den mächtigen Oberkörper in den Hüften.

„Wo Sie Direktor werden konnten?"

„Sie wissen ja, warum, teuerste Mascha. Übrigens war das meine Sache, da man mich in Verlegenheit ließ."

Mascha wurde bleich, so daß Bohrmann innigstes Mitleid mit ihr hatte. Sie war wohl zum Herrschen geboren; und es mußte ihr weh thun, wenn sie nicht erzwingen konnte, was sie für das Gute hielt.

Mascha lächelte wieder freundlich.

„Da wirst du dich wohl freuen, liebe Mieze," sagte sie zu ihrer Schwägerin. „Mieze hat es aber auch besser als ich. Ich habe für meine guten Freunde immer nur . . . was ich eben selbst habe."

Frau Neumann hatte ein spitzes Wort auf den Lippen. Da kam aber schon ihr Mann in heftigem Wortwechsel mit Fräulein Szekal herzu.

„Ätsch," sagte er zu Mascha. „Ist der Hantinger wieder einmal früher aufgestanden als du? . . . Hören Sie, Hantinger, jetzt müssen Sie aber noch Ihr Meisterstück machen und Fräulein Szekal eieien. Sie ist fuchsteufelswild . . . wenn's einer macht, macht's der Hantinger. Du hast ganz recht, Mieze, det is einer mit Ärmel."

Fräulein Szekal wandte sich an Mascha. Sie habe ihrer lieben Freundin nur Adieu sagen wollen, sie müsse nach Hause gehen, sie könne so große Gesellschaften nicht vertragen. Die Prinzessin habe oft zu ihr gesagt . . . Liebe Afra, habe sie immer gesagt, die großen Gesellschaften sind die Nägel zum Sarge unserer Nerven.

Doktor Hantinger faßte die Szekal bei beiden Händen. Sie kenne ihn nicht, man kenne ihn überhaupt nicht. Jetzt sei er obenauf und werde Berlin was aufzuraten geben. Noch ein zweites Theater werde er pachten. Er dürfe noch nicht sagen, welches. Im Kronprinzen-Theater werde Gusti Mauerhofer allerdings vielleicht viele gute Rollen kriegen. Für

das andere Theater aber habe er herrliche Stücke in petto, großartige Paraderollen, alles Neue aus Paris. Er werde mit der Sarah Bernhardt einen Vertrag schließen, daß die Szekal alle ihre Rollen in Berlin allein spielen dürfe. Er werde mit der Szekal einen großartigen neuen Kontrakt schließen.

Langsam zog die Szekal den zweiten Handschuh an. Dabei blickte sie besänftigt und aufmerksam auf die kleinen Hände Hantingers.

„Es ist nur, daß Herr Petters sich ärgern wird. Aber ich bin ja nicht mehr böse, Herr Direktor. Sie werden sehen, Sie werden Glück haben, denken Sie an mich. Meine Ahnungen täuschen mich niemals.“

XXXIV.

Die Nacht vor seinem Examen hatte einst Bohrmann sein Bett nicht aufzusuchen gewagt; bis zum Morgen war er auf und nieder gegangen und hatte sich alle möglichen Fragen ausgedacht, die die Prüfungskommission an ihn stellen könnte. Und alle Fragen hatte er beantwortet; auch am nächsten Vormittag, als es ernst wurde.

Auch in der Nacht nach Maschas Gesellschaf legte sich Bohrmann nicht zu Bett; es schien ihm gar nicht möglich, daß er so lange unter den Leuten ausgehalten hatte, scheinbar so unbefangen sogar,

nach allem, was er in diesen Stunden erlebt hatte. Und wieder stellte er Fragen an sich selbst.

War Mascha ein hehres Weib?

Und wenn sie es nicht war, wenn Vetter Felix mit seinen infamen Anspielungen recht hatte, mußte sich Bohrmann nicht ehrlich und ohne Zögern von ihr abwenden? Mußte er sie nicht zu einem Bekenntnis ihrer Ruchlosigkeit zwingen und ihr dann seine ganze Verachtung ins Gesicht schleudern? Ach in das verführerisch schöne Gesicht!

Durfte er ferner dazu schweigen, daß dieser Doktor Hantinger schamlos in dem Werke seiner reinen Begeisterung wühlte und es prostituierte ... jawohl, prostituierte nach dem vergifteten Geschmack der Jetztzeit? Hatte er sich wirklich für den elenden Mammon verkauft? Damals in Ostende, als er, der Lehrer Bohrmann, für eine Orgie von drei Stunden mehr als die Einnahmen von drei Monaten verschwendete! Mußte er seine Dichtung so verstümmeln lassen? Oder war er am Ende so treulos gegen sich selbst, daß er seine Schöpfung geringer achtete, als die Eitelkeit der Aufführung. Er wußte niemand als Fräulein Reymond, um ihm diese Frage zu beantworten.

Und durfte er sich dabei beruhigen, daß die arglose Hilde den ehebrecherischen Kuß verzieh, dessen Zeugin sie geworden war? Daß Hilde die Lügen Maschas glaubte? Jawohl, die Lügen Maschas. Und so kehrte er zu der ersten Frage zurück.

War Mascha ihm noch ein hehres Weib?

Die Nacht der furchtbaren Fragen ging vorüber. Hilde schien vortrefflich geschlafen zu haben. Sie war vergnügt und von dem Auftritt in Maschas Boudoir war nicht mehr die Rede.

Wenn Bohrmann nur gewußt hätte, was in der Seele seiner Frau eigentlich vorging! Verzieh sie ihm ehrlich? Glaubte sie wirklich das Unglaubliche?

Wenn Bohrmann gewußt hätte!

Beinahe täglich besuchte Hilde mit dem Direktor irgend ein Theater. Er brachte nicht nur die Billets, er hielt sie auch sonst frei, in den Zwischenakten und einmal auch nach dem Theater. Sie fühlten sich beide so durch und durch behaglich, sie ohne den Schulmeister und seine ewige Verwunderung, er an der Seite einer Frau, die für ihn dachte und eigentlich immer mit ihm zufrieden war.

Schon seit Wochen bemühte sich Hilde, dem Direktor die Überzeugung beizubringen, daß er viel zu wenig aus sich mache. Er habe doch 'mal die Konzession. Wenn er nur das dumme Trinken sein ließ, so wäre er doch ein großes Tier, so einer, wo man hört und liest, daß der Direktor im Frack einen Prinzen empfangen und dann einen Orden empfangen habe. Einen Orden, nicht eine kleine Auszeichnung so wie ein Schutzmann, nein, richtig wie ein Polizeilieutenant.

Einer von den Schutzleuten bei Klunzes habe sie stark pussiert — hatte Hilde vor kurzem erzählt

— und sie habe wirklich dann gedacht, sich von Bohrmann scheiden zu lassen. Denn ein Schutzmann sei doch 'mal was Anderes. Im ganzen Revier hat man ein Ansehen als Schutzmannsfrau, immer was Neues, und gerade daß es Nebeneinnahmen seien, habe ihr gefallen. Nicht immer so regelmäßig wie die verdammte Schulmeisterei.

Konrad litt schwer unter solchen Reden. Denn erstens war er des Lehrers Busenfreund und zweitens hatte Hilde es ihm doch angethan. Das wußte sie ja. Warum ihn so kränken?

Hilde hatte gelacht. Theaterdirektor wäre ihr gewiß lieber. Konrad sei aber zu vornehm für sie. Und dann ... nur nicht wieder einen Waschlappen.

Unter Hildes Einfluß hatte Konrad bei Neumann bessere Bedingungen verlangt, hatte er Hildes Einladung bei Mascha durchgesetzt und hatte an die Möglichkeit zu denken angefangen, selbst einmal ein Theater zu leiten. Hilde hatte ja recht. Trinken war dumm. Wenn man nicht unglücklich ist, ist Trinken dumm. Und Konrad war jetzt nicht unglücklich, wenn ihm nicht gerade die Gewissensbisse wegen Johannes zusetzten.

Erst am Tage vor Maschas Gesellschaft hatte er Hilde wieder einmal gefragt, ob es ihr mit der Scheidung ernst wäre und wie sie auf einen so kühnen Gedanken gekommen sei.

Kommen? hatte Hilde zurückgefragt. Man wolle doch immer heraus, wenn man irgendwo eingeschlossen

sei. Aber freilich, die schamlose Person, die Mascha, habe ihr 'mal was vorerzählt von der vornehmen Welt, wie da überall jede Weibsperson ein paar Männer an der Hand habe, und jeder Mann ein paar Weibspersonen. Das habe sie sich gut gemerkt. Nur so unanständig sei sie nicht. Wie Mascha das geschildert habe, da betrüge immer jedes Frauenzimmer jedes Mannsbild und umgekehrt. Sie denke anders über die Liebe. Sie denke sich oft ein schönes Leben aus, wo sie und ein lieber Mann einander so viel Vorteil und so viel Amüsement wie nur möglich verschafften, gegenseitig, ehrlich, treu, ohne Betrug. Da habe man was Solides. Das sei wahre Liebe.

Und so träumerisch hatte Hilde dabei den Direktor angesehen — es war auf dem Heimwege vom Ostend-Theater — daß Konrad ihr zum ersten Male mit theatralischem Feuer vorgeschlagen hatte, mit ihm zusammen zu sterben oder doch auf ein Stündchen zu ihm auf die Bude zu kommen.

„Nichts da," hatte Hilde lachend geantwortet. „Noch einmal so was und es ist aus mit unserer Freundschaft!"

Am Tage nach der Gesellschaft saßen sie im Garten des Belle-Alliance-Theaters.

„Wir gehen gar nicht wieder 'nein," sagte Hilde behaglich, „hier riecht es so schön nach Faß. Das habe ich zu gern."

Es war ein warmer Abend. Hilde hatte sich

eine Eis-Schokolade geben lassen. Immer 'mal was Anderes! Konrad trank das zweite Glas Echtes.

„Passen Sie auf, Konrad! An allen Tischen um uns 'rum, und wenn zwei vorübergehen: wir sind die einzigsten, die einander siezen. Ich versteh' niemals, was die Leute davon haben. So dumm: du? Als ob was dran wäre an dem Geduze, heute mit dem und morgen mit dem.“

„Wenn man einander aber lieb hat, Hilde meiner Träume?“

Als er sich ein drittes Glas bestellen wollte, hielt sie ihn davon zurück. Sie habe auch noch Lust auf 'nen Kuchen. Wenn sie ihm zulieb verzichte, so müsse er sich ihr zulieb bessern.

„Warum müssen wir aber durchaus zwei Mustermenschen werden?“ sagte er. „Ich werde ein Engel werden, Sie werden es sehen, Hilde, zu gut werde ich sein für diese Erde, und werde sterben wie Thekla im Wallenstein. Die hatte sich auch das Trinken abgewöhnt. Daran und an gebrochenem Herzen starb sie.“

Hilde wollte sich ausschütten vor Lachen; Konrad sei der lustigste und liebenswürdigste Herr, der ihr jemals vorgekommen.

„Und Sie, Hilde, werden auch ein viel zu himmlisches Wesen sein, wenn Sie sich das Naschen abgewöhnt haben werden. Denn eigentlich haben Sie keinen Fehler, als daß sie gerne naschen und vor keinem Verbrechen zurückschrecken, um naschen zu

können. Wenn ich Eines hätte, würde ich Ihnen die Blume bringen, himmlische Hilde."

„Mag ich sein, wie Sie wollen: unanständig bin ich nicht. Ich bin immer 'ne anständige Frau gewesen! Sehen Sie sich aber nur die Weibsbilder an, um die mir mein Bohrmann — nu passen Sie 'mal Achtung, wie gebildet ich mich ausquetschen kann — um die mir Bohrmann ver . . nach . . lässigt."

Sie lachte vergnügt vor sich hin.

„Die Reymond . . ."

„Hilde, Sie wissen, kein Wort über meine heilige Elisabeth! Sonst werde ich ernsthaft böse!"

„Aber ich wollte ja gerade sagen, daß ich der nichts Schlechtes zutraue. Ihr nicht; aber ihm. Er ist so ein Heimlicher. Und das nenne ich unanständig. Und nun, Sie wissen ja, daß ich dazu gekommen bin, wie er die Lose gerade umgeärmelt hat. Sehen Sie, so und immer hinterher und nichts Gescheites, nichts Solides, das nenne ich unanständig. Und darum, wissen Sie, seitdem ich das mitangesehen habe, bin ich entschlossen, mich scheiden zu lassen. Und wissen Sie, wen ich dann nehme? Sie!"

„Spaß oder Ernst?

„Ernst."

„Sie sind's capabel. Und wissen Sie, Hilde, ich wär's auch capabel. Trotzdem Johannes mein Freund ist . . . Hilde, nach dieser Mitteilung kann ich nicht länger trocken sitzen! Gestatten Sie mir . . ."

„Nichts da! Damit Sie mir im Rausch Ihre verdrehten Liebeserklärungen machen und nachher, wenn Sie wieder nüchtern sind, glauben, ich hätte Sie betrogen! Nichts da! So wie ich Sie kennen lernte, gefielen Sie mir gleich, ungeheuer. Wie mir noch nie ein Mann gefallen hatte. Ordentlich verliebt war ich in Sie. Und Sie sind mir auch nicht schlecht nachgestiegen. Ausreißen mußte ich. Es war ein Skandal vor Lenchen. Aber wie ich da keine Dummheiten machen ließ, so auch jetzt. Ich werde Sie mir schon ziehen!“

„Alles werden Sie. Aber das sage ich Ihnen: lassen Sie mich verdursten, so trocknet auch mein Humor ein und meine Künstlerschaft, und ohne Humor und Künstlerschaft mag ich auch nicht Direktor sein, und mag ich Sie nicht zur Frau Direktor und mag ich überhaupt nicht gebessert werden. Wollen Sie meine Besserung, so lassen Sie mich nicht trocken sitzen.“

„Liebster, bester Konrad! Gehorchen Sie mir. Eines Tages sitzen Sie dann im Kronprinzen-Theater groß und breit in der Direktionsloge ...“

„Frack!“

„Und nächsten Tag steht in allen Zeitungen, Direktor Schmidt-Lefèbvre habe durch sein Talent ...“

„Genie!“

„Und Lenchen wird inzwischen von Ihnen, von Ihnen ganz allein, Konrad, ausgebildet sein; ich sorge für Toiletten ...“

„Sie?! Aus Paris! Kein Faden aus Berlin. Ich . . .“

„. . . und Lenchen, Ihre Schülerin, tritt dann auf, so, wissen Sie, in einem von den schweren Stücken, wo Sie so hinterher sind.“

„Jungfrau! Jungfrau von Orleans! Alles habe ich da!“ Er schlug sich auf Stirn und Brust. „Und da! Und behüten werde ich Ihr Kind vor den Versuchungen dieses teuflischen Berufes, dem nicht einmal eine solche Riesennatur wie ich ganz widerstehen konnte. Sie soll eine Zierde und Leuchte sein . . .“

„Na ja.“

„Nicht: na ja. Die Kinder, Frau Hilde! Die sollen nicht werden wie wir. Denn wir sind doch schlecht, was?“

„Ich nicht!“ rief Hilde hochmütig. „Sie wissen ja, Konrad, ich bin immer aufrichtig. Mein Gott, Eltern habe ich nicht gehabt, von klein auf nur die Tante, und noch dazu Gastwirtin, und das Haus immer voll Unteroffiziere. Ich leugne es ja nicht. So an die drei Jahre lang habe ich nicht viel getaugt, von Bohrmann seinem Standpunkte. Habe mir sogar von Einem für die Bühne ausbilden lassen. Na, einmal auftreten und nicht wieder. Lenchen soll das anders anfangen. Ich habe dann hier in Berlin mir von einem Prinzipal viel gefallen lassen. Es war ein Muß. Aber einen Geliebten habe ich nie gehabt! Das schwöre ich Ihnen, Konrad. Einen Geliebten, aus Amüsement, so wie man sagt: fürs

Herz, das habe ich niemals gehabt und das nenne ich anständig. Niemals. Warum auch? Eis-Schokolade ist mir lieber!"

„Hören Sie, Hilde, bei Lichte betrachtet sind Sie das tugendhafteste Weib unter der fleckenhaften Sonne. Prost, Frau Hilde ... Ach so! Trocken! Ich bringe Ihnen Einen im Geiste, wie ich Sie hiermit im Geiste umarme und küsse und ..."

Hilde lachte wieder unbändig.

„So gefallen Sie mir, Direktor. Und wenn Sie so bleiben, wer weiß, eines schönen Tages komme ich zu Ihnen, mit Lenchen, und wir bleiben."

„Hilde, Hilde! Hätten Sie mir bewilligt, was mir gebührt von Gott und Rechtswegen," — er klappte heimlich mit dem Glasdeckel — „so wäre ich jetzt der allerseligste Mann. Aber ich habe Durst und darum sage ich Ihnen: Ich habe Angst vor Ihnen, Frau Hilde! ... Und ich thu's nicht! Wenn Sie kommen, so nehme ich Sie und Lenchen bei der Hand und führe Sie wieder zu dem Johannes meiner Seele zurück ... Ich weiß, er wird ein schafdämliches Gesicht machen. Aber gerade darum liebe ich ihn! Hilde, Sie wären noch göttlicher als Sie sind, wenn Sie auch ein bißchen schafsmäßig wären. Wie können Sie Ihren Mann nur so unglücklich machen wollen?"

„Der unglücklich? Da kennen Sie Ihren Johannes schlecht! ... Wenn der des Morgens zwischen seinen Schulheften und seinen anderen Papieren aufwacht,

höchstens an Frieden, an seinen Siegfried, denkt er dabei. Und so, als ob der ihm vom Monde heruntergefallen wäre. An mich und Lenchen ... nicht die Bohne. Richtig, ich bin ja mit der da verheiratet, so sieht er aus, wenn er uns zu sehen kriegt. Nicht leiden kann er uns, er weiß es nur noch nicht. Heulen wird er freilich, wenn ich fortgehe. Weil er überhaupt butterweich ist, und weil er eine Stunde lang wird vernünftig überlegen müssen. Er ist auch einer von denen, denen immer die Thränen in die Augen schießen, wenn sie nur an sich selbst denken! Nachher aber, froh wird er sein, getrommelt und gepfiffen, daß er sich ganz dem Bengel ‚widmen‘ kann, wie er es nennt, und uns los ist.“

„Hilde! Sie wollen mich breitschlagen! Schon seiner Stellung wegen ...“

„Stellung? Gemeindeschullehrer! Hu! Das sagen Sie? Ein Direktor? ... Und wenn schon ... Er hat ja nur einen einzigen Wunsch, der ... Er ist ja zu dumm ... Von Berlin weg will er wieder, aufs Land zurück, in die Provinz. Ich weiß es ganz gewiß. Die Spindlern hat's 'mal durch die Thür gehört, die Kanallje, wie er's der Reymond gesagt hat, der ... Ich aber, eher ... thu' ich alles, als daß ich von von hier wieder fortmache. Und darum schon allein ...“

„Kellner, noch ein Seidel! ... Hier, edler Sorgenbrecherhelfer! ... Hilde, ich emanzipiere mich!

... Der Geist ist über mich gekommen, mein alter Ruach! ... Haben Sie keine Angst, Hilde, ich werde wieder zu Kreuze kriechen! Nur dieses eine Seidel, um es auf Johannes zu leeren! ... Hilde, ich weiß, an dem Tage, wo Sie erscheinen, um mit mir gemeinsam ein neues Leben zu beginnen, werde ich ein glücklicher Mensch sein. Und wissen Sie warum? Nicht weil ich Sie liebe, Königin meines chemisch gereinigten Herzens! Nicht weil ich Lenchens Seele für die Kunst entdecken will! Das sind lauter Weltlichkeiten und Einschmeichelungen des Satans.... Prost, Hilde! ... Weil ich mich meinem Johannes zum Opfer bringen will! ... Um ihn glücklich zu machen, will ich meinetwegen auch glücklich werden! Das Paradies! ... Hilde, vor allen Leuten, ... wir wollen uns hier verloben ... bei Faßgeruch — wie du so schön sagst — und unter diesen Palmen von Blech ... hier ist alles Blech ... die Musik und ...

„Kommen Sie, Konrad! Auf der Stelle! Sie sehen, daß Sie das Dritte nicht vertragen. Es ist auch schon spät geworden. Zahlen Sie! ... Reichen Sie mir artig den Arm."

XXXV.

Im Feuilleton des Doktor Raskel waren täglich Mitteilungen über das Kronprinzen-Theater zu lesen. Am 14. September sollte es unter der neuen Direktion eröffnet werden. Die symbolische Epoche der deutschen Bühne werde beginnen. „Die gelbe Katze“ werde die erste Novität sein, natürlich, um das Publikum zu gewöhnen. Ein sicherer Erfolg. Dann aber werde das Mysterium folgen mit „unserem“ Dracklin, mit „unserer“ Mauerhofer und der vortrefflichen Szekal.

Allerlei Theaterklatsch las Bohrmann in seiner Zeitung; und auch zu Hause unterhielten sich Hilde und Konrad oft über Kulissengeschichten. Selbst Lenchen — das Kind verstimmte ihn beinahe mit frühreifer Neugier — schien bereits zu wissen, wieviel Gage die einzelnen bezogen, und welche Beziehungen sich auf den Proben zwischen Männlein und Weiblein angeknüpft hatten. Dieses erschreckende Kind wußte und hörte zu viel. Aber von ihr erfuhr Bohrmann am 1. September, nach dem Abendbrot, daß Fräulein Reymond zugleich mit ihrer ersten und einzigen Monatsgage ihre Kündigung erhalten habe.

Auch Konrad hatte nichts von dieser Rücksichtslosigkeit gewußt. Er rief die Rache Apollos auf Hantinger herunter, blieb dann jedoch ruhig sitzen, und schlug nur vor, Johannes sollte die heilige

Elisabeth trösten gehen. Als Bohrmann aufsprang, und sofort zu dem armen Mädchen hinübergehen wollte, gab es einen großen Zank, eigentlich den ersten Zank wieder seit seiner Rückkehr aus Ostende, seitdem Konrad sein Freund geworden war. Aber es war nicht ganz so schlimm wie sonst, Hildes Zorn wendete sich fast mehr gegen Konrad, als gegen Bohrmann.

„Wer bist du denn, daß du dich für die alberne Gans aufspielen willst? Gar nichts bist du! Mit deinem Stück hast du dich so lächerlich gemacht, daß sie dir nicht einmal Freibilletts schicken werden. Du meinst, weil die Person, die Mascha, dich protegiert? Was? Ich soll die Person nicht Person nennen dürfen? Ich wäre froh, wenn ich so viele Kleider im Jahre hätte, wie die Liebhaber! Vor dir hat ja niemand Achtung! Konrad nicht und ich nicht und die Kinder nicht! Weil du ein Waschlappen bist! Und wenn Konrad sich der dummen Gans annehmen will, so kann er mit ihr auch seine Freibilletts absitzen! Dann soll er zusehen, was aus ihm wird. Konrad braucht ordentlichen Umgang, und du willst ihn immer hinüberführen zu der dummen Gans. Aus dem Hause muß sie mir! Die Treppe hinunterwerfen sollte sie die Spindler. . . . Untersteht euch nur! Macht, was ihr wollt.“

Hilde ging stürmisch in ihr Schlafzimmer ab und warf die Thür hinter sich zu. Lenchen schlich ihr nach, und Siegfried verkroch sich in einen Winkel.

Bohrmann sagte kein Wort. Aber Konrad wurde heftig und rief:

„Du hast unrecht, Johannes. Gerade solche Weiber brauchen wir. Nur unter solcher Zucht werden wir ordentliche Menschen . . . daß man sie dazu heiraten muß, ist freilich ein schrecklicher Gedanke. Die Hand des Herrn liegt schwer auf mir . . . Warum bist du auch so ein Waschlappen, Johannes?“

Bohrmann wagte es nicht gleich, zu Fräulein Reymond hinüberzugehen. Auch dann nicht, als er im Vorübergehen die Flurthür offen fand und das öde Geschimpfe der Frau Spindler anhörte.

„Dat nennen Sie anständig? Seine Wirtin bezahlen, das ist anständig! Eine anständige Person würde mich bezahlen und sich nicht so haben, wenn seine Herren kommen.“

Was hätte Bohrmann auch thun und sagen können? Im thörichten Glauben an sich und seine Stellung hatte er dem armen Mädchen zu viel versprochen. In Ostende, ja, da hatte er geglaubt, dazu zu gehören, ein Glied zu sein der goldenen Kette. Jetzt glaubte er es nicht mehr. Nicht einmal jüngst bei Maschas letzter Gesellschaft, als der kluge Doktor Kattowitzer ihm noch Macht und Einfluß zutraute, auch da glaubte er nicht mehr an sich selbst.

Nicht einmal an seine künftigen Stücke glaubte er jetzt mehr. Die Bilder aus der deutschen Vergangenheit gab er dem Besitzer zurück, und die Edda

stellte er zu den alten Büchern aus seiner Seminarzeit. Ganz und gar sollte und wollte er seinen Schulkindern gehören. Und es hätte ihm auch gelingen müssen, wenn die Erinnerung an Mascha, die Sehnsucht und der Zweifel ihn nicht gepeinigt, wenn sie nicht Gewalt über ihn zu gewinnen gesucht hätte in seinen nächtlichen Träumen; da stürzte sie über ihn her, bald nur in ein Pantherfell gekleidet, bald als lebendiger Panther, bald im luftigen Feenkleide, und nichts hätte ihn retten können, wenn in denselben Träumen nicht auch ein Engel sich seiner angenommen hätte, Fräulein Reymond, so blaß und weiß, unkörperlich, wie eine Himmelsbraut der Katholiken. So erblickte er sie plötzlich durch die offene Thür, als er am zweiten Tage, nachdem er von ihrer Kündigung erfahren hatte, nach der Schule ging. Wieder hörte er die keifende Stimme der Frau Spindler; wieder ging er leise, feige an der Thür vorüber.

Gerade heute ereignete sich in der Schule etwas, was wohl unter anderen Umständen ihm hätte ein Lohn sein können, auch ein äußerer Lohn: eine freundliche Ansprache des Herrn Schulinspektors.

Freilich, einen seltsamen Zusatz hatte dessen Lob auch diesmal gehabt. Der gute Herr hatte Bohrmann mit seinem Freunde Martin Müller verglichen, hatte für Müller in Bälde ein Schulrektorat auf dem Lande in Aussicht gestellt.

„Sie beide gehören nicht nach Berlin. Und wenn die Verhältnisse es Ihnen nahelegen sollten, lieber Herr

Bohrmann, in einen stilleren Wirkungskreis zurückzukehren, so seien Sie meiner Förderung versichert. Ich bin gewiß, Sie werden einst noch in einer leitenden Stellung die Wege Ihres Freundes Müller wandern. So ungern ich Sie verlieren würde, es sollte mir eine Freude sein, Ihnen die Wege zu ebnen. Sie wissen, ich kann außerhalb Berlins amtlich nichts thun. Aber außeramtlich wohl manches. Sie hätten nie nach Berlin kommen sollen."

Das war acht Tage vor der Eröffnung des Kronprinzen-Theaters. Bohrmann hatte die freundlichen Worte seines Gönners so verstanden, daß Martin Müller ihn mit fortnehmen wollte, fort von Berlin, zurück auf das Land, wo man die Verhältnisse jedes Schulkindes kannte, mit den Eltern über alles sprechen durfte, wo der Lehrer gleich hinter dem Seelsorger kam und vielleicht selbst ein bißchen Seelsorger war. Es hätte ihn wohl gelockt. Aber Hilde hing an Berlin, Hilde würde nicht zurück wollen, am wenigsten in ein nahes Verhältnis zu Martin Müller.

Bohrmann saß an diesem Tage nach dem Abendbrot wieder allein. Es war naßkaltes Wetter. Die Kinder waren zu Bette gegangen, Hilde und Konrad waren irgendwo im Theater. Da brachte der Briefträger um acht Uhr noch einen Brief. Bohrmann erhielt von der Allgemeinen Lehrerzeitung seinen Aufsatz zurück und dazu ein kurzes, boshaftes Schreiben, wo von einem Wolf in einem Schafpelz die Rede

war und jede Beziehung zu ihm abgebrochen wurde. Bohrmann meinte, betrübt sein zu müssen. Aber es wurde ihm fröhlich ums Herz. Er fühlte seinen Mut gehoben, er freute sich seiner Ehrlichkeit und der reinlichen Scheidung, und rasch entschlossen ging er jetzt zu Fräulein Reymond hinüber, um ihr für ihren Zuspruch in dieser Sache zu danken. Sie durch seinen Dank erfreuen wollte er. Und beileibe kein Wort von ihrem Kummer, von der Kündigung!

Seine Freundin saß ohne Licht in ihrer Stube. Sie sah recht blaß und abgehärmt aus. Bohrmann machte zu Frau Spindler, die nebenan Karten legte, eine Bemerkung darüber.

„Für wen soll ich sie denn herausfüttern?“ rief Frau Spindler, stellte einen brennenden Lichtstumpf hin und ging hinaus. „Für Sie etwa? Sie werden mich nicht bezahlen! Sie zuletzt!“

Bohrmann zeigte Fräulein Reymond den Brief des Redakteurs und sagte ihr, daß er ihr, ihr allein zu Dank verpflichtet wäre sowohl für seine Tapferkeit in dem abgelehnten Aufsatz, als auch für die Freudigkeit seines Herzens, mit der eben die Nachricht empfangen hatte.

Fräulein Reymond reichte ihm ihre große Hand, die ihm heute kalt und zitternd vorkam. Sie sprach ernste, stolze Worte. In allen Dingen sollte Bohrmann immer seinem Gewissen folgen. Und wenn sie nicht mehr wäre, nicht mehr in seiner Nähe wäre, so sollte er eingedenk sein des liebsten

Wortes, das er ihr einmal gesagt: sie sei sein gutes Gewissen.

Leise weinte Fräulein Reymond, während Frau Spindler vom Nebenraum aus höhnte und lachte.

„Warum weinen Sie? Freut es Sie denn gar nicht, daß Sie mein gutes Gewissen sind?“

„Ich bin keinem ... Oder bedürfen Sie meiner?“

„Oh, Fräulein Reymond! Wenn ich reden dürfte! Wenn ich beichten dürfte! Da ist meine arglose Hilde; da ist eine andere Frau ...“

Fräulein Reymond wehrte zweimal fast heftig mit der Hand ab.

„Da ist mein Drama ...“

„Was ist damit? Bitte, erzählen Sie!“

Wirr und ungeordnet drängte Bohrmanns unseliger Zustand jetzt über seine Lippen, ihm selbst überraschend. Wie er weiter sprach, schienen ihm die Worte, die er fand, erst sein Gefühl zu offenbaren. Seinen Glauben wollte er wieder haben! Seinen Kinderglauben und seinen Glauben an die Menschheit! Der Kreis, in welchen ihn die Fremde hineingezogen hatte, nahm ihm beides. Er ballte die Fäuste, während er in unverständlichen Andeutungen zu sagen versuchte, was er seit Weihnachten schrecklich Schönes erlebt hatte.

Fräulein Reymond machte wieder die abwehrende Bewegung; es war wie Ekel. Traurig flüsterte sie:

„Und doch ist es nicht das, was Sie jetzt drückt. Das war eine Lehrzeit. Sie sollen nicht bedauern,

sie durchgemacht zu haben. Wenn es nur wirklich vorbei wäre. Ich glaub's nicht ... Was ist mit Ihrem Drama?"

Wieder erzählte Bohrmann wirr und unsicher: wie sich ihm jetzt die Fürsprache der fremden Frau darstellte, und der Handel mit Hantinger und nun gar die Änderung des Stücks. Es sei ihm beinahe, als ob er nicht einwilligen sollte, als ob er niemals hätte einwilligen sollen. Nicht um der fremden Frau willen, nicht um des Mammons willen und auch jetzt nicht — leise sagte er es — aus weltlicher Eitelkeit.

„Ich vertraue," sagte Fräulein Reymond, „daß Sie keine Sünde wider den heiligen Geist begehen werden. Es wäre die einzige, die ich nicht ... Was bin aber ich?"

„Lassen Sie mich Ihre Hand darauf hin fassen, daß ich die Sünde wider den heiligen Geist nicht begehen werde."

Da klingelte es, und Lenchen kam im Hemd hereingesprungen.

„Warum schläfst du nicht, mein Kind?" fragte Bohrmann erschreckt. „Ist Siegfried nicht wohl?"

„Du mußt gleich hinüberkommen, Papa ... wenn Fräulein Reymond es dir erlaubt. Mascha ist da. Sie hat einen wundervollen Regenmantel an."

Es gab Bohrmann einen Ruck. Aber er faßte sich und antwortete:

„Frau Lose, willst du sagen."

„Na ja. Aber warum soll ich nicht Mascha sagen? Du sagst jetzt auch immer nur Mascha. Wahrhaftigen Gott, Fräulein Reymond, Papa sagt immer nur Mascha.“

Bohrmann ergriff die Hand der Schauspielerin. Das arme Mädchen erschien ihm jetzt entsetzlich bleich und traurig.

„Ich achte Sie hoch, Fräulein Reymond. Ich achte kein Weib wie Sie, Fräulein Reymond. Haben Sie nur immer Vertrauen zu mir. Ich muß jetzt . . .“

Er ging mit Lenchen an der Hand in seine Wohnung zurück. Mascha empfing ihn ganz unbefangen.

„Ihre Frau ist wie gewöhnlich mit dem Direktor ausgegangen? Es war gut, daß Lenchen nicht schlief. Sie ist übrigens merkwürdig entwickelt für ihr Alter.“

Lenchen hatte sich an Mascha herangedrängt und streichelte ihr die Hand.

„Darf ich aufbleiben?“

Bohrmann schickte sie wieder ins Bett zurück.

„Das hilft nichts,“ sagte Mascha lachend. „Solche Kinder lauschen immer.“

„O nicht doch,“ sagte Bohrmann.

Es war ihm nicht recht, daß Mascha zu so später Stunde gekommen war, da sie ihn allein glauben mußte; es war ihm nicht recht, daß sie seine Unterhaltung mit Fräulein Reymond unterbrochen hatte;

aber dennoch hatte sich seiner eine wonnevolle Aufregung bemächtigt und ein leises Zittern. Freilich, sein gutes Gewissen war Mascha nicht, aber seine Göttin, seine Huldgöttin, und vielleicht ... vielleicht brachte sie noch einmal den hohen Rausch zurück, den Rausch der Liebe und des Dichtertums.

Sie setzte sich aufs Sofa nieder, dort, wo Konrad in den wenigen Wochen schon den Sitz eingedrückt hatte.

Sie plauderte nicht in ihrer kindlichen Weise. Es lag eine gewisse Müdigkeit auf ihren Zügen; sie schien gealtert. Als ob sie — Bohrmann mußte an so häßliche Dinge denken — als ob sie sich nicht geschminkt hätte; oder als ob sie den lila Schleier abgenommen hätte. Unverschleiert, ungeschminkt sprach sie jetzt mit ihm, als ob er ... auch so einer gewesen wäre. Hans Bohrmann sei doch eigentlich ein ganz abscheulicher Heuchler. Früher als alle anderen habe er die Zukunft Hantingers voraus berechnet, habe sich mit ihm geeinigt und werde jetzt den Vorteil einstreichen. Es thue ihr zwar leid, daß sie ihn nicht mehr als ein Naturkind betrachten könne, aber eigentlich sei es so richtiger. Sie habe dabei was gelernt. Sie hätte früher nie geglaubt, daß ein Gemeindelehrer mit einer so prachtvollen Bauchwelle ein gerissener Geschäftsmann wäre.

Er verstehe sie nicht, antwortete Bohrmann. Er habe diesem Herrn Hantinger in einer Notlage alle seine Rechte verkauft. Und nach den Änderungen,

die man an dem Stücke vorgenommen habe, werde er einen starken Entschluß fassen.

Wieder wurde ihm jetzt froh ums Herz. Seine Aufregung legte sich, und wie im Traume glaubte er seinen guten Engel über sich zu erblicken, sein Gewissen, Fräulein Reymond.

Mascha blickte ihn neugierig an.

„Man weiß wirklich nicht, was man von Ihnen denken soll. Und daß Sie sich den Direktor bei Ihrer Frau gefallen lassen! Daß Sie zu der ganzen Geschichte schweigen! Soll ich da auch an Ihre Unschuld glauben?"

Bohrmann verstand nicht, es stieg ihm nur etwas wie Zorn oder Scham heiß ins Gesicht empor.

Da knackte es an der Thür. Mascha rief:

„Wenn du nicht gleich zu Bett gehst, du freche Göre, so setzt es Keile!"

„Sehen Sie, Sie können noch rot werden . . . Und dann werden Sie doch auch nicht noch leugnen, daß die Reymond Ihre Geliebte ist?"

Bohrmann schreckte auf, dann lächelte er. Also . . . Mascha war eifersüchtig. Nun klärte sich vielleicht Alles auf. Von Eifersucht wußte er auch etwas zu erzählen. Eifersucht gab häßliche Gedanken ein. Darum also hatte sie ihn gemieden, darum hatte sie eben abscheuliche Dinge über Hilde gesprochen, die er nicht verstehen wollte, die ihn aber trotzdem nicht in Ruhe ließen.

„Nein," sagte er ruhig. „Sie thun dem Fräu-

lein Reymond unrecht. Wer so glücklich war . . . eine Huldgöttin . . .“

Er stand dicht vor Mascha. Sie griff nach seinen beiden Händen und schaute ihm aufmerksam ins Gesicht.

„Hänschen, Hänschen! Am Ende sind Sie wirklich der reine Thor! Sie glauben gar nicht, wie oft ich deshalb an Sie denken mußte.“

Bohrmann stürzte auf die Knie.

„Nicht rein! Rein sind wir ja nicht!“

Leise und immer leiser — während Mascha warnend nach der Thür blickte — stammelte er von seiner Sehnsucht und den Bildern, die seine Sehnsucht ihm vormalte. Jedes böse Wort berichtete er ihr, das er von ihren Freunden über sie gehört hatte, seine Zweifel und seine Verzweiflung, seine Leiden und seine Gewissensqualen.

Langsam hatte sich unter seinen Worten Mascha verwandelt. Die Müdigkeit schwand und der Zug von Alter. So pflegte sie auszusehen, wenn ihre geistige Liebe sich in eine irdische verwandelte. Sie kniff die Augen ein und netzte die Lippen mit dem roten Zünglein. Seine Hände hatte sie nicht losgelassen; sie lehnte sich zurück und flüsterte:

„Küsse mich! Komm!“

Da sprang er auf und ließ ihre Hände los. Es war still in der Stube. Er hörte seinen eigenen Atem und glaubte hinter den Thüren atmen zu hören.

Verzweifelt fuhr er sich über die Stirn und flüsterte:

„Mascha, was willst du aus mir machen? Hinter dieser dünnen Bretterwand schlafen die Kinder.“

Und er hätte hinzufügen mögen: und nebenan weint Fräulein Reymond.

Mascha blieb in ihrer Stellung.

„Ich glaube an dich,“ flüsterte sie. „Du wirst mich entsühnen und entsündigen, wie deine Lippen mich immer entsündigt haben. Komm, küsse mich! Habe doch Mitleid mit mir! Gerade weil ... Du verstehst das nicht!“

„Kommen Sie zu sich, gnädige Frau,“ sagte Bohrmann leise mit gefalteten Händen. „Sie werden es mir danken, daß ich der Versuchung widerstand. Denn nie wieder hätte die Erinnerung an die unschuldigen Kinder Ihre Seele zur Ruhe kommen lassen. ...“

Mascha stand auf, als ob nichts geschehen wäre, und schraubte die Lampe höher.

„Sie sind ein braver Vater. Ich dachte auch an nichts Böses, als ich herkam, erst wie Sie wieder so kindlich ... Ich kam eigentlich wegen Dracklin. ... Sie hören doch nicht auf die Klatschereien über ihn und mich? Es ist nichts als Güte und Freundschaft, was ich für ihn empfinde ... Er hat heute endlich die Rolle des Königs Salomo zugeschickt bekommen. Da ist im vierten Akt die einzige dramatische Scene ... sagt er ... und da hat die Königin von Saba

das Schlußwort. Wer das Schlußwort hat, wird herausgerufen. Dracklin will das Schlußwort haben, und Sie müssen mir den Gefallen thun, da noch ein Dutzend Verse anzufügen. Bitte, lieber Hans!... Das muß Ihnen doch eine Kleinigkeit sein."

Bohrmann antwortete nicht gleich. Er fühlte die Verlockung, Mascha gegenüber sich als Dichter zu bewähren und vielleicht auch dem Hantinger den Herrn zu zeigen, so oder so. Am Ende, das „Hohe Lied" war doch sein Werk.

Da hörte er gedämpft die keifende Stimme von Frau Spindler. Er stellte sich das abgehärmte Gesicht von Fräulein Reymond deutlich vor und sagte:

„Nein, teuerste Frau Mascha. Mögen die anderen aus meinem Werke machen, was sie wollen. Ich bin kein Handelsmann . . ."

Da unterbrach ihn Mascha. Er solle doch nicht jetzt noch den Naturburschen spielen. Sie durchschaue ihn ganz gut. Er sei auch nicht anders als alle. Ihre Sehnsucht nach einem Urmenschen sei wieder einmal betrogen worden. Aber dumm machen lasse sie sich nicht. Mascha Lose nicht! Auch er wolle ja nur irgendwo in der bunten Reihe seinen Platz finden. In Ostende habe er doch nur Schulden gemacht, um Lizzi zu schmeicheln und durch sie Neumann zu gewinnen; das Geschäft mit Hantinger sei sehr klug gewesen; Hilde lasse er gewähren, um den betrunkenen Direktor für sich zu haben. Jetzt habe er sogar ihr selbst wieder den Leidenschaftlichen gespielt, trotzdem

er doch sehe, daß ihr der Dracklin lieber sei . . . platonisch natürlich.

Da hörte man den Drücker im Schlüsselloche der Flurthür, und Hilde trat mit dem nassen Regenschirm in der Hand ein.

Bohrmann war der Unterbrechung eigentlich froh. Dennoch fragte er in einem Tone, den Hilde nicht an ihm kannte:

„So früh? Ist das Theater denn schon aus?“

„Das ist mir neu, daß du spionierst . . . Guten Abend, gnädige Frau. Lassen Sie sich auch wieder einmal sehen? . . . Wir waren gar nicht im Theater . . . Es war schon wieder der Freischütz. Der wächst einem ja zum Halse heraus. Wir sind spazieren gegangen.“

„Bei diesem Wetter?“ fragte Bohrmann, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme aus ihm herausgefragt. Eine Pause folgte. Dann legte Hilde ruhig ihren großen Hut auf den Tisch und sagte:

„Geht's also endlich los? Fängst du zu schimpfen an? . . . Um so schlimmer oder um so besser, wie du willst. . . . Na! . . . Frau Lose scheint ziemlich lange dagewesen zu sein?“

„Wir haben uns verplaudert,“ sagte Mascha lächelnd. „Das kann ja vorkommen. Aber ich muß jetzt fort. Mein armer Mann wird sonst ungeduldig. . . . Das Kleidchen steht Ihnen wirklich ganz hübsch, Frau Hilde.“

„Herr Dracklin hat es jüngst entzückend gefunden, Frau Lose.“

„Nicht wahr, er ist ein reizender Mensch! Und so bescheiden.“

Mascha ging und duldete es nicht, daß Frau Hilde sie hinausbegleitete.

XXXVI.

Seit diesem Abendbesuche Maschas wußte Bohrmann erst, wie unglücklich der sündhafte Mensch werden kann. Bis jetzt war selbst seinen Gewissensqualen etwas Süßes beigemischt gewesen, etwas Erinnerung und etwas Hoffnung; ja sogar die furchtbaren Nachtgesichte waren recht erträglich, wenn er sie mit den Gedanken verglich, die ihn jetzt beschäftigten, von Tag zu Tag drängender und ausschließlicher.

Er träumte nicht mehr, aber er schlief auch fast nicht mehr. Die wildeste Eifersucht hatte sich zunächst seiner bemächtigt. Er hatte keine Gewißheit, aber der Verdacht verließ ihn nicht mehr. Wie eine Krankheit im Blute peinigte ihn der Verdacht, daß Mascha ihm nicht treu war. So sittenlos, so verworfen, wie ihre schlechten Freunde ahnen ließen . . . das war ja nicht möglich, das gab es nicht unter Christen. Das gab es höchstens in der Weltgeschichte

bei den Heiden, aber nicht unter deutschen Frauen. Nur daß sie ihm nicht treu war, das war möglich. Nicht gewiß . . . sie hatte „platonisch“ gesagt . . . aber möglich! Daß sie ihn mit dem Schauspieler betrog, wie den Gatten mit ihm! Alles, sein Bestes, seine Seligkeit hätte Bohrmann hingegeben für die Gewißheit.

Und um ihn ganz toll zu machen, hatte Mascha ihm noch eine kleine Eifersucht auf Hilde in den Kopf gesetzt. Die drängte er zwar immer wieder zurück und schämte sich dieser Aufwallung. Sie war ein braves Weib, und er war sein Freund! Das kam von seiner eigenen Schlechtigkeit, daß er jetzt allen anderen solche Dinge zutraute.

Ja, schlecht war er! Er hatte gar kein Recht, sich gegen die furchtbaren Dinge zu wehren, die Mascha ihm in ihrer Aufregung ins Gesicht geschleudert hatte. Warum auch? Wenn auch nur einer dieser Vorwürfe berechtigt war, wenn nur ein Schatten vorhanden war, so war es vorbei mit seiner Ehre, mit seiner Standesehre.

Bohrmann fühlte, wie die quälenden Gedanken jedes Pflichtgefühl in ihm ersticken wollten. In der Schule ertappte er sich — er, der als Lehrer sich noch nie etwas vorzuwerfen hatte — auf Unaufmerksamkeit, ja auf Ungerechtigkeiten. Und zu Hause erst! Täglich gab es Zank, auch vor den Kindern. Und es war ihm, als ob Hilde jetzt nicht so eigentlich gutmütig stritt, wie sie sonst gethan hatte, als ob sie ihn

vielmehr reizte und ihre Freude hätte an seiner Heftigkeit.

Sie saßen bei Tische, wo es Bouletten gab, das einzige Gericht, das Bohrmann nur mit Widerstreben aß. Mit boshaftem Lächeln hatte sie die Schüssel hingesetzt. Wenn er weiter so gut leben wolle, wie im letzten Vierteljahre, solle er sich nicht mit aller Welt verfeinden. Er sei zu dumm. In Gegenwart von Siegfried sagte sie das. Da antwortete er, und es klang wieder wie eine fremde Stimme:

„Konrad hat dich gestern in einer Droschke nach Hause begleitet?"

„Was geht dich das an?" antwortete Hilde und legte Lenchen noch eine halbe Boulette auf. „Der Direktor bezahlt es ja . . . Lenchen, Papa hat wohl am Fenster gelauert? . . . Ist das alles? Hast du mir sonst nichts zu sagen? . . . Waschlappen!"

So ging es jeden Tag. Bohrmann suchte zweimal bei Fräulein Reymond . . . er wußte selbst nicht was: Trost, Ruhe, Rat. Beidemal traf er die Freundin nicht an. Sie scheine endlich Vernunft anzunehmen, sagte Frau Spindler. Sie ziehe täglich ihr einziges gutes Kleid an, das weiße, und laufe ordentlich auf den Straßen herum. So sei es immer. Die Feinsten würden die Gemeinsten.

„Aber mit dem Gesicht wird sie nicht viel machen. Der Tod schaut ihr ordentlich schon aus den Nasenlöchern heraus!"

Bohrmann hatte sich jetzt angewöhnt, seine Zeitung

von der ersten bis zur letzten Zeile zu lesen. Das brachte ihn auf Gedanken, die ihm ganz gleichgültig waren. Er erfuhr Vorgänge aus der politischen Welt, aus fernen Ländern, aus dem Leben Berlins, aus der Verbrecherwelt, alles war ihm neu, alles zerstreute ihn während des Lesens, und nichts war imstande, die nagende Sorge und die Unzufriedenheit mit sich selbst zu verscheuchen.

Im Feuilleton des Doktor Raskel standen jetzt lange Artikel über das Kronprinzen-Theater und über Doktor Hantinger. Einmal sollte das Publikum auf die merkwürdige Gattung der Mysterien vorbereitet werden, denen die Zukunft des deutschen Dramas gehörte und deren erster Versuch, ein Meisterversuch, gleich nach der „Gelben Katze“ auf dieser interessantesten Berliner Bühne erscheinen würde. Dann wurde Doktor Hantinger gegen die Angriffe irgend einer andern Zeitung in Schutz genommen; irgend eine junge Schauspielerin mochte eine Verzweiflungsthat begangen haben, weil man ihr nicht Wort gehalten hatte, weil man ihr gekündigt hatte, ohne sie auch nur einmal auftreten zu lassen. Das schien aus der Antwort des Doktor Raskel hervorzugehen.

Man dürfe für die vielen Vertragslösungen nicht den unbestechlichen Doktor Hantinger verantwortlich machen. Das seien alte Sünden des tüchtigen, aber schwachen Stanislaus Lopinsky. Er habe allerdings, unter dem Einfluß seiner eigenen Gutmütigkeit und verführt von frivolen Geldmenschen, so viele

Verträge unterschrieben, daß jedes Theater an diesen Lasten hätte zu Grunde gehen müssen. Übrigens sei ja in jedem Vertrage die Kündigungsfrist vorgesehen gewesen. Doktor Hantinger sei immer gesetzlich vorgegangen.

Es war am Tage der Eröffnung des Kronprinzen-Theaters, acht Tage nach dem letzten Besuche Maschas, als Bohrmann zerstreut in seiner Klasse saß. Eben hatte er einen Knaben, den er sonst wegen seiner großen Begabung und seines musterhaften Fleißes zu schonen pflegte, hart angefahren. Nicht einmal dieses Unrecht vermochte ihn ganz zu seiner Aufgabe zurückzuführen.

Hilde hatte beim Kaffee sonderbare Reden geführt. Es sei endlich hohe Zeit, ein Ende zu machen. Was sie wohl damit meinte?

Da wurde Bohrmann vom Schuldiener hinausgerufen, ein Herr wünsche ihn dringend zu sprechen.

Es war gegen die Grundsätze Bohrmanns, seine Klasse allein zu lassen; er pflegte sonst die Kollegen zu tadeln, welche die Stunden durch persönliche Angelegenheiten unterbrechen ließen. Jetzt war er froh, die Kinder allein zu lassen, die ihn seit einigen Tagen oft ängstlich und verwundert anblickten, gerade seine Lieblinge am ängstlichsten.

Auf dem Korridor fuhr er doch zusammen, als er den Assessor erblickte, den Vetter Felix. Der schien den Lehrer in seinem unscheinbaren Röckchen nicht gleich zu erkennen, dann aber rief er laut und

übermütig, wahrhaftig wie ein Betrunkener auf dem Theater:

„Ich war bei Ihnen. Ihre Frau hat mich hergewiesen. . . . Mascha betrügt uns.“

Bohrmann mußte schnell an Fräulein Reymond denken, um nicht umzusinken oder in Thränen auszubrechen oder sonst etwas Unwürdiges zu thun. Glücklicherweise hielt er noch Schwamm und Kreide in der Hand.

Er legte beides auf ein Fensterbrett.

$7 \times 7 = 49$.

So hatte er eben auf die Schultafel geschrieben. So wiederholte er jetzt in seinem Innern, zweimal, dreimal, bis er sich ein wenig gefaßt hatte und sagen konnte, er verstehe den Herrn Assessor nicht.

Der Assessor verzog den Mund zu einem spöttischen Grinsen. Aber es kam dem Lehrer doch vor, als sei der junge Mann bleich vor Zorn und Schmerz.

„Und nicht so laut, wenn ich bitten darf, Herr Assessor. Wir sind in einem Schulgebäude. Das muß Ihnen heilig sein!“

Als Vetter Felix sich zu zwingen versuchte und leise sprach, traten ihm plötzlich die Thränen in die Augen.

Zu dumm! Es sei eben ein Teufelsweib! Seit drei Jahren könne er nicht von ihr loskommen, trotzdem sie ihn immer wieder betrüge, immer wieder foppe. Liebe? Blague! Aber keinem gönne er sie! Keinem! Das Teufelsweib!

„Sagen Sie mir, Herr Assessor, auf Manneswort: halten Sie Frau Mascha nicht für keusch?“

So war wohl im Schulkorridor vorher noch niemals gelacht worden. Übrigens habe es Vetter Felix satt, sich vom Herrn Lehrer dumm machen zu lassen. Und wieder kam es über dieses Herren Lippen, genau sowie jüngst aus Maschas Munde: Bohrmann sei ein ganz gerissener Kunde, er habe fast noch geschickter als die andern zugleich Mascha und Hantinger benutzt, um in den Ring hineinzukommen. Dafür sei die Miene eines Unschuldsengels ganz gut gewesen und nun sei sie überflüssig. Vetter Felix sei auch nur gekommen, um dem Herrn, der es ja so genau nehme mit dem Ehrenpunkte, mitzuteilen, daß Mascha diesen Talgklumpen, diesen Seiltänzer, diesen Dracklin auf seiner Bude zu besuchen pflege, auch heute werde sie hingehen, zwischen fünf und sechs Uhr.

„Warum erzählen Sie mir das, Herr Assessor?“

„Neueste Diplomatie, werter Sir! Offenheit. Allerneueste sogar: Suggestion. Sie sind ja ein Draufgänger. Wissen Sie: . . . Ostende. Sie werden die gleiche Wut empfinden wie ich, Sie werden ihr auflauern, Sie werden . . . was weiß ich? Sie werden sie prügeln, und ihn, ihn besonders. Sie werden uns rächen.“

Bohrmann wußte nicht, warum, aber ihm fiel sein Aufsatz über die Karte von Palästina ein. Da hatte Fräulein Reymond ihn gelobt, weil er seiner

besseren Natur treu geblieben war. Und das letzte Gespräch fiel ihm dabei ein. Keine Sünde begehen wider den heiligen Geist! So griff er wieder zu Schwamm und Kreide, dachte dabei an die großen Hände seiner Freundin und sagte mit fester Stimme:

„Herr Assessor . . . entschuldigen Sie mich . . . meine Klasse darf nicht allein bleiben.“

Er hörte Vetter Felix noch rufen:

„Ich verlasse mich auf Ihre Natur. Sie werden zur Stelle sein. Dracklin wohnt . . .“

Bohrmann glaubte die Adresse nicht deutlich gehört zu haben.

Es fehlte noch eine Viertelstunde bis Mittag. Bohrmann nahm sich zusammen, um die Knaben nicht entgelten zu lassen, was in ihm tobte.

Wenn es wenigstens Gewißheit gewesen wäre!

Wie ein Kranker schlich er nach seiner Wohnung. Gewißheit!

An der Flurthür stand ein Geschäftsdiener, der unhöflich, wie es schien, von Hilde etwas verlangte.

„Scheren Sie sich fort,“ rief Hilde, als sie ihren Mann erkannte. „Ich werde noch heute herankommen und mich bei Ihrem Chef über Sie beschweren.“

Zerstreut trat Bohrmann ein und schloß die Thür hinter dem Manne, der unsicher brummend stehen geblieben war.

„Was wollte dieser Herr von dir?“ fragte Bohrmann, nachdem er seinen Hut abgenommen und die Schulhefte hingelegt hatte.

Hilde stand fertig angezogen, wie sonst selten am Vormittag, neben dem ungedeckten Tisch. Sie warf ein Papier hin und rief: „Da!“

Dann ging sie nach der Küche und kam nach wenigen Augenblicken mit einer ganzen Handvoll ähnlicher Papiere zurück. Sie legte sie auf den Tisch und sagte noch einmal: „Da!“

Bohrmann rückte sich einen Stuhl zurecht und las. Es waren Rechnungen, die beträchtliche Summen enthielten, Rechnungen über eine Plüschgarnitur, über Herrenwäsche, zwei Rechnungen von Kaufleuten, eine Fleischerrechnung, eine Bäckerrechnung, Rechnungen von einer Schneiderin, Rechnungen über Hüte und Torten.

„Das versteh' ich nicht,“ sagte Bohrmann aufblickend. Es wurde ihm heiß auf der Stirn. „Hast du denn noch nicht bezahlt? Hast du den Lotteriegewinn noch nicht erhoben? Wieviel macht es denn?“

„Kopfrechnen schwach,“ antwortete Hilde höhnisch. „Du kannst es leichter zusammenzählen als ich. Stört den Papa nicht, Kinder, er will seinen Namen unterschreiben. Ich habe in der Küche zu thun.“

Die Kinder saßen aneinandergeschmiegt in einem der blauen Plüsch-Fauteuils.

„Warum soll ich dir gnädige Frau sagen?“ flüsterte Siegfried. „Du bist doch Lenchen.“

Bohrmann wischte sich die Stirn ab und addierte die Ziffern der Rechnungen, als ob es eine Schulaufgabe gewesen wäre. Er war bald fertig.

569 Mark 60 Pf. Er machte die Probe und fand die gleiche Summe. Hilflos lehnte er sich zurück und hatte die Rechnungen sofort vergessen.

Gewißheit!

„Nein, ich darf nicht anfangen,“ sagte Lenchen. „Du bist der Herr. Du mußt mich um einen Kuß bitten . . . und dann mußt du jetzt du zu mir sagen. Aber nicht, weil ich Lene bin. Du mußt Mascha zu mir sagen.“

Bohrmann hörte den Namen und sah die Kinder verständnislos an. Es war wohl ein Spiel.

„Das ist langweilig,“ sagte Siegfried. „Ich möchte lieber etwas singen. Fräulein Reymond singt immer. Mascha spielen ist furchtbar langweilig.“

„Sei gut, Friede. Wenn wir uns geküßt haben, gebe ich dir auch nachher einen Kuß . . . also sage es doch: Noch einen letzten Kuß, teuerste Mascha.“

Beide Hände stützte Bohrmann auf die Tischplatte und richtete sich langsam empor.

„Du lügst, elendes, nichtswürdiges Kind,“ schrie er Lenchen an. „Du lügst und hast immer gelogen, du . . . du.“

„Hau sie durch, Papa,“ sagte Siegfried weinerlich. „Sie will immer Mascha spielen, und das ist so langweilig.“

Lenchen stieß Siegfried vom Fauteuil herunter. Dann stand sie frech auf und sagte gedehnt:

„Wir spielen man bloß Theater. Mascha spielt auch so, Theater. Jüngst, wie ich dich von nebenan

holte, da war vorher einer vom Theater dabei. Und bevor sie noch klingelte, hörte ich ganz genau: Noch einen letzten Kuß, teuerste Mascha. Wirklich und wahrhaftig, Vater. Und Friede wird von Mama ordentliche Senge kriegen, weil er nicht spielen will."

Bohrmann stand noch immer über den Tisch gebeugt und schlug unwillkürlich und gedankenlos einige Male mit der flachen Hand auf die Platte.

Er sprach zwischen den Zähnen: „Lügnerin! Lügnerin! ... Und wenn auch ... doch Lügnerin! Wie errette ich meinen Sohn, meinen Siegfried, vor dir, vor euch, vor der Lüge? Wie schütze ich ihn vor ..."

Er grub sich verzweifelt die Nägel in die Kopfhaut.

„Gelogen hab' ich nicht, Vater!" rief Lenchen. „Wirklich und wahrhaftig nicht! Neulich erst ..."

Bohrmann richtete sich langsam in die Höhe und ballte die Faust.

„Mama!" kreischte Lenchen; es sollte wie ein gellender Hilferuf klingen, absichtlich.

Sofort trat Hilde ein. Sie sah gerötet aus, als ob sie schwer gearbeitet hätte.

„Was ist denn hier wieder los?" fragte sie. „Setz' dir den Hut auf, Lenchen, und geh' mit Friede auf die Straße. Du kannst auch für 'nen Groschen Mostrich vom Kaufmann holen. Nimm die große Tasse, die angestoßene ohne Henkel."

„Ich weiß schon," sagte Lenchen, und sah wieder hübsch aus, wie sie verschmitzt lächelte.

Als die Kinder fort waren, setzte sich Hilde

ihrem Mann gegenüber, der jetzt wieder auf die unverständlichen Rechnungen schaute.

„Ich will nicht zanken," sagte sie. „Das ist jetzt nicht mehr nötig. Da sich aber wahrscheinlich das Dach heben wird, wollte ich die Kinder fort haben. Und Mostrich fehlt wirklich."

„Du kannst dich darauf verlassen, Hilde . . ."

„Freilich, gutmütig bist du. Wärst du nicht so ein Waschlappen, so wäre auch alles anders gekommen. Jetzt beantworte mir nur eine Frage! Ist es nicht wahr, daß wir von deinem Stück nichts haben werden? Daß du es wie ein dummer Bauer dem Schuft verkauft hast? Daß du das ganze Geld dort in Frankreich für dein Frauenzimmer ausgegeben hast?"

Bohrmann blickte zu Boden. Sie fuhr fort:

„Ist es nicht wahr, daß du nicht einmal mehr die Nebeneinnahmen von der Zeitung haben wirst? Daß du ein Freisinniger geworden bist? Ist es wahr, daß du auf ein Dorf zurück möchtest? Wo sie wieder meist so neu Freisinnigen nicht wollen?"

„Wer hat dir das gesagt, Hilde?"

„Und da unterstehst du dich, mir überhaupt in die Augen zu sehen? Da unterstehst du dich, mir Vorwürfe zu machen? Sieh doch die Rechnungen durch. Kein Pfennig ist für mich! Alles nur für die Kinder und für die Wirtschaft und für dich. Für dich allein! Damit die gnädige Frau sich deiner nicht zu schämen hat, damit du auf der Straße und zu Hause, bei ihr und wer weiß wo noch, fein . . ."

Bohrmann unterbrach sie tief errötend.

„Es macht 569 Mark 60 Pf. . . . Sind diese Rechnungen nicht bezahlt? . . . Aber dann sind wir ja zu Grunde gerichtet!“

„Und wer ist schuld daran?“ rief Hilde und sah ihn kampfbereit an.

Bohrmann sank auf den Stuhl.

„Es ist meine Schuld!“

„Waschlappen!“ rief Hilde und lachte ärgerlich. „Da hätte ich die Kinder gar nicht fortzuschicken brauchen.“

„Ich versteh dich ganz gut,“ sagte Bohrmann ernst. „Du meinst, ich hätte wohl ein Recht aufzubegehren.“

„Du ein Recht?“

Wie erleichtert schrie Hilde auf, und dann überschüttelte sie ihn mit alldem, was sie sich als Antwort vorbereitet hatte, wenn er sie ausschimpfte oder gar schlug. Wer weiß, wenn er sie geschlagen hätte, sie wäre noch bei ihm geblieben. Alles schleuderte sie ihm ins Gesicht, was sie ihm geopfert hätte. Ein vergnügtes Leben habe sie geführt, ein lustiges Leben mit lustigen Menschen, und aus dem habe sie der Schulmeister herausgerissen und sie zu seiner Dienstmagd gemacht, dann zur Dienstmagd der Kinder und ihr in den langen Jahren der Ehe nicht ein einziges lustiges Wort gesagt, nicht eine einzige vergnügte Stunde bereitet, habe nicht ein einzigesmal etwas anderes geredet, als langweiliges Zeug.

„Mascha Lose hat recht. Beißen kann ich nur,

so lange ich meine guten Zähne habe. Und beißen will ich, was mir schmeckt. Du immer mit deine Pflichten, Pflichten, Pflichten! Mutterpflichten! Standespflichten! Schöner Stand! Schulmeister! Mit deinen Pflichten kannst du mir den Buckel lang rutschen und mit Filzparisern! Weißt du, was du bist? Ein schlechter Mann bist du, ein schlechter Vater, ein schlechter Lehrer, ein schlechter Dichter, ein schlechter Mensch. Jetzt ists zu Ende. Jetzt will ich mir amüsieren!"

Bohrmann hatte nicht ganz aufmerksam zugehört. Tiefes Mitleid beschlich sein Herz. In vielem hatte sie recht. Sein war die Hauptschuld, seine Eitelkeit hatte ihn verleitet zu dem sündhaften Versuch, eine Rolle zu spielen, mitzutanzen in der bunten Reihe der Großstadt. Damals hatte es angefangen — mit dem kostbaren, neuen Anzug.

„Anstatt zu streiten, liebe Hilde, sollten wir gemeinsam überlegen. Ich weiß noch nicht ... es ist zu plötzlich gekommen ... und all das andere dazu ... wenn ich wirklich eine gute Stelle auf dem Lande erhielte, so könnten wir recht gut an die 20 Thaler im Jahre abzahlen."

„Könnten wir?"

Die Kinder kamen zurück. Sie hatten die Flurthür aufgelassen und waren ohne zu klingeln eingetreten. Lenchen stellte die Tasse, die in Goldbuchstaben die Worte „Zum Andenken" trug, auf den Tisch. Sie blickte neugierig zu ihrer Mutter auf.

„Es ist nur für fünf Pfennige,“ sagte sie. „Mehr gäbe es nicht, sagte der Kaufmann.“

„Du brauchst deinen Hut nicht abzulegen, Lenchen ... wir gehen gleich ...“ Hilde sagte das mit ruhiger Stimme. Sie blickte mit ihren träumerischen Augen auf Siegfried, fuhr ihm einmal langsam über den blonden Schopf, nahm Lenchen bei der Hand und ging hinaus. Vom Flur rief sie zurück:

„In der Küche liegt was für dich, auf der Maschine. Adieu, Johannes!“

Bohrmann saß teilnahmslos auf seinem Stuhle und hatte beide Arme weit über die Platte gelegt.

„Es ist nicht wahr,“ stöhnte er vor sich hin. Dann schrie er auf und weinte, bis er plötzlich etwas an seinem rechten Ärmel zupfen fühlte. Es war Siegfried, der noch jämmerlicher weinte als der Vater, und der jetzt mühsam hervorbrachte:

„Ich will es nicht wieder thun! Und wenn Lene fort ist, will ich nie wieder Mascha spielen.“

„Sie hat recht, ich bin ein schlechter Vater,“ sagte Bohrmann halblaut. „Pädagogik!“

Er nahm den Knaben auf sein Knie, und beide hörten auf zu weinen. Bohrmann konnte sich nicht überwinden, er mußte über Mascha sprechen, er mußte Siegfried fragen.

„Nicht wahr, Siegfried, du bist mein gutes Kind? Du wirst nicht lügen?“

„Nur, wenn Lene es will. Sonst lüge ich wirklich und wahrhaftig nicht. Wenn ich thu, was sie

will, kriege ich Kuchen ab. Thu ich nicht, was sie will, so haut sie mir."

„Mich," verbesserte Bohrmann und setzte das Kind entschlossen auf den Fußboden. Pädagogik! Lieber an der Ungewißheit zu Grunde gehen, als die Seele des Kindes schädigen durch solche Fragen.

Als ob er noch ungewiß gewesen wäre!

Was wohl Siegfried wußte? Was wohl Siegfried gesehen hatte? Er schickte ihn in die Küche, um der Versuchung nicht zu erliegen. Dann stellte er sich ans Fenster und starrte hinaus in den kalten, weißgrauen Septemberhimmel und herunter auf die herbstelnde Straße. Das hatte er bisher für einen prächtigen Anblick gehalten, für ein Stück Großstadt. Es waren aber nur übertünchte Mauern, all die hohen Mietspaläste, hinter jedem dieser Fenster verbarg sich eine übertünchte Höhle, und in den Höhlen gingen schreckliche Dinge vor. Wie vor der Sintflut! Warum kam kein Erdbeben, alle die übertünchten Gräber durcheinander zu werfen, sein eigenes Heim zu unterst?

Plötzlich hörte er Siegfrieds leises Weinen hinter der Thür.

„Was hast du?"

„Wir werden nichts zu essen haben," jammerte das Kind. „Sie haben nicht einmal Feuer angemacht."

Siegfried hatte recht; es war ja Mittagszeit. Bohrmann blickte zerstreut nach der Kochmaschine.

Da lag recht auffällig ein Brief. „An Johannes!“ Es war Hildes mangelhafte Handschrift. Was war das schon wieder? Er strich für Siegfried eine Schmalzstulle, dann öffnete er und las:

„Mein lieber Johannes!

Wenn du diese Zeilen lesen wirst, bin ich fort und will nicht zu dir zurückkommen. Lene ist mit, weil sie mich lieber hat als dich und weil du dir nichts aus ihr machst. Friede kann bleiben. Du hast gewiß schon erraten, daß ich mit Konrad im Einverständnisse bin. Du brauchst um mich keine Sorge zu haben. Ich werde es bei Konrad wahrhaftig besser haben als bei dir, denn er ist ein sehr ordentlicher Mensch geworden und hat sich mit Hantinger sehr verbessert. Und seine Konzession behält er ja.

„Mein lieber Johannes! Ich bedaure von ganzem Herzen, dir so großen Schmerz zufügen zu müssen.

„Mein lieber Johannes! Die Sache ist nämlich die: Von Frau Lose habe ich im ganzen 1800 Mark bekommen, wofür, wirst du gut wissen. Dreimal, jedesmal zweihundert Thaler. Das Geld habe ich für die Sachen ausgegeben, wovon die unbezahlten Rechnungen sind, weil es für die Wirtschaft aufgegangen ist. Es werden noch einige ganz kleine Rechnungen kommen, aber nicht viele. Mich geht es nichts weiter an, aber es wird gut sein für dich, als Lehrer, wenn die Rechnungen bezahlt werden.

„Gieb dem süßen Friede einen Kuß von mir. Ich vergieße heiße Thränen, weil ich ihn nicht wiedersehen soll. Gekocht habe ich nicht, wer hätte auf das Feuer aufgepaßt? Im Spinde ist etwas Suppenfleisch von gestern und drei Bücklinge. Ich werde noch Mostrich besorgen lassen.

„Mein lieber Johannes, ich bedaure aufs tiefste den Schmerz, den ich dir zufügen muß. Die allheilende Zeit wird auch für deinen Schmerz Balsam bringen, und du wirst später ohne Groll zurückdenken an deine dich hochschätzende“ — „Gattin“ war durchgestrichen —

„Hilde.

„Konrad meint, du wirst keine Schwierigkeiten machen: Er hat mich gebeten, diesen Zettel beizulegen. Ach, wenn du doch gut wärst und keine Schwierigkeiten machtest. Wegen der Scheidung und so. Du kannst dir denken, daß ich gern sobald wie möglich vor Gott und der Welt in geordneten Verhältnissen wäre. Ich vertraue zu Gott, daß du mich nicht der Schande preisgeben wirst.

„Vergiß nur ja nicht die Schulden zu bezahlen. Vielleicht gehst du zur Kietzen. Die soll gern geben und hat es auch dazu.“

Im gleichen Umschlage steckte noch ein halber Bogen, auf dem mit den kühnen und großen Schriftzügen Konrads folgendes stand:

„Menschenskind! Wie soll ich dich anreden, mein Bruder, nachdem ich dich verraten habe? Ich kann

nicht leben ohne deine Verzeihung!! Bedenke, daß die Rache des Herrn nicht immer auf das Jenseits wartet, sondern oft schon auf Erden den Sünder beim Schopfe packt. Wie Figura zeigt.

„Hilde hat festgestellt, daß wir für einander passen, und daß ich eigentlich ein ordentlicher Mensch bin. Schauderhaft, höchst schauderhaft! Es ist nicht wahr!!! Sie zieht mir den alten Adam aus, und daran werde ich erfrieren. In meinem alten Adam war mir behaglich warm. Die Hand des Herrn liegt schwer auf mir.

„Du kannst mir nicht verzeihen! O wenn du doch klug wärst! Ich flehe Euch an! Verzeiht mir.

„Dein niederträchtiger und unglücklicher Verräter und Freund

Konrad Schmidt-Lefèbvre, Direktor.“

Bohrmann legte beide Briefe zusammen, holte dann die unbezahlten Rechnungen und schob die Papiere in die Tasche. Gewiß, es war eine entsetzliche Nachricht, eine Schande vor aller Welt, wenn seine Frau ihm durchging. Aber hatte er nicht noch eine schlimmere Nachricht erhalten? Welche denn? Daß er eine große Summe schuldig war? Daß er außerdem irgendwo einer schlechten Frau eine noch viel größere Summe schuldete? Bares Geld!

Mascha!

Das erst vernichtete ihn vor seinem eigenen Gewissen. Jetzt verstand er die schamlosen Reden ihrer Freunde. Wie die alte römische Kaiserin . . . auf

den Namen kam es nicht an . . . Bezahlt hatte sie ihn! So eine war sie! Jetzt wußte er den Namen: Messalina. Ein Vermögen, ein Jahreseinkommen war er ihr schuldig geworden, dieser . . . dieser . . .

Mit schelmischer Schüchternheit war Siegfried dem Vater gefolgt. Er hatte im Küchenspind den Teller mit Fleisch und Bücklingen entdeckt und stellte den Schatz jetzt neben den angestoßenen Tassenkopf mit Mostrich, der umgefallen war. Bohrmann richtete die Tasse wieder auf, und als ob er damit den Tisch gedeckt hätte, gab er dem Knaben ordentlich zu essen. Er selbst ging hilflos auf und nieder.

Siegfried war längst gesättigt und spielte vor dem Sofa mit sich selber Schule, indem er Lieder sang und Fragen beantwortete, die das unsichtbare Fräulein Reymond an ihn stellte.

Bohrmann ging immer noch auf und nieder und zermarterte sich den Kopf. Er hätte sich ja gern in alles gefügt, wenn er nur begriffen hätte, was vorging, wenn er die Welt nur verstanden hätte! Er schämte sich! Er schämte sich besonders, Fräulein Reymond so unter die Augen zu treten.

Nicht wegen Hilde, aber wegen Mascha.

Daß Hilde ihn verließ, das war ein Unglück, vor den Menschen. Mascha war seine Sünde, vor seinem Gott.

Er fand keine Ruhe und keinen klaren Gedanken. Immer wieder schritt er auf und nieder und sann

darüber nach, was er Mascha sagen, was er Hilde schreiben sollte. Aber eigentlich sprach er immer nur mit Fräulein Reymond.

XXXVII.

Gegen drei Uhr klingelte es, so schrill, daß Bohrmann zusammenschrak. Er erkannte den Herrn, dem er öffnete, nicht gleich. Es war Direktor Hantinger, der sich sein schwarzes Bärtchen in die Höhe gezwirbelt hatte und recht verwogen aussah. Er grüßte kurz und ging, ohne eine Aufforderung abzuwarten, ins Wohnzimmer voraus. Bohrmann folgte ihm. Siegfried wandte sich flüchtig um, dann sang er unbekümmert leise weiter. Es war das Lied:

> Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
> Den schickt er in die weite Welt.

Hantinger blickte verächtlich in der Stube umher.

Er wisse alles, er wisse immer alles. Der gute Bohrmann habe Schulden. Ja, die Weiber! Hantinger besitze zwar schon den Revers, durch welchen Bohrmann auf alle Rechte verzichte und ihm, dem jetzigen Direktor, alles überlassen habe. Bohrmann solle sich nicht einbilden, irgend etwas dagegen thun zu können. Er solle sich ferner nicht einbilden, daß das Stück einen Erfolg haben werde. Es sei früher unmöglich gewesen, jetzt sei es eben knapp und zur

Not möglich, weiter nichts. Hantinger habe seinen Rechtsanwalt gefragt. Er brauche sich um Bohrmann gar nicht zu kümmern. Aber sein gutes Herz dränge ihn zu einem freundschaftlichen Vorschlage. Bohrmann habe Schulden, ein Lehrer dürfe keine Schulden haben. Er wolle ihm auf der Stelle noch einmal 500 Mark auf den Tisch legen. Dafür brauche Bohrmann nur noch die Zeilen da zu unterschreiben, mit denen er den Empfang des Geldes bestätige, für alle Zeiten auf jeden Anspruch irgend welcher Art verzichte. Das habe er zwar schon in Ostende gethan. Aber Hantinger sei ein guter Mensch und wolle Ruhe haben. Ganz einfach. Das hohe Lied Bohrmanns sei nur eine Skizze gewesen. Höchstens eine Skizze! Kaum das. Auch Raskel habe gesagt, als Sachverständiger: höchstens eine Skizze. Die Skizze sei mit circa tausend Mark über und über bezahlt. Ihr Verkäufer werde auf dem Zettel niemals genannt.

„Ich bin ganz offen, lieber Herr Bohrmann. Nach der Aufführung werden Sie doppelt froh sein. Es wird ein Reinfall werden. Aber was für Sie schrecklich wäre, ein Mißerfolg, weil Sie nur ein Lehrer sind, das ist für mich immer noch ein Relief . . . Das verstehn Sie nicht . . . Ich brauche ein Relief . . . Und Sie brauchen das Geld!“

Bohrmann holte tief Atem. So konnte er die Rechnungen bezahlen, diese beschimpfenden Rechnungen vom Schneider, vom Fleischer, vom Bäcker. Aber

wie vor Siegfried, so stand auch vor ihm die unsichtbare Lehrerin und hob warnend die Hand. Und Bohrmann sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor, für die gute Absicht. Aber Ihr Geld kann ich nicht annehmen."

Hantinger rieb sich die Hände und blickte ihn mit glänzenden Augen wie einen Todfeind an.

„So wollen Sie was von mir erpressen? Oder wollen Sie prozessieren? Nicht einmal Ihr Manuskript habe ich! Oder Sie?"

„Nichts will ich mehr," sagte Bohrmann. „Sie haben ganz recht. Ich habe mir damals alle Rechte abkaufen lassen. Das Stück, das Sie aufführen wollen, ist nicht mehr mein Stück. Auf dem Zettel dieses Stückes hat mein Name nichts zu suchen. Sie haben ganz recht! Und geschenkt nehme ich nichts von Ihnen. . . . Wenn Ihnen nicht genügt, was ich damals unterschrieb, so will ich noch einmal jedem Anspruche entsagen."

„Sie sind ein Gentleman! Liebster, teuerster Bohrmann, Sie sind ein idealer Mensch."

Bohrmann schrieb, was Hantinger verlangte, und der Direktor ging unter Freundschaftsbeteuerungen eilig fort. Bald werde er wiederkommen und Herrn Bohrmann sein nächstes Stück abkaufen, vielleicht, womöglich. Heute, am Eröffnungstage, habe er sich nur Gewißheit verschaffen wollen. Sonst habe er heute keine Sekunde frei. Aber Bohrmanns nächstes Stück . . .

Schon begleitete sich Direktor Hantinger mit lustigem Pfeifen die Treppe herunter . . .

Jetzt mußte Bohrmann also betteln gehen, zu der guten Frau Kietz. Das hatte man ihm geraten. Er wäre sonst vielleicht zu seinem Freunde Müller gegangen, der freilich kaum eine so große Summe besaß. Aber zu Frau Kietz zu gehen war nicht das Schlimmste.

Bohrmann klingelte gegenüber. Fräulein Reymond sollte Siegfried zu sich nehmen; er traf nur Frau Spindler an.

„Mit der Bettelprinzessin haben Sie kein Glück," rief Frau Spindler. „Die Sorte kenne ich! Ausverschämt sein und am Ende ins Wasser gehen, damit man mit der rückständigen Miete dasitzt. Das nennt sich dann anständig!"

„Ich bürge Ihnen für Fräulein Reymond," sagte Bohrmann entrüstet.

„Habe ich's nicht immer gesagt, daß Sie ein netter Mann sind, Herr Bohrmann? Und eine städtische Anstellung haben Sie ja auch. Kommen Sie nur 'rin in die jute Stube, und geben Sie mir die Bürgschaft schriftlich. Dann kann der Goldjunge gleich hier bleiben. Er ist bei mir besser aufgehoben, als bei die Reymond."

Bohrmann gab seine Bürgschaft schriftlich, wie Frau Spindler es verlangte. Oh Gott! Er eine Bürgschaft! Aber seinen Siegfried ließ er nicht bei der bösen, unbedachten Frau. Er faßte ihn an der

Hand und machte sich auf den Weg, wie er war. Er wollte bei Frau Kietz betteln gehen, und da war es gut, daß er nicht den kostbaren gelbgrauen Anzug trug.

Unten beim Kaufmann, der ihn herablassend behandelte, entnahm er dem Adreßbuch die Wohnung der Frau Kietz. Draußen, vor dem Rosenthaler Thor. In der Stadtgegend also, wo auch Mascha wohnte. Jetzt fiel es ihm ein, Frau Kietz hatte es ihm einmal gesagt; sie wohnte immer noch der Brauerei gegenüber, in den Räumen, in denen sie mit ihrem Seligen glücklich gewesen war.

Als es aber fünf Uhr schlug, stand Bohrmann mit seinem Knaben schon eine ganze Weile vor einem fremden Hause. Er fragte nicht einmal, ob der hier wohnte, der ... Kaiser Nero. Merkwürdig, er hatte die Adresse gar nicht gehört. Er stand eben vor einem fremden Hause und ruhte aus, auf dem Bettlerwege.

Siegfried langweilte sich nicht. Er fragte nach hundert Dingen, und sein Vater zwang sich zu richtigen Antworten. Wahrhaftig, der Junge hatte bei Fräulein Reymond ganz tapfer lesen gelernt. Wie ein Großer las er die Firmentafeln ab.

Gegenüber hielt ein Bierwagen.

„Da steht Lose-Bier darauf, Papa. Sind das die, wo du dich so geärgert hast?“

Endlich.

Vor dem Hausthor hielt eine Droschke. Mascha öffnete den Schlag. Als sie den Lehrer erblickte,

fuhr sie einen Augenblick zurück. Dann zuckte sie ärgerlich mit dem Kopf, stieg aus, bezahlte den Kutscher und ging, an Bohrmann vorüber, mit einem frech verlegenen Lächeln freundlich grüßend, ins Haus hinein.

Bohrmann sagte sich im stillen den Namen der römischen Kaiserin.

„Papa, warum drückst du mir so?"

„Du kannst ... sagen ... warum drückst du mir so die Hand ... oder warum ... drückst du mich so."

Jetzt war das Erdbeben da. Es wurde dunkel um Bohrmann, die Häuser stürzten ein, Berlin versank.

Aber nein. Gar nichts geschah. Das Leben that ihm nur so weh.

„Komm Siegfried! Sei nicht böse, wenn ich dir nicht antworte. Ich habe einen Kummer gehabt. Sei gut, mein liebes Kind."

„Was ist das: Kummer? Papa?"

XXXVIII.

Ein dickes, rotbackiges, freundliches Dienstmädchen öffnete, und Frau Kietz empfing den Lehrer mit gütigem Lächeln.

„Das ist recht, Herr Clausing, daß Sie sich 'mal sehen lassen. Und den Jungen haben Sie gleich mitgebracht. Recht so."

Sie empfing die Gäste in einem altmodischen behaglichen Zimmer, auf dem Mahagonitisch stand Kaffee und allerlei Gebäck.

„Sie müssen ein Schälchen mittrinken. So 'nen juten Kaffee kriegen Sie nicht leicht wieder in Berlin. Sie haben mir 'mal nach Karlsbad geschickt. Da bin ich nach acht Tagen durchgebrannt. Sie geben einem ja nicht ordentlich satt zu präpeln. Aber zum Kaffee nehmen sie Sahne. Und wissen Sie, Herr Clausing, det's janze Geheimnis. Nich Karlsbader Mischung und so'n Mumpitz."

Siegfried bekam Kuchen, und Bohrmann mußte eine Tasse trinken. Es that ihm gut. Er war dem Umsinken nahe.

„Nee, nee, wie Sie aber aussehen!"

Er habe mit Frau Kietz in einer schwierigen Angelegenheit allein zu reden.

Frau Kietz nickte dem Lehrer beinahe froh zu.

„Recht so! Ich kann mir schon denken!"

Sie brachte Siegfried selbst zum Dienstmädchen heraus, empfahl ihn gut und sagte, als sie zurückkam:

„Sie wollen was von der Kietzen? Heraus mit der Sprache! Oft thue ich's ungern, aber für Sie recht gern, sehr gern. Sie haben mir von Anfang an gefallen, Herr Clausing."

Bohrmann nannte verlegen seinen Namen. Er heiße nicht Clausing.

„Ich weiß ja, lieber Herr," sagte Frau Kietz, gutmütig lachend. „Ich hab's eigentlich immer ge=

wußt. Aber nu habe ich mir mal d'ran gewöhnt, und Se würden mir 'nen rechten Gefallen thun, wenn Sie mir dabei ließen. Lernen is schon schwer, aber umlernen kann ich gar nich mehr in meinem Alter. Sagen Sie lieber gleich, wieviel Sie wollen. Ich weiß ja! Talenter kommen immer in Verlegenheit."

Mit gesenkten Blicken erwiderte Bohrmann, ihn führe ihre bekannte Großmut . . . es handle sich um eine fürchterliche Sache, um eine Ehrenfrage. . . . Frau Rietz zog die Augenbrauen hoch.

„Na ja, na ja! Das ist nicht hübsch, daß Sie das auch sagen! Ist ja nich nötig! Wie ville denn?"

„Ich habe, nicht allein durch meine eigene Schuld . . . zunächst Schulden . . . abscheuliche Schulden . . . im Betrage von beinahe 600 Mark . . ."

„Recht so, recht so," murmelte Frau Rietz und schien seelenvergnügt.

„Das sind gewöhnliche Schulden. Dann brauche ich aber noch um Lebens und Sterbens willen sofort 1800 Mark, um . . ."

„Wofür halten Sie mich?" schrie Frau Rietz und ihr Gesicht wurde dunkelrot. „Halten Sie mich für dumm? Oder wollen Sie mich dumm machen? Wo soll ich das Geld hernehmen? Da glaubt jeder hergelaufene Schuldenmacher, er braucht nur an den alten, dicken Geldsack zu klopfen! Habe ich mein Geld gestohlen?"

Schwankend vor Scham und Hilflosigkeit stand Bohrmann auf und suchte nach seinem Hut.

„Werden Sie wohl sitzen bleiben, Herr Clausing! Gebildet bin ich nich! Zanken werde ich doch noch dürfen! Warum sind Sie so dumm? Warum erkundigen Sie sich nicht vorher? Alle haben sich vorher erkundigt. Und mehr als zweihundert Thaler auf einmal gebe ich nicht! Mein seliger Mann, der mehr Grütze hatte, als der Lose und seine Frau dazu, der hat mir auf dem Sterbebette noch gesagt . . . Trude, hat er gesagt, du wirst es dazu haben. Ein paar hundert Thaler für 'nen armen Teufel wirst du allemal übrig haben. Allemal, hat er gesagt. Es war ein goldenes Herz, sage ich Ihnen, nicht wie der Lose und die. Allemal, hat er gesagt, und ein paar hundert Thaler sind zweihundert Thaler, wo sie jetzt 600 Mark zu sagen. Und mehr habe ich nicht übrig. Aber zweihundert Thaler allemal.“

Sie beugte sich zu Bohrmann herab, der sich wieder gesetzt hatte und dem die Thränen in den Augen standen.

„Schämen Sie sich was! Heulen auch noch! Lassen Sie das! Ich bin herzleidend und Heulen bekommt mir nicht . . . Darum war ich in Karlsbad . . . Sie brauchen ja nur dreimal wiederzukommen, ganz recht, oder viermal . . . Sie machen mich ganz konfus, und wenn Sie sechsmal wiederkommen. Die Kietzen is allemal diejenige, welche. Allemal hat mein Seliger gesagt, und sein Wort halte ich in Ehren wie sein Andenken . . . es haben

mir viele gewollt, früher, und ich ... Na, is Ihnen wieder besser? Hab ich Sie gebissen? Zweihundert Thaler kann jeder haben, von mir, jeder. Sie nich, Herr Clausing. Sie sind nich jeder. Sie sollen mir erzählen, wo und wie."

Vor so viel Güte schwand Bohrmanns Scham. Es faßte die Hand der braven, dicken Frau und ließ sich von ihr seinen Kummer herausholen, wenigstens so viel, als er glaubte, erzählen zu dürfen. Frau Kietz beruhigte ihn dabei mit süßem Liqueur und Selterwasser, und wenn er verstummte, redete sie ihm zu.

„So dumm wie die Kietzen ist, es hat noch keinem geschadet, mit ihr zu reden ... Dummheit is nich Pocken. Sie steckt nicht an. Mein Seliger hat an die zwanzig Jahre mit mir gelebt und ist nicht dumm von geworden."

Endlich meinte sie, die Sachlage zu übersehen.

„So 'n Weibstück! Einem Manne wie Sie durchzugehen! Und mit dem Aas, dem Direktor! Da schlag einer lang hin! Lieber Sohn, wissen Se was? Seien Sie froh, und Punktum. Sela."

Bohrmann kam wieder auf die Geldfrage zurück. Der kleinere Betrag betreffe unbezahlte Rechnungen. 1800 Mark aber habe sich seine leichtsinnige Frau von einer Dame geliehen. ... Frau Kietz solle nicht fragen. ... Das müsse er zurückzahlen oder sich das Leben nehmen. Das Geld sei hinter seinem Rücken von einer unwürdigen Freundin entlehnt und offen=

bar für allerlei Prunk, für Kleider und Wäsche verbraucht worden.

„Ihnen glaube ich," rief Frau Kietz freudestrahlend. „Sie sind der erste, dem ich glaube. Den andern habe ich's auch gegeben, aber Ihnen glaube ich. Sie wären wirklich kapabel, sich das Leben zu nehmen. Wir zahlen also lieber. Heute zweihundert und morgen zweihundert ... aber hören Sie mal, lieber Sohn ... das ist ja merkwürdig! Dreimal zweihundert, sagen Sie, und für Kleider und Wäsche, sagen Sie? Nicht auch für eine Badereise? ... Nich wahr? ... Det stimmt! Just dreimal hat Ihre liebe Frau ... nee, det schlechte Frauenzimmer! Entschuldigen Sie ... dreimal hat Ihre Frau ... warten Sie mal."

Keuchend schleppte Frau Kietz ihre Fülle zu einem mahagonibraunen Cylinderschreibtisch, öffnete vorsichtig ein Sicherheitsschloß und holte ein dickes Buch hervor. Sie benetzte die Finger und fing zu blättern an.

„Det stimmt!" rief sie, und ihr Gesicht strahlte vor Vergnügen. „Sehen Sie selbst! Da: An Herrn Clausing ... entschuldigen Sie, aber das sind Sie ... zweihundert ... ich rechne immer nach Thaler ... für standesgemäße Wäsche und Kleider. Dann wie wir in Ostende waren: An Frau Clausing zweihundert für eine Badereise ihres Mannes. Dann vor vier Wochen: An Frau Clausing zweihundert für Bezahlung einer standesgemäßen Plüschgarnitur

... mein Söhnchen, mein Söhnchen! Nu wird alles jut und thut mir nischt kosten. Die Kietzen is nämlich gar nicht dumm. Sie haben geglaubt, Mascha Lose hätte das Geld hergegeben? So was! So is er nich, und so is sie ooch nich. Liebster, bester Herr Cl. . . . na ja. Was Sie geglaubt haben, is mir Jacke wie Hose. Jetzt aber wissen Sie, daß keine andre als die Kietzen die Dame is, der Sie det Geld schuldig sind! Müssen Sie sich da drum aufhenken oder erschießen? Drückt es Sie sehr? Ick habe noch satt zu essen."

Bohrmann hatte die Augen geschlossen. Als er wieder aufblickte, sah er die mütterlich gütigen Augen der Frau Kietz auf sich gerichtet.

„Und wissen Sie, was mein Seliger noch gesagt hat? Du wirst es fast immer an Lumpen wegschmeißen, hat er gesagt. Fast immer! Da hat er nicht: allemal . . . gesagt! Und Sie, Herr . . . Sie sind ein anständiger Mensch, das sagt Ihnen die Kietzen . . . ausstreichen thue ich die drei Posten nicht. Wenn Sie's einmal übrig haben, morgen oder in zwanzig Jahren, dann kommen Sie, und heute bleibt's bei zweihundert."

Schneller, als man es ihr zugetraut hätte, griff Frau Kietz zur Feder und schrieb, halblaut mitsprechend:

„Am 14. September an Herrn Clausing für Schulden seiner Frau zweihundert."

„Ach was . . . ich weiß schon, wie Sie heißen

. . . hier haben Sie zweihundert bar. Hier, und damit zahlen Sie die Rechnungen. Und nächstens steigt die Kietzen zu Ihnen hinauf und sieht sich die Wäsche von dem Jungen an und die Stiebeln! Hat er jute Stiebel, wo es jetzt schon anfängt, naßkalt zu werden?"

Bohrmann hatte beide Hände der Frau Kietz ergriffen.

„Das hätte ich nicht für möglich gehalten," sagte er leise, „daß es gar nicht wehthut . . . daß man bei einem Menschen betteln kann, ohne daß es wehthut."

„Recht so! Immer lustig! Sagen Sie's nicht weiter, aber ich will Sie was verraten. Mit dem: an Unwürdige wegschenken, das ist Unsinn; schenken macht immer Spaß, allemal. Wenn aber mal einer kommt wie Sie, ein Würdiger, dann macht's richtige Freude. Und so 'ne Freude, das ist das Schönste auf der Welt."

Frau Kietz rief Siegfried herein und wollte ihm die Taschen vollstopfen. Sie lachte über ihr ganzes rotes Gesicht, weil das Dienstmädchen das schon besorgt hatte.

„Na wart," rief sie hinaus und schüttelte sich vor Lachen. „Verfluchte Diebsbande! Euch werd' ich's besorgen."

Sie drängte Bohrmann, der seinen Abgang nicht finden konnte, mit dem Knaben zur Thüre hinaus.

„Schick deinen Papa bald wieder her. Sonst

muß ich selbst kommen, und dann geht's euch schlecht, dem Papa und dir. Du, du kleiner Bohrmann du. Nu weiß ich, wie Sie heißen."

XXXIX.

Es war dunkel geworden, als Bohrmann mit seinem Knaben wieder auf der Straße stand. Langsam schritt er dem Oranienburger Thore zu, um von dort nach den Linden zu gelangen, wo sich das Wäschegeschäft befand; diese Rechnung hätte er gern noch heute bezahlt, noch heute. Ob Siegfried noch nicht müde sei? Er werde ihm auf dem Wege die Stadtbahn zeigen und die elektrische Beleuchtung Unter den Linden.

Vom Oranienburger Thor gingen sie die Friedrichstraße aufwärts; der Lehrer machte das Kind auf die endlosen Gasflammenlinien aufmerksam und erklärte; es war ihm so dankbar und froh ums Herz, gar nicht recht verzweifelt.

„Bist du auch nicht müde?"

„Gar nicht, Papa," sagte Siegfried schlaftrunken.

An der Weidendammer Brücke blieben sie stehen, und Bohrmann zeigte dem Knaben die Stadtbahn; da fuhren glückliche Menschen über die große Spreebrücke hinaus zu fremden Völkern. Nicht immer glückliche Menschen.

Das Licht der nächsten Gaslaterne fiel auf die Anschlagssäule, an der sie standen.

In ernste Gedanken versunken, hörte Bohrmann nicht zu, während Siegfried laut die groß gedruckten Theaterzettel buchstabierte. Einen nach dem andern. Plötzlich wurde der Lehrer aufmerksam.

„Die . . . gel . . . be . . . Kat . . . ze Katto . . . wit . . . zer . . . Papa, ist das Onkel Kattowitzer? Das . . . hohe . . . Lied . . . Was ist das für ein Lied, Papa? . . . Warum hat Fräulein Reymond mich das nicht gelehrt? . . . Ist es zu hoch für mich?“

Bohrmann blickte hin. Richtig, es war ja heute die Eröffnung des Kronprinzen-Theaters. Und der Zettel, der dazu einlud, war groß genug und schreiend genug mit seiner gelben Farbe.

Die ganze untere Hälfte des gelben Zettels nahm die Ankündigung der nächsten Neuigkeit ein.

Voranzeige.

In Vorbereitung: „Das hohe Lied“.
Mysterium in fünf Akten mit Tanz und lebenden Bildern von Dr. Paul Hantinger.

Die erste Aufführung findet am 1. Oktober statt. Vormerkungen zu allen Plätzen werden täglich an der Kasse entgegengenommen.

Salomo, König der Juden . . Traugott Dracklin.
Balkid, Königin von Saba . . Afra Szekal.
Sulamit, ein Hirtenmädchen . Gusti Mauerhofer.

Bohrmann las die lange Personenreihe bis zu

Ende. Nur vier von diesen Personen hatte er erfunden. Das war nicht mehr sein Stück. Das ging ihn nichts mehr an. Er hatte nichts mehr mit dem Kronprinzen-Theater zu thun.

Sinnend überschritt er die Brücke, dann aber bog er nach rechts ein; er ging dem Ufer entlang, er hatte ja nichts zu versäumen.

Am jenseitigen Ufer rollte Wagen um Wagen nach den Theatern. Bohrmann konnte, obgleich er diese Kunststätten fast nie besucht hatte, seinem Knaben erklären, daß bald die Vorstellungen anfingen, und daß da drüben glückliche Menschen sich beeilten, vor Beginn der Stücke einzutreffen, vielleicht nicht immer glückliche Menschen. Er zeigte dem Kinde das Neue Theater, wenige Minuten später das Lessing-Theater mit seiner hohen Lichtspenderin, dahinter den Weg zum Deutschen Theater. Und weiter führte er den Knaben dem Kronprinzen-Ufer entlang, bis sie, nicht weit vom Generalstabs-Gebäude, dem Kronprinzen-Theater gegenüberstanden. Dessen weite Loggia strahlte in rotem bengalischen Lichte. Unten vor dem Portal stauten sich die Wagen, Fußgänger eilten zwischen den Pferden hindurch dem Eingange zu, berittene Schutzleute suchten schreiend die Ordnung herzustellen, und in zwei Reihen schoben sich überall Droschken und Equipagen vor.

„Warum ist es hier so hell?“ fragte Siegfried. „Ist das ein Begräbnis?“

Bohrmann fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Kein Erdbeben!" sprach er leise wie ein Gebet. „Nichts zerstören! Es ist ja schön, zuzusehen! So von ferne! Nur nicht dazugehören! Nur nicht dazugehören!"

Er ging einige Schritte weiter, wo er nicht fern von dem Geländer des Ufers im Schatten eines Baumes besser sehen konnte.

Aus den Wagen drüben stiegen Damen und Herren. Sie waren gewiß geputzt. Und berittene Schutzleute sorgten dafür, daß kein Unglück geschah.

„Ich will auch sehen, Papa."

Bohrmann nahm den Knaben auf die Schulter. Und halb gegen den Baum gelehnt, betrachtete er sich so, von ferne, die Eröffnung des Kronprinzen-Theaters unter der neuen Direktion Hantinger.

Es mußte ein großes Haus sein, Hunderte und immer neue Hunderte von eiligen Zuschauern verschlang es. Dann aber wurde die Reihe der Wagen kleiner und kleiner, das Gewoge vor dem Portal ließ nach; und es wurde still auf dem weiten Platze drüben, fast so still wie hier, wo er zuschaute und nicht dazugehörte.

Vielerlei ging ihm durch den Kopf. Da zupfte ihn Siegfried beim Ohr und sagte leise in aufgeregter Neugier:

„Du, Papa, Frau Spindler hat nicht gelogen. Da geht Fräulein Reymond wirklich ins Wasser."

„Was sagst du?"

„Frau Spindler hat es oft gesagt, zu Mama.

Und da geht sie ins Wasser. Geht sie alle Tage ins Wasser?"

Bohrmann stand wie gelähmt. Kaum zwanzig Schritt von ihm entfernt kniete eine schlanke Frauengestalt, hart am Rande der Steinmauer, die ins Wasser hinabging, auf dem Grasstreifen jenseits des niedrigen Geländers. Sie hatte ein weißes Kleid an. Bohrmann vermochte sich nicht zu regen und nicht zu rufen. Nur den Knaben ließ er, als er strampelte, zur Erde gleiten.

„Fräulein Reymond," rief Siegfried, „ich möchte auch sehen!"

Die Gestalt sprang auf. Es war Fräulein Reymond, sie griff mit beiden Händen nach den Schläfen. Dann machte sie eine Bewegung, man konnte nicht wissen, ob sie ins Wasser springen oder davonstürzen wollte.

Da rief Bohrmann heiser:

„Siegfried! Um Gottes willen! Er fällt ins Wasser!"

In seinem Eifer war Siegfried selbst dem Rande zu nahe gekommen.

Bevor Bohrmann noch zuspringen konnte, hatte Fräulein Reymond sich umgewendet und das Kind zurückgerissen. Jetzt lag sie neben Siegfried im Grase. Als Bohrmann ganz wirr dazutrat, fand er das Mädchen ohnmächtig. Aber fest hielt sie die Hand Siegfrieds in der ihren.

Er rief nicht um Hilfe, er strich ihr über Haar

und Wangen und wußte nicht, was er sonst thun sollte.

Endlich kam sie wieder zu sich. Verwirrt blickte sie zu Bohrmann auf.

„Wie kommen Sie hieher? Gerade Sie?"

„Ich habe . . . drüben . . . Sie sollten etwas genießen."

„Bitte, bitte, Tante Kläre," rief Siegfried, „ich habe so viel Kuchen."

Wenn es beim Buchstabieren recht gut gegangen war, hatte er zur Belohnung „Tante Kläre" sagen dürfen.

Er setzte sich aufs Gras neben das Mädchen und leerte eifrig seine Taschen. Er bat so lange, bis Fräulein Reymond einige Bissen zu sich nahm. Dann richtete sie sich halb empor und aß ein ganzes Stück Sandtorte. Plötzlich brach sie in Schluchzen aus und murmelte in verzweifelndem Tone:

„Pfui, pfui! So einen Hunger zu haben."

Erst als sie sich ausgeweint hatte, faßte Bohrmann sie unter beiden Armen und hob sie empor.

„Kommen Sie, kommen Sie, mein liebes, liebes Fräulein. . . . Sie wissen ja gar nicht, was alles vorgefallen ist. . . . Sie werden sich entsetzen. Aber es giebt auch gute Menschen. . . . Und ich muß Ihnen von Frau Rietz erzählen. . . . Sie werden lachen, so gut ist sie."

„Weinen wenigstens kann ich nicht mehr."

„Der Kuchen ist auch von ihr," sagte Siegfried.

„Aber ich bin schon ganz pumpsatt. Wenn ich nicht so müde wäre, hätte ich gewiß Bauchweh. Papa, ich will zu Bett."

Bohrmann nahm den Knaben auf seine linke Schulter und reichte der Freundin ganz geschickt seinen rechten Arm.

„Sie sind zu schwach, mein liebstes Fräulein: ich möchte eine Droschke nehmen, aber das Geld ist doch da, um die Rechnungen zu bezahlen. Meine Frau hat mich nämlich böslich verlassen. Bitte, sagen Sie nichts. Da ist viel zu sagen in der Sache. Aber noch mehr zu thun. Ich weiß nicht aus, nicht ein. Sie müssen mir helfen. Ich weiß mir ohne Sie nicht zu raten. Und was sollte aus Siegfried werden? Lenchen hat sie mit fortgenommen. Das arme Kind! Und doch wieder ... Siegfrieds wegen ... ach Gott!"

Sie gingen dem Königsplatze zu. Dort wollte Bohrmann in eine Pferdebahn steigen.

Siegfried war eingeschlafen. Wer sie so vorüber, gehen sah, der mußte an ein gutes Ehepaar denken das mit seinem Kinde nach Hause geht.

Fräulein Reymond sprach kein Wort. Auch nachher nicht, während sie nebeneinander in der Pferdebahn saßen und Bohrmann seinen Knaben auf den Schoß genommen hatte. Als sie aber wieder wie verstört aufblickte und zusammengezuckt war, und als Bohrmann nach ihrer Hand griff, erwiderte sie den Druck und sagte leise:

„Wenn Sie nur nicht davon sprechen!..."

Es war ein weiter Weg, die halbe Ringbahn. Sie saßen schweigend nebeneinander.

Nicht weit von ihrer Wohnung stiegen sie aus. Hier hatte Bohrmann einen Einfall, einen so guten Einfall, daß er zum ersten Male wieder lächeln mußte. In einem großen Geschäfte kaufte er Brot und ein viertel Pfund Aufschnitt und — das war der gute Einfall — eine halbe Flasche Rotwein. Fräulein Reymond sah so entsetzlich blaß aus. Und das war kein Prunk wie damals die Aalsuppe.

Bohrmann trug seinen Knaben die vier Stockwerke hinauf, und auch Fräulein Reymond hing schwer an seinem Arm. Es dauerte lange, bevor sie oben ankamen, in der Lehrerswohnung.

Dort brachte Fräulein Reymond den Knaben erst zu Bett, während Bohrmann in der guten Stube ordentlich den Tisch deckte und Brot und Wein und Aufschnitt sauber aufstellte. Er wartete geduldig. Er hörte aus dem Schlafzimmer stilles, beinahe ruhiges Weinen, wie das Weinen eines Kindes. Es war aber nicht Siegfried; der schlief fest.

Endlich trat Fräulein Reymond wieder ein; er hatte zwei Holzstühle nebeneinander an den Tisch gerückt. Sie setzte sich neben ihn, blickte ihn nicht an und sagte:

„Ich habe vorhin wohl nicht recht gehört. Was haben Sie mir erzählt?"

Bohrmann berichtete von seiner Frau, von dem

furchtbaren Schreck mit den Schulden und von der Frau Rietz. Als Fräulein Reymond nicht antwortete, sagte er unvermittelt:

„Sie sind anders, als ich, mein liebstes Fräulein. Sie sind tapfer und ehrlich! Sie haben, ohne zu straucheln, den Kampf um die Kunst aufgenommen. Aber glauben Sie mir, die Kunst ist nur zum Zusehen. Von draußen, da macht sie glücklich. Aber nur nicht dazugehören!"

„Ohne zu straucheln, sagen Sie, Herr Bohrmann. Sie sollen nicht so achtungsvoll mit mir sprechen. Um meiner Schande willen hat mich ja mein Vater fortgejagt."

„Was Sie gethan haben, mein liebes Fräulein Reymond, das kann nur ein Irrtum gewesen sein. Ich, ich habe Schändlicheres begangen, aber glauben Sie mir, auch ich nur aus Irrtum."

Jetzt blickten sie sich beide an. Bohrmann faßte die großen Hände des Mädchen und legte seine Stirn auf die Hände.

Wieder schwiegen sie eine Weile.

Er fuhr auf, als sie sich plötzlich bewegte. Schon glaubte er, sie wolle ihm diese Vertraulichkeit verbieten. Sie hatte jedoch nur nach dem Brote gegriffen.

Errötend rief sie:

„Was werden Sie von mir denken! Aber ich habe solchen Hunger."

Da wurde er vergnügt. Um ihr die Verlegenheit

zu ersparen, fing auch er zu essen an, anfangs mit Widerstreben. Dann aber ging's auch bei ihm, und bald war nicht ein Krümchen Brot mehr übrig und kein Tropfen. Nur einige Schalen von Wurstschnitten lagen auf dem Teller.

„Ich habe zu wenig eingekauft," sagte er. „Ich bin so ungeschickt. Was soll nun aus Siegfried werden?"

Fräulein Reymond hatte wieder die strahlende Größe in ihren Augen.

„Sie müssen mir noch Eines sagen, Herr Bohrmann, aber ich kann Sie nicht danach fragen."

„Sie meinen jenes Weib? Oder mein Stück? So wahr Gott lebt, ich bin frei von allem. Nur die Schlechtigkeit und die Sünde wird mich nie wieder verlassen. Wenn Sie wüßten, Fräulein Reymond, was dieses Weib mir von der Welt erzählt hat. Nichts soll hier herrschen als gemeiner Hunger, gemeine Eitelkeit und gemeine Liebe! Hundert solche Dinge hat sie mich gelehrt."

„Vielleicht ist etwas daran wahr, Herr Bohrmann. Vielleicht ist es wirklich nur Hunger und Eitelkeit und Liebe, was uns bewegt. Aber gemein muß es nicht sein, wenn es uns bewegt."

„Ach, Fräulein Reymond!"

Siegfried rief von nebenan:

„Ich habe Leibweh! Aber bitte, sag's nicht Mama'n, sonst krieg' ich eins."

„Was mach' ich nur?" rief Bohrmann. „Ich weiß mir ja gar nicht zu helfen."

„Bitte, lieber Herr Bohrmann, lassen Sie Siegfried bei mir schlafen. Um meinetwillen. Dann fühle ich mich gut zu etwas. Dann thu' ich's gewiß nicht. Dann haben Sie beide mich gerettet, Sie und Siegfried."

Der Knabe war wieder eingeschlafen. Fräulein Reymond stand auf und nahm ihn behutsam auf den Arm.

„Sie sind zu schwach, Fräulein Reymond."

„Und eben sagten Sie, ich wäre stark. . . Morgen wollen wir weiter sprechen."

Bohrmann blickte düster zu Boden.

„Morgen. Wie soll ich morgen meinen Kollegen unter die Augen treten?"

„Sie wollten ja fort von Berlin, Herr Bohrmann."

„Bleiben Sie in Berlin, Fräulein Reymond?"

„Ich werde morgen an meinen Vater schreiben, Herr Bohrmann. Ich werde ihn um Verzeihung bitten. Und ich werde ihm erzählen, daß Sie mich gerettet haben. . . . Gute Nacht, lieber Herr Bohrmann."

„Gute Nacht, liebes Fräulein Reymond."



Briefe von und an

Georg Herwegh

herausgegeben von **Marcel Herwegh**

1848

„Noch dreimal größer als die Schmach, einer fremden großen Nation zu erliegen, ist die Schmach eines Volkes, das eines einzigen Mannes Beute wird!“ Ferdinand Lassalle (1849)

„Die Franzosen können die Freiheit beweinen wie ein schönes Kind, das sie verloren; die Deutschen haben sie nie besessen.“ Georg Herwegh

1896

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Preis 3 Mark

	Mark
Björnstjerne Björnson, Neue Erzählungen	3.—
do. Über unsere Kraft. Schauspiel	3.—
Georg Brandes, William Shakespeare	20.—
Gebunden	22.50
do. Nationalgefühl. Ein Vortrag	—.50
Knut Hamsun, Mysterien. Roman	5.—
do. Neue Erde. Roman	4.—
do. Pan. Aus Lieutenant Thomas Glahns Papieren	2.—
do. An des Reiches Pforten. Schausp.	3.—
Arthur Holitscher, Weiße Liebe. Roman	3.—
J. P. Jacobsen, Niels Lyhne. Roman	3.—
Henrik Ibsen, Catilina. Drama	1.50
Sven Lange, Engelke u. a. Novellen	3.—
Martin Langen, Edith. Drama aus dem Ende dieses Jahrhunderts	2.—
Laura Marholm, Das Buch der Frauen. Sechs zeitpsychologische Porträts. 3. Auflage	3.—
do. Zwei Frauenerlebnisse. Novellen	3.50
do. Karla Bühring. Ein Frauendrama	2.—
Adolf Paul, Ein gefallener Prophet. Erzählungen	3.—
Amalie Skram, Professor Hieronymus. Roman	3.—
Alexei Suvorin, Am Ende des Jahrhunderts. Roman in 2 Bänden	4.50
Jakob Wassermann, Melusine. Roman	2.50
Frank Wedekind, Der Erdgeist. Tragödie	2.50
Theodor Wolff, Niemand weiß es. Schauspiel	1.50

Henry Becque, Die Pariserin. Lustspiel	M.	2.—
Paul Bourget, Pastelle. Skizzen .	„	3.50
Gustave Geffroy, Herz und Geist. Skizzen	„	3.50
Abel Hermant, Nathalie Madoré. Roman	„	4.—
Paul Hervieu, Im eigenen Licht. Roman	„	4.—
Octave Mirbeau, Ein Golgatha. Roman	„	4.—
J. Pavlovsky, Aus der Welthauptstadt Paris	„	4.—
Marcel Prévost, Pariserinnen . .	„	4.—
do. Kamerad Eva . . .	„	4.—
do. Halbe Unschuld. Roman	„	4.—
do. Cousine Laura. Roman	„	3.50
Fernand Vandérem, Asche. Roman	„	3.50
Vosmeer de Spie, Eine Leidenschaft. Roman	„	3.50



Druck von Hesse & Becker in Leipzig


195 427